



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

EXIF – Exzessive Internetnutzung in Familien

Zusammenhänge zwischen der exzessiven Computer-
und Internetnutzung Jugendlicher und dem (medien-)
erzieherischen Handeln in den Familien

EXIF – Exzessive Internetnutzung in Familien

Zusammenhänge zwischen der exzessiven Computer- und Internetnutzung Jugendlicher und dem (medien-)erzieherischen Handeln in den Familien

Rudolf Kammerl, Lena Hirschhäuser, Moritz Rosenkranz, Christiane Schwinge, Sandra Hein, Lutz Wartberg und Kay Uwe Petersen

14. März 2012

Wir danken den Familien und den befragten Experten für ihre Bereitschaft, an der Studie teilzunehmen.

Des Weiteren sei ENIGMA GfK für die gute Kooperation gedankt.

Ein großer Dank gilt unseren studentischen Mitarbeitern Anja Schwedler, Kathrin Joswig, Nils Dargel und Nina Hürter für die vielfältige Unterstützung und unserer Lektorin Judith Keinath.

Inhaltsverzeichnis

Abstract	5
I. Einleitung	6
II. Stand der Forschung: exzessive und suchtartige Computer- und Internetnutzung	11
III. Das medienerzieherische Handeln in Familien mit Jugendlichen	16
3.1 Veränderungsprozesse im Jugendalter	16
3.2 Veränderungen als Bewältigungsprozess für Eltern und Kind	17
3.3 Medien im Jugendalter	18
3.4 Medienerzieherisches Handeln in Familien	19
3.5 Familiäre Einflussfaktoren auf die Mediennutzung der Kinder	21
3.6 Die Verbindung von Medienerziehung und familialen Entwicklungsprozessen	22
IV. Exzessive Computer- und Internetnutzung als Suchthematik	23
4.1 Gesellschaftliche Rahmenbedingungen für die Bewertung exzessiver Nutzung	23
4.2 Soziale Konstruktion pathologischer Internetnutzung	25
4.3 Exzessive Computer- und Internetnutzung als Gegenstand problembezogener Eltern-Kind-Interaktion in Familien	26
4.4 Wissenschaftliche und subjektive Perspektiven auf die exzessive Computer- und Internetnutzung im Modell	27
4.5 Familiäre Einflussfaktoren im Vergleich	29
4.5.1 Unterschiede im medienerzieherischen Handeln	29
4.5.2 Medienunabhängige Einflussfaktoren im Vergleich	30
4.6 Die Rolle der Familie bei exzessiver oder suchtartiger Computer- und Internetnutzung	30
V. Zielsetzungen des Forschungsvorhabens und zentrale Fragestellungen	32
VI. Methodik	33
6.1 Experteninterviews	34
6.2 Gruppendiskussionen	35
6.3 Repräsentativbefragung	38
6.3.1 Erhebungsinstrumente	38
6.3.1.1 Compulsive Internet Use Scale (CIUS)	39
6.3.1.2 Familienbögen	40
6.3.2 Vorgehensweise und Durchführung der Befragung	41
VII. Darstellung der Ergebnisse	43
7.1 Gruppendiskussionen	43
7.1.1 Auswertung der Fragebögen zur Computer- und Internetnutzung	44
7.1.2 Auswertung der Gruppendiskussionen nach der dokumentarischen Methode	49

7.1.2.1	Ergebnisse der formulierenden Interpretation	49
7.1.2.2	Ergebnisse der reflektierenden Interpretation	57
7.1.3	Fazit	61
7.1.4	Steckbriefe der Familien	64
7.2	Exzessive bis pathologische Mediennutzung in Familien	
aus Sicht von Experten		70
7.2.1	Qualifikation, Diagnose und Beratung in den befragten Einrichtungen	71
7.2.2	Über den Umgang mit exzessiver Computer- und Internetnutzung in Familien	75
7.2.2.1	Zentrale Merkmale der familialen Strukturen	75
7.2.2.2	Beziehungsstrukturen in den Familien	77
7.2.2.3	Problembeschreibung, -genese und -ursachen aus Sicht der Familienmitglieder und der Experten	80
7.2.2.4	Problemverläufe und -löseversuche aus Sicht der Familienmitglieder und der Experten	83
7.2.3	Zusammenhänge zwischen den Familienstrukturen, den (medienbezogenen) Erziehungsstilen und der problematischen Computer- und Internetnutzung	85
7.2.4	Resümee und erziehungswissenschaftliche Einordnung	88
7.2.5	Triangulationsprozess – Rückblick und Ausblick	91
7.3	Quantitative repräsentative Studie	93
7.3.1	Fragestellungen	93
7.3.2	Ergebnisse	94
7.3.2.1	Deskriptive Auswertungen	94
7.3.2.2	Multivariate Modelle	115
7.3.3	Zusammenfassung und Fazit	119
7.4	Limitationen der Studie	126
VIII.	Diskussion und Interpretation	130
8.1	Integrative Analyse der zentralen Ergebnisse	130
8.2	Diskussion und Einordnung der Ergebnisse	137
IX.	Resümee und Ausblick	138
9.1	Handlungsempfehlungen	139
9.1.1	Stärkung medienbezogener Erziehungscompetenz für Eltern und Lehrkräfte	139
9.1.2	Gelingende Medienerziehung durch Erziehungspartnerschaften	141
9.1.3	Entwicklung eines interaktiven Onlinemoduls „Familie und Medien“	143
9.1.4	Beratungsangebote zum medienerzieherischen Handeln in Familien	144
9.1.5	Empfehlungen für das Förderschulwesen	145
9.2	Ausblick auf weitere Forschungsnotwendigkeit	147
	Literaturverzeichnis	150
	Tabellenverzeichnis	164
	Abbildungsverzeichnis	164
	Informationen über die Autoren	165

Abstract

Die mediale Debatte um „computersüchtige“ Jugendliche sowie eine wachsende Anzahl von Anfragen in (Sucht-)Beratungsstellen wegen exzessiver Computer- und Internetnutzung von Jugendlichen weisen darauf hin, dass es für viele Familien eine große Herausforderung darstellt, Heranwachsende in ihrem Umgang mit Computer und Internet erzieherisch adäquat zu begleiten. In dem breit angelegten Forschungsprojekt EXIF werden Zusammenhänge zwischen einer als exzessiv oder suchartig bewerteten Computer- und Internetnutzung von Jugendlichen und der (Medien-)Erziehung in den Familien untersucht.

In der vorliegenden Studie wurden Experteninterviews geführt, Gruppendiskussionen initiiert und eine repräsentative Erhebung realisiert, bei der bundesweit 1.744 14- bis 17-jährige Jugendliche und jeweils ein dazugehöriger Elternteil befragt wurden.

Ob die zeitliche Regulierung der Computer- und Internetnutzung zu einem Problem in der Familie wird, hängt von vielfältigen Faktoren ab: Als zentrale Prädiktoren erwiesen sich hierfür Sozialstatus, Geräteausstattung, Medienerziehung, elterliche Medienkompetenz sowie Funktionalität der Familie.

Dabei gibt es sowohl Familien, in denen in erster Linie die – meist formal höher gebildeten – Eltern eine zeitlich ausufernde Computer- und Internetnutzung ihrer Jugendlichen beschreiben, ohne dass es weitere Anhaltspunkte für eine pathologische Nutzung der Jugendlichen gibt (rund 9% der Familien mit 14- bis 17-jährigen Kindern in Deutschland). Darüber hinaus gibt es aber auch Familien, in denen die Jugendlichen eine suchtähnliche Internetnutzung aufweisen – aus der Perspektive der Eltern, der Jugendlichen selbst sowie aus der Perspektive der Suchtforschung (rund 6% der Familien). Sie finden sich zwar in allen gesellschaftlichen Milieus, Familien aus schwächeren sozialen Schichten und Ein-Eltern-Familien sind allerdings in dieser Problemgruppe häufiger vertreten. Ein allgemein belastetes Familienklima trägt offenbar dazu bei, dass sich die Jugendlichen hinter ihren Bildschirm zurückziehen. Ungeeignete erzieherische Maßnahmen der Eltern können diese Situation zusätzlich verschlimmern. Diese Jugendlichen sind nicht sozial isoliert, sind aber mit einigen zentralen Lebensbereichen sehr unzufrieden, insbesondere mit ihrer Familiensituation.

Von den Familien werden verschiedene Versuche unternommen, die Situation zu verbessern; diese sind jedoch meist erfolglos. Hier deutet sich ein Bedarf an, den Eltern – aber auch professionellen Beratern – geeignete Mittel an die Hand zu geben, damit sich eine (vorübergehend) problematische Nutzung nicht verfestigt.

I.

Einleitung

Rudolf Kammerl, Moritz Rosenkranz und Lena Hirschhäuser

In öffentlichen wie privaten Diskussionen um das Ausmaß der Computer- und Internetnutzung von Jugendlichen steht häufig die Frage im Vordergrund, ob der betreffende Jugendliche „computersüchtig“ sei.

Eine an allgemeinen Suchtkriterien orientierte Forschung kann die Brisanz, die das Thema für Familien hat, jedoch nur eingeschränkt erfassen. Unabhängig von der Frage, ob im pathologisch-klinischen Sinne „Sucht“ vorliegt, sorgt eine als übermäßig wahrgenommene Medienaffinität der Heranwachsenden dafür, dass Familien Belastungen ausgesetzt sind. Diese Belastungen können vielfältiger Natur sein: Familienunternehmungen wie Ausflüge oder das gemeinsame Abendessen kollidieren mit den Mediennutzungsgewohnheiten und -wünschen der Kinder. Das vehemente Einfordern und Durchsetzen eigener (neuer) Handlungsfreiheiten entgegen elterlichen Vorstellungen sind bei einem heranwachsenden Jugendlichen eigentlich nichts Ungewöhnliches – geht es hierbei aber um medienbezogene Handlungsspielräume, so vermuten einige Eltern (oft auch vorschnell) ein dahinter stehendes Suchtverhalten. Andere Eltern wiederum fürchten potenziell gefährliche Internetkontakte in Chatrooms etc. oder die Gefährdung ihrer Kinder durch politisch extreme, gewalthaltige oder pornografische Websites. Es gibt also viele potenzielle Risiken bei der Nutzung von Computer und Internet, die den meisten Eltern mehr oder weniger bewusst sind. Wie sollen sie ihren Kindern einen kompetenten Umgang mit dem Internet beibringen? Viele Eltern erleben, dass ihre Kinder die Nutzung von Computer und Internet schneller erlernen als sie selbst, und sind unsicher, wie sie die Nutzung quantitativ, aber auch inhaltlich begrenzen und begleiten sollen. Diese Unsicherheit kann zu einer Medienerziehung führen, die nicht zur Förderung von Medienkompetenz beiträgt. Gelungene Partizipation und Persönlichkeitsentwicklung vollziehen sich in einer durch Digitalität geprägten Gesellschaft und Kultur aber nur in der begleiteten Auseinandersetzung mit den Medien (BMBF 2010, S. 5). Zentrales Interesse der vorliegenden Studie, die vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend finanziell gefördert wurde, ist es also, mögliche Zusammenhänge zwischen der exzessiven Computer- und Internetnutzung Jugendlicher und dem (medien-)erzieherischen Handeln in den Familien zu untersuchen.

Im Zuge der Beratung und Behandlung von Personen, die Probleme mit dem Konsum psychoaktiver Substanzen haben, wird von manchen Wissenschaftlern¹ sowie Therapeuten komplet-

¹ Im Text erfolgt die Bezeichnung weiblicher oder männlicher Personen aus Gründen der Lesbarkeit und Übersichtlichkeit jeweils in maskuliner Form. Mit allen verwendeten Personenbezeichnungen sind stets beide Geschlechter gemeint, es sei denn, die Differenzierung ist von inhaltlicher Bedeutung.

te Abstinenz als Ziel ausgegeben. Kommt es aber zu einer problematischen oder sogar suchartigen Computer- und Internetnutzung, wäre eine Abstinenzforderung kontraproduktiv und schlecht realisierbar. So gibt es kaum noch Ausbildungsgänge, Berufe oder sonstige Tätigkeitsfelder, in denen nicht in irgendeinem Zusammenhang der (kompetente) Umgang mit Computer und Internet gefordert wird. Der adäquate Umgang mit diesem Medium bzw. Arbeitsgerät ist zu einer Kernkompetenz geworden. Gleichzeitig ist die Häufung von jugendlichen Computer- und Internetnutzern mit exzessivem bis suchartigem Nutzungsverhalten ein beunruhigendes Phänomen unserer Zeit. Ob dies eine eigenständige Suchterkrankung oder Ausdruck bzw. Bewältigungsstrategie anderer psychischer Erkrankungen ist, darüber wird derzeit in der Suchtforschung kontrovers diskutiert (vgl. zur Debatte Hayer & Rosenkranz 2011). Wichtig sind die Ergebnisse dieser Diskussion zum Beispiel hinsichtlich der Frage, wer Beratungs- und Behandlungsangebote bei exzessiver (pathologischer) Mediennutzung bezahlt. Denn wie u. a. die vorliegende Untersuchung zeigen konnte: Eltern wünschen sich zunehmend Hilfsangebote und medienerzieherische Beratung durch öffentliche Stellen. Um entsprechende Angebote zu entwickeln, bedarf es medienpädagogischer Jugend- und Familienforschung zu diesem Phänomen. Würde man sich nur auf die Untersuchung der Gruppe von Jugendlichen konzentrieren, die ein messbar suchartiges Nutzungsverhalten zeigen, blieben oben angeführte Bereiche, die ebenfalls zu Problemen mit der Mediennutzung und in der Folge zu Problemen und Streit in der Familie führen, unbeachtet.

Im Gegensatz zu einer monokausalen und monoperspektivischen Wirkungstheorie – im Sinne von „Medien machen süchtig“ – ist unter sozialisationstheoretischen Gesichtspunkten die exzessive Mediennutzung multiperspektivisch und interdependent zu betrachten (vgl. Kübler 2009): Insbesondere im Jugendalter, in dem sich das Ringen um Autonomiezuwächse und eine gewisse emotionale Ablösung im Zuge von Entwicklungsaufgaben für die Identitätsentwicklung als funktional darstellen, ist die Bedeutung des Medienhandelns im Hinblick auf Familien- und Identitätsentwicklung multiperspektivisch einzuordnen. Dies gelingt aber letztlich nur vor dem Hintergrund der Berücksichtigung der jeweiligen Einbindung des Jugendlichen in seinen spezifischen sozialen Kontext. In diesem Sinne verfolgt das Forschungsvorhaben einen Ansatz, der sich multiperspektivisch auf die Spezifika der Entwicklungsphase Jugend, das Elternverhalten – insbesondere die Medienerziehung – und das Eltern-Kind-Verhältnis stützt.

Fend (1990) u. a. zeigen, dass die Lösung altersspezifischer Entwicklungsaufgaben abhängig ist von den persönlichen Voraussetzungen der Jugendlichen (psychische Strukturen, Kompetenzen, Wertorientierungen), ihren sozialen Stützsystemen (Familie, Peers u. a.), ihren eigenständigen Entwicklungsaktivitäten und deren subjektiv als wichtig erachteten Erfolgen. Für Jugendliche kann die Identitätsbildung als eine zentrale Entwicklungsaufgabe verstanden werden, die definitionsgemäß strukturelle Veränderungen beim Menschen bewirkt, die nicht rückgängig gemacht werden können, und deren Lösung den weiteren Lebenslauf maßgeblich beeinflusst (vgl. Neuenschwander 1996, S. 26). Mit Blick auf das Phänomen der exzessiven Computer- und Internetnutzung stellt sich die Ausbildung einer selbstverantworteten Selbststeuerung als zentrale Aufgabe dar.

Das Problem der mangelnden Selbstkontrolle des Mediennutzungsverhaltens tritt im Jugendalter verstärkt dann auf, wenn neben der noch unausgereiften Verhaltenskontrolle der Jugendlichen kaum soziale Begleitung existiert, die ein Entgleiten der Computer- und Internetnut-

zung verhindert. Es ist davon auszugehen, dass dies – im Guten wie im Schlechten – auch für das Phänomen der „Mediensucht“ bei Heranwachsenden zutrifft. Familien haben ein hohes Potenzial zur Regulierung von individuellen und interpersonalen Problemlagen. Im Regelfall erfüllen sie eine Vielfalt von positiven Funktionen. Familienmitglieder können einander helfen, Problemlagen zu bewältigen. Funktionalen Familienbeziehungen wird ein protektiver Faktor gegenüber Krankheitsgenesen zugeschrieben.

Zahlreiche Forschungsarbeiten behandeln die Mediennutzung und das Medienhandeln von Kindern und Jugendlichen u. a. im Kontext der sozialen Herkunft (vgl. Lenhart 1995; Paus-Hasebrink & Bichler 2008; Feldhaus & Logemann 2006), ohne jedoch explizit aus systemischer Sicht auf die Entstehung von und den Umgang mit Problemen zur exzessiven Mediennutzung abzielen. So konstatieren Sander und Lange (2006), dass trotz einer sich in den letzten Jahren verändernden wissenschaftlichen Sichtweise in Bezug auf Medien und Familien, „leider noch viel zu spärlich Forschung zu diesem Thema“ betrieben wurde (ebd., S. 11), und regen zu einer Verschränkung familienwissenschaftlicher und medienpädagogischer Expertise an. Hier wollen wir mit unserem Forschungsvorhaben ansetzen.

Der vorliegende Bericht gliedert sich wie folgt: Nach einer kurzen Darstellung des aktuellen Forschungsstandes aus der Suchtforschung wird ein Überblick über die Bedeutung von Medien im Jugendalter und medienerzieherischem Handeln in Familien gegeben. Die Ausführungen zur Familie als System, zu Familienentwicklungsaufgaben sowie zur Bedeutung von Medien und Medienerziehung im Jugendalter bilden den ersten Teil des theoretischen Rahmens dieser Untersuchung. Ergänzt werden die theoretischen Überlegungen durch die Thematisierung exzessiver Computer- und Internetnutzung aus der Perspektive der Suchtforschung. Im Weiteren wird erörtert, inwiefern exzessive Computer- und Internetnutzung Anlass problembezogener Interaktion in Familien sein kann. Daran anknüpfend wird ein Modell dargestellt, mithilfe dessen in der vorliegenden Studie die Perspektive der Wissenschaft, die elterliche und die Perspektive der Jugendlichen selbst auf eine problematische Computer- und Internetnutzung untersucht werden. Die Einbeziehung sozialer, familialer, medienunabhängiger und medienbezogener Einflussfaktoren zur Erklärung der Entstehung bzw. Definition von Problemen bei der jugendlichen Mediennutzung sowie der Vergleich sich unterscheidender bzw. sich überschneidender Perspektiven (Wissenschaft, Eltern und Jugendliche) auf die Bewertung der Nutzung bilden den zentralen Teil der Auswertungen.

Im Anschluss an die Präzisierung der Zielsetzung und die Forschungsfragen der vorliegenden Untersuchung werden Methodik und Durchführung der drei Forschungsmodule Experteninterviews, Gruppendiskussionen und quantitative Repräsentativerhebung beschrieben. Der Ergebnisteil beginnt mit den Erkenntnissen, die aus den Gruppendiskussionen gewonnen werden konnten. Anschließend folgen die Auswertungen des zweiten qualitativen Moduls: den Experteninterviews. Der Ergebnisteil schließt mit der Darstellung deskriptiver und inferenzstatistischer Auswertungen aus der quantitativen Befragung einer repräsentativen Quotenstichprobe von Familien (Dyaden) in Deutschland. Im Diskussionsteil werden zentrale Ergebnisse aus allen drei Modulen in einer integrativen Analyse zusammengeführt und Übereinstimmungen und Widersprüche erörtert. Auch mögliche Limitationen der Studie sollen an dieser Stelle benannt werden. Abschließend werden, basierend auf den gewonnenen Erkenntnissen, Handlungsempfehlungen formuliert, so zum Beispiel Maßnahmen zur Stärkung medi-

enbezogener Erziehungskompetenz für Eltern und Lehrkräfte sowie zur Optimierung des Beratungsangebots durch Fortbildungen für die Mitarbeiter oder Anregungen für die besonderen Bedarfe des Förderschulwesens.

Eigene Vorarbeiten

In dem Forschungsprojekt EXIF wird anknüpfend an bestehende Ergebnisse und offene Forschungsfragen der Fokus auf (medien-)pädagogische und praxisorientierte Fragestellungen gelegt. Dabei kann auf eigene Forschungsarbeiten zur internetbasierten Kommunikation Jugendlicher zurückgegriffen werden. In einer Forschungsarbeit zur internetbasierten Kommunikation und Identitätskonstruktion 14- bis 16-jähriger Jugendlicher bildeten Selbstdarstellungen im Netz und Regelorientierungen den Fokus (Kammerl 2005). Dabei wurde die Ausbildung einer normativen und selbstverantworteten Selbststeuerung hinsichtlich der Nutzung digitaler Medien als zentrale und medienpädagogisch zu begleitende Aufgabenstellung sowohl theoretisch als auch empirisch belegt. Berücksichtigung fand dabei auch das Phänomen der suchtähnlichen Internetnutzung und dessen Einbindung in spezifische familiäre Kontexte (ebd., S. 100). Mit seinen Mitarbeiterinnen Sandra Hein, Lena Hirschhäuser und Christiane Schwinge legte Rudolf Kammerl in Hamburg den Fokus auf den Zusammenhang zwischen der exzessiven Computer- und Internetnutzung und dem (medien-)erzieherischen Verhalten der Eltern (Hein & Kammerl 2010; Hirschhäuser, Kammerl & Schwinge 2011; Hirschhäuser & Kammerl 2011). Dabei verwies er auf die Problematik inadäquater Suchtzuschreibung für die Gestaltung der Eltern-Kinder-Interaktion und die Schwierigkeit einer erzieherischen Bewältigung der als exzessiv wahrgenommenen Internetnutzung (Kammerl 2009). Mit der Verbindung familienwissenschaftlicher und medienpädagogischer Fragestellungen gehen in Hamburg zunehmend die interdisziplinäre Zusammenarbeit und die Verknüpfung wissenschaftlicher Arbeit mit medienpädagogischer Praxis einher. Der Praxisbezug ergibt sich durch die Mitgliedschaft in der Arbeitsgruppe „Enter-Control-Escape“, in welcher der Austausch über die fokussierte Thematik zwischen Fachkräften seit 2008 vorangetrieben wird (vgl. Kammerl & AK Enter-Control-Escape 2010). Neben den Wissenschaftlern der Universität Hamburg setzt sich der Arbeitskreis aus Mitarbeitern des Suchtpräventionszentrums, des Büros für Suchtprävention (Projekt „Netz mit Webfehlern“ – <http://www.webfehler-hamburg.de/>), verschiedener Suchtberatungsstellen, Mitarbeitern der Behörde für Arbeit, Soziales, Familie und Integration sowie Wissenschaftlern des Hans-Bredow-Instituts, des Instituts für Interdisziplinäre Sucht- und Drogenforschung und des Deutschen Zentrums für Suchtfragen des Kindes- und Jugendalters zusammen.

Aus diesem Zusammenhang resultiert auch die interdisziplinäre Zusammensetzung der Arbeitsgruppe, die in dem vorliegenden Forschungsprojekt zusammengearbeitet hat. Aus dem Institut für Interdisziplinäre Sucht- und Drogenforschung konnte Moritz Rosenkranz gewonnen werden. Seine Interessenschwerpunkte sind Computerspielnutzung, Glücksspielsucht sowie die exzessive bis suchtartige Nutzung Neuer Medien (siehe Hayer & Rosenkranz 2011). Das Deutsche Zentrum für Suchtfragen des Kindes- und Jugendalters (DZSKJ) im Universitätsklinikum Eppendorf (UKE) wirkte unter der Leitung von Prof. Dr. Rainer Thomasius, der unter anderem über die Zusammenhänge von Familie und Sucht forscht, als Kooperationspartner mit. Innerhalb dieser Kooperation waren Dr. Kay Uwe Petersen und Dr. Lutz Wartberg vom DZSKJ in das Projekt eingebunden. Kay Uwe Petersen erstellte im Auftrag des Bundesministeriums für Gesundheit (BMG) eine Studienübersicht zum Beratungs- und Behandlungsangebot

bei pathologischem Internetgebrauch in Deutschland (Petersen & Thomasius 2010a) und übersetzte die in dieser Studie verwandte „Compulsive Internet Use Scale“ (Meerkerk et al. 2009) vom Englischen ins Deutsche. Lutz Wartberg sondierte zusammen mit Kay Uwe Petersen ebenfalls im Auftrag des BMG internationale Onlineberatungsangebote zum pathologischen Internetgebrauch. Darüber hinaus befragt er Jugendliche, die mit einem pathologischen Internetgebrauch im UKE vorstellig werden, und hat zu dieser neuen Patientengruppe erste Daten publiziert (Wartberg et al. 2011).

Mit dem Hans-Bredow-Institut (HBI), das zusammen mit der FH Köln für die Landesanstalt für Medien NRW (LfM) die Studie „Kompetenzen und exzessive Nutzung bei Computerspielern: Gefordert, gefördert, gefährdet“ (Fritz et al. 2011) durchgeführt hat, stand in Hamburg ein weiterer Kooperationspartner für den fachübergreifenden wissenschaftlichen Austausch zur Verfügung. Gemeinsam mit dem HBI konnte zwischenzeitlich ein Projekt zur sekundäranalytischen Auswertung von Spielerinterviews begonnen werden, mit dem die Zusammenführung der Perspektiven aus den beiden Forschungsprojekten weiter vorangetrieben wird.

II.

Stand der Forschung: exzessive und suchtartige Computer- und Internetnutzung

Kay Uwe Petersen und Lutz Wartberg

Bereits seit den 1980er-Jahren und zunehmend seit den ersten Forschungsarbeiten von Kimberly Young ab 1996 (Young 1998) wird exzessiver Computergebrauch – sei es als Computerspiel- oder Internetnutzung – als ein nicht stoffgebundenes Suchtverhalten unter der Bezeichnung „*Internet addiction*“ thematisiert. Unter Vermeidung des wissenschaftlich problematischen Suchtbegriffes wird in Deutschland eher der Begriff der „Computer- und Internetabhängigkeit“ (Petersen & te Wildt 2012) gebraucht.

Exzessive Computerspiel- oder Internetnutzung von Jugendlichen ist eine neuere Problematik, mit der Eltern und Lehrkräfte konfrontiert sind. Dennoch dürfte der versunken Computer nutzende Jugendliche dem Computersüchtigen seltsam ähneln, den der Psychiater Prof. Dr. Steven Starker bereits vor fast dreißig Jahren beschrieben hat:

“He or she may be found in a fixed (or frozen) position before the computer monitor at any time of the day or night. The catatonic-like pose is broken only by occasional rapid-finger movements (RFM) over the microcomputer keyboard. Persistent RFM may, in fact, be the only signs of consciousness except for occasional grunts of satisfaction or groans of frustration.”
(Starker 1983, S. 556)

Während diese Beschreibung einer vollkommen auf einen Monitor fixierten Person, deren einzige Lebenszeichen Fingerbewegungen und Grunzlaute sind und die nicht mehr zur Teilnahme am Familienleben zu motivieren ist, noch satirisch überspitzt gemeint ist, ist der exzessive Computerspieler mittlerweile für Familien zunehmend zu einer Realität geworden. Rehbein et al. (2009) schätzen auf der Basis einer repräsentativen Studie bei Neuntklässlern 3 % der männlichen und 0,3 % der weiblichen Jugendlichen in Deutschland als abhängig vom Computerspielen ein.

Aspekte der Computerspielnutzung im Jugendalter

Der weitaus überwiegende Teil der Jugendlichen in Deutschland nutzt Computer-, Konsolen- und Onlinespiele allerdings als eine zeitlich überschaubare Komponente seiner Freizeitgestaltung. Nach Befunden aus der aktuellen JIM-Studie, für die der Medienpädagogische Forschungsverbund Südwest (MPFS) im Jahr 2011 insgesamt 1.205 12- bis 19-jährige Jugendliche befragt hat, spielt jeder sechste Heranwachsende täglich oder mehrmals pro Woche (allein) Onlinespiele oder Multi-User-Onlinespiele. Jeder fünfte der befragten Jugendlichen spielt in

dieser Frequenz Konsolenspiele und PC-Spiele (offline) alleine (MPFS 2011, S. 43). Allerdings berichten auch 21 % der Jugendlichen, sie würden nie spielen, „weder am Computer oder im Internet noch an der Konsole“ (ebd., S. 44). Ihre tägliche Spieldauer schätzen die Jugendlichen im Mittel auf 58 Minuten unter der Woche (Mo.-Fr.); am Wochenende wird durchschnittlich circa 20 Minuten länger gespielt (80 Min.) (ebd., S. 45). Dabei verbringen Jungen an Wochentagen etwa doppelt so viel Zeit wie Mädchen mit dem Spielen (81 Min. vs. 35 Min.) und am Wochenende steigt das Verhältnis auf fast drei zu eins (116 Min. vs. 42 Min.).

Computerspielen ist bei deutschen Jugendlichen weit verbreitet und keineswegs immer problematisch. Computerspiele können die selektive Aufmerksamkeit und visuelle Wahrnehmungsfähigkeit (Kontrastsensitivität) (Caplovitz & Kastner 2009) sowie das räumliche Vorstellungsvermögen (Rosenthal et al. 2011) verbessern. Nur zwei Stunden des Spielens von *Counterstrike* erhöhte die geteilte Aufmerksamkeit (Fähigkeit, sich auf mehrere unterschiedliche Aufgaben und Reize gleichzeitig zu konzentrieren) einer Untersuchungsgruppe signifikant gegenüber einer Kontrollgruppe (Greenfield 2009). Allerdings weist die Autorin auch darauf hin, dass das Spielen von Computerspielen handlungsorientierte Leistungsaspekte selektiv fördert, während andere (Analyse, Reflexion, kritisches Denken, Vorstellungsvermögen), eher durch Lesen begünstigte Aspekte, vernachlässigt würden. Letztlich entstünden damit möglicherweise Menschen, die schnell und impulsiv reagieren und handeln können, die aber eher Schwierigkeiten damit haben, ihre Handlungen kritisch zu hinterfragen und Handlungsalternativen zu entwickeln. Greenfield (ebd.) sieht die Mediennutzung als eine Art „geistiger Nahrungsaufnahme“ und eine Dominanz der Nutzung von Fernsehen, Computern und Konsolen als eine Art Fehlernahrung, wenn sie eine ausgewogene „Medien-Diät“ für Kinder und Jugendliche fordert. Schon aus diesem Grunde bedarf die Computer- und Internetnutzung zeitlicher Grenzen, welche die meisten Kinder und Jugendlichen allein oder mit Unterstützung der Eltern setzen können.

Abhängigkeit oder Leidenschaft?

Selbst wenn das Computerspiel über andere Freizeitaktivitäten deutlich dominiert, muss noch keine Computer- und Internetabhängigkeit vorliegen. Ohne eine gewisse Einseitigkeit der Freizeitaktivitäten gäbe es zum Beispiel keine Spitzensportler und keine Spitzenleistungen auf Musikinstrumenten. Computerspiel kann einfach eine leidenschaftlich ausgeübte Aktivität sein, die viel Zeit braucht. Vallerand et al. (2003) unterscheiden zwischen „harmonischer Leidenschaft“ und „obsessiver Leidenschaft“. Im Konzept der „harmonischen Leidenschaft“ wird eine Aktivität freiwillig als bedeutsam akzeptiert, sie verpflichtet und zwingt nicht und bleibt in Harmonie mit anderen Teilbereichen des Lebens. Dagegen entsteht „obsessive Leidenschaft“ aus erlebten Defiziten (z. B. mangelnder Selbstwertschätzung) und erfüllt eine innere Bedürftigkeit. Sie kann auch entstehen, wenn das aus der Aktivität resultierende Vergnügen unkontrollierbar wird. Obsessive Leidenschaft kontrolliert das Leben. Wang & Chu (2007) konnten in einer empirischen Studie bestätigen, dass harmonische Leidenschaft nur schwach mit Computer- und Internetabhängigkeit zusammenhängt. Je stärker ausgeprägt das Merkmal „obsessive Leidenschaft“ hingegen in einem Fragebogen war, desto höher fielen auch die Werte in einem anderen Fragebogen zur Computer- und Internetabhängigkeit aus.

Die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Konzepte der obsessiven Leidenschaft und der Sucht nach einem Verhalten sind noch wenig erforscht. Die in der bereits oben erwähnten

Studie von Rehbein et al. (2009) eingesetzten Kriterien von Computerspielsucht orientieren sich an der Diagnostik der Abhängigkeit von psychotropen Substanzen, deren Paradigma die Alkoholabhängigkeit ist (vgl. Petersen & Thomasius 2010b). Es tritt eine oft progressive „Einkengung des Verhaltensraums“ ein; die Betroffenen verausgaben über eine längere Zeitspanne den größten Teil des Tageszeitbudgets für die Computernutzung und denken auch außerhalb des Spielens an diese Aktivitäten. Zunehmender „Kontrollverlust“ entsteht, das heißt, die Personen zeigen eine deutlich reduzierte Fähigkeit, die Dauer der Computernutzung zu begrenzen. Als „Toleranzentwicklung“ wird bezeichnet, wenn immer länger gespielt wird, um einen gewünschten Effekt und einen zufriedenen Zustand zu erreichen. Ist es für die Personen nicht möglich, den Computer/das Internet zu nutzen, so treten unterschiedliche unangenehme emotionale und körperliche Zustände auf (z. B. Ruhelosigkeit, Reizbarkeit, Nervosität, Niedergeschlagenheit), die als „Entzugserscheinungen“ interpretiert werden. Als „schädlicher Gebrauch“ (anhaltender Gebrauch trotz schädlicher Folgen) kann angesehen werden, wenn verschiedenste andere Aufgaben und Interessen vernachlässigt werden und wenn trotz bewusst wahrgenommener erheblicher, eindeutig schädlicher Folgen, wie Fehlzeiten bzw. Schul- und Ausbildungsabbrüchen, Gefährdung der Karriere, Verlust des Partners oder finanziellen Problemen, die Computernutzung nicht auf ein Ausmaß ohne drohende Konsequenzen reduziert werden kann.

Ob der Begriff der obsessiven Leidenschaft für das Computerspiel oder der der Computerspielabhängigkeit benutzt wird, beides bezeichnet einen Zustand reduzierter Kontrolle über das Computerspiel, der je nach Ausmaß unterschiedlich gravierende Folgen für das psychosoziale Leben der Betroffenen hat. Während der Begriff der obsessiven Leidenschaft jedoch die Verantwortlichkeit für das Problemverhalten beim Betroffenen belässt, bezeichnet die Abhängigkeit einen pathologischen Prozess und Zustand mit reduzierter Verantwortung und deutlicher Hilfsbedürftigkeit. Gleichzeitig verweist der Begriff der Abhängigkeit auf Zustände und Prozesse, die aus stoffgebundenen Süchten wie dem Alkoholismus bereits bekannt sind.

Ein Kernproblem in der aktuellen Diagnostik zum Internetgebrauch und zu möglichen pathologischen Nutzungsmustern des Mediums sind zweifelsfrei die uneinheitlichen Diagnose-Kriterien, da aktuell weder in der „International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems“ (ICD-10) noch im „Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders“ (DSM-IV-TR)² eine eigene Diagnosekategorie für die pathologische Internet-/Computerspielnutzung existiert (Peukert et al. 2010). Dementsprechend ist es in der Versorgung von Patienten aktuell nicht möglich, eine derartige Diagnose auf Basis dieser gängigen Klassifikationssysteme zu stellen. Allerdings wird, soweit inhaltlich bekannt, in der kommenden Revision des Diagnostischen und Statistischen Manuals Psychischer Störungen (DSM-5) die Diagnose „Internetabhängigkeit“ im Anhang als Kandidat für eine Aufnahme in den Kriterienkatalog aufgeführt werden (te Wildt & Fischer 2011). Bisherige Versuche einer diagnostischen Einordnung orientierten sich zum einen an den sechs Kriterien zur stoffgebundenen Abhängigkeit bzw. an den zehn Kriterien für das pathologische Glücksspiel nach DSM-IV (ebd.). Dies führt allerdings bei verschiedenen Forschergruppen weltweit zu divergierenden Kriterienkatalogen

2 Deutsche Version des ICD-10: Internationale statistische Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme (Dilling et al. 1993) und des DSM-IV-TR: Diagnostisches und statistisches Handbuch psychischer Störungen zur internationalen statistischen Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme (Koehler & Sass 1996).

und dadurch zwangsläufig auch zu unterschiedlichen Prävalenzen. Nach Beutel et al. (2011) gibt es noch eine weitaus größere Bandbreite an Diagnosen, die aktuell diskutiert werden. Danach sehen manche Autoren die pathologische Internet-/Computerspielnutzung „[...]als Entwicklungsstörung, andere als Impulskontroll-, Zwangs- oder Persönlichkeitsstörung[...]“ oder es erfolgt die Einordnung „[...]in das Spektrum der Verhaltenssuchte[...]“ (ebd., S. 78). Es wird weiterhin diskutiert, ob es sich bei diesem Phänomen um ein eigenständiges Krankheitsbild handelt oder eher um eine Komorbidität zu einer anderen psychischen Erkrankung (Springer 2009). In der Versorgung der Patienten bzw. „in der klinischen Praxis wird deutschlandweit derzeit die Vergabe einer sonstigen abnormen Gewohnheit und Störung der Impulskontrolle (ICD-10 F 63.8) bevorzugt, um eine Einordnung in den Kriterienkatalog vornehmen zu können“ (Kratzer 2011, S. 243). Wie sich anhand dieser heterogenen Ansätze zeigt, herrscht aktuell in der Wissenschaft und in der Praxis noch eine starke Unsicherheit bzw. fehlende Einigkeit darüber, wie und in welcher Form das Auftreten einer klinisch relevanten pathologischen Internet-/Computernutzung, wie sie aktuell zunehmend bei Patienten in Behandlungseinrichtungen (Wölfling & Müller 2010) auftritt, zu diagnostizieren ist.

Auch wenn, wie beschrieben, Computer- oder Internetabhängigkeit noch keine in den internationalen Systemen der psychiatrischen Diagnostik etablierten Diagnosen (vgl. Petersen & Thomasius 2010a) sind, kann in der Praxis auf eine aus der exzessiven Computernutzung entstehende Hilfsbedürftigkeit mit in der Suchtbehandlung bewährten Methoden angemessen reagiert werden (ebd.). Falls keine spezifischen Beratungs- und Behandlungseinrichtungen in der Nähe existieren, kann Betroffenen daher angeraten werden, sich an das in Deutschland gut entwickelte Suchthilfesystem oder spezialisierte Erziehungsberatungsstellen zu wenden. Für die Behandlung als Sucht spricht weiter, dass die Betroffenen häufig selbst die weiter oben beschriebenen Suchtsymptome erleben und beschreiben, wenn sie auch durchaus ablehnen, ihre Krankheit damit in die Nähe einer Drogenabhängigkeit zu rücken.

Aus Längsschnittstudien über den Zeitraum von zwei Jahren ist bekannt, dass Computer- und Internetabhängigkeit bei Kindern und Jugendlichen über Jahre fortauern, nicht generell aus dem Bestehen anderer psychiatrischer Störungen erklärt werden und Depressionen, Ängste und reduzierte Schulleistungen zur Folge haben kann (Gentile et al. 2011). Eine andere Längsschnittstudie an einer ebenfalls großen Schülerstichprobe im Alter von 13 bis 16 Jahren fand drei Prozent süchtige Online-Computerspieler, von denen jedoch etwa die Hälfte nach einem Jahr die diagnostischen Kriterien nicht mehr erfüllte. In dieser Stichprobe war Computer- und Internetabhängigkeit nicht mit bedeutsam verminderter psychosozialer Gesundheit verbunden (van Rooij et al. 2011). Diese neueren Studien zeigen vor dem Hintergrund des Forschungsstandes (Petersen & Thomasius 2010a), dass Computer- und Internetabhängigkeit ein auch ohne Behandlung sich von selbst zurückbildendes transitorisches Phänomen sein kann, aber dass sie andererseits auch über Jahre fortbestehen kann, in denen sich die psychosozialen und gesundheitlichen Konsequenzen immer gravierender gestalten.

Für die Praxis bedeuten die bislang angestellten Überlegungen, dass eine exzessive Computer- oder Internetnutzung eines Jugendlichen nicht eindimensional auf der Basis der für das Verhalten investierten Zeit beurteilt werden kann, sondern unter Einbeziehung von potenziell bestehenden Suchtsymptomen im Zusammenhang mit der psychosozialen Situation untersucht werden sollte. Wenn sich eine Nutzung dieser Medien zum einzigen Freizeitinteresse zu entwickeln beginnt, wenn familiäre Konflikte über die Begrenzung des Spiels in Intensität und Häufigkeit zunehmen und insbesondere wenn gleichzeitig schulische oder andere Verpflichtungen aufgrund der Computer- oder Internetnutzung nicht mehr hinreichend erfüllt werden, sollte die Frage nach dem möglichen Bestehen einer Suchterkrankung gestellt werden. In diesen Fällen scheint zumindest eine Problematik der Selbstregulierung und elterlichen Fremdregulierung der Computernutzung zu bestehen. Neuere Forschungsbefunde zum pathologischen Internetgebrauch legen dazu nahe, dass die elterliche Reaktion mit strikten Regeln das exzessive Verhalten sogar noch begünstigen kann, wenn die Aufstellung der Regeln nicht auf der Basis einer guten elterlichen Kommunikation geschieht, bei der sich der oder die Betroffene in seinem oder ihrem auf den Computer bezogenen Verhalten verstanden, ernst genommen und respektiert fühlt (van den Eijnden et al. 2010). Eine positive, gute Kommunikation zwischen Eltern und Kindern über die Internetnutzung ist nach den Befunden von van den Eijnden und Kollegen (2010) dagegen ein Erfolg versprechendes Instrument zur Prävention einer exzessiven Nutzung dieses Mediums. Auf den Einzelfall der Familie abgestimmte Interventionen zur Verbesserung der familiären Kommunikation und zur Aufstellung und Einhaltung familiärer Regeln könnten daher angemessene Ersthilfemaßnahmen sein. Bei Fortbestehen der Problematik sollten spezialisierte Beratungs- und Behandlungseinrichtungen empfohlen und in Anspruch genommen werden. Umfangreiches Material für Betroffene und Angehörige sowie Adressen von qualifizierten Einrichtungen hat das Deutsche Zentrum für Suchtfragen des Kindes- und Jugendalters (DZSKJ) im Februar 2011 mit Unterstützung aus Mitteln des Bundesministeriums für Gesundheit auf der Internetseite **www.computersuchthilfe.de** zur Verfügung gestellt.

III.

Das medienerzieherische Handeln in Familien mit Jugendlichen

Sandra Hein und Lena Hirschhäuser

In diesem Kapitel wird das medienerzieherische Handeln in Familien mit Jugendlichen beschrieben. Dafür werden im ersten Teil die Besonderheiten der Entwicklungsphase Jugend erläutert. Im Anschluss erfolgt eine Beschreibung der Rolle der Familie in dieser Entwicklungsphase. Im zweiten Teil wird zunächst die Bedeutung der Medien im Jugendalter skizziert. Um die Zusammenhänge mit dem familialen Handeln aufzeigen zu können, werden dann medienbezogene und medienunabhängige familiäre Einflussfaktoren auf die Mediennutzung des Jugendlichen nach dem Modell von Six et al. (2002) zusammengefasst und das medienerzieherische Handeln in Familien anhand aktueller Studien beschrieben.

3.1 Veränderungsprozesse im Jugendalter

Jugendliche durchlaufen eine Lebensphase, in der sie sich begleitet von Veränderungen auf physischer, psychischer und kognitiver Ebene von der Kindheit ablösen und den Übergang zum Erwachsensein gestalten. Damit verbunden ist ein Wandel beruflicher oder schulischer Aufgabenbereiche, eine zunehmende Orientierung an Gleichaltrigen, eine Gestaltung der Freizeit nach eigenen Vorlieben und eine Auseinandersetzung mit elternunabhängigen Lebensentwürfen (vgl. Fend 2005). Zusammenfassend steht das Jugendalter unter dem Zeichen der zunehmenden Autonomie, die für den Einzelnen nicht nur einen positiven Zuwachs an Freiheit bedeutet, sondern gleichzeitig eine Herausforderung darstellt.

Ein zentraler Aspekt in dieser Phase ist die Veränderung der Beziehung zu den Eltern. Ziel ist, die asymmetrische Beziehungskonstellation zwischen Eltern und Kind aufzulösen, um eine stärker partnerschaftliche zu ermöglichen (vgl. Hofer & Pikowsky 2002, S. 245). Der Jugendliche ist also bestrebt, selbstständig und weniger auf die Hilfe und Entscheidungen der Eltern angewiesen zu sein. Während der Heranwachsende einen Zuwachs an Autonomie erfährt, bleibt es weiterhin eine Aufgabe der Eltern, den Adoleszenten dabei zu unterstützen, zu einem verantwortungsbewussten und autonomen Individuum heranzuwachsen. Hinter der fortwährenden Unterstützungsleistung der Eltern steht auch das Ziel, dass trotz eines Autonomiezuwachses der Jugendlichen die emotionale Verbundenheit mit den Eltern bestehen bleiben soll (ebd., S. 245 f.). In empirischen Befunden zeigt sich die Prozesshaftigkeit der Beziehungsveränderungen, denn eine Symmetrie sei erst in der späteren Adoleszenz zu beobachten. „Im mittleren und erst recht im frühen Jugendalter sind die Beziehungen noch stark asymmetrisch“ (Gerhard 2005, S. 24).

3.2 Veränderungen als Bewältigungsprozess für Eltern und Kind

Im vorliegenden Forschungsprojekt wird Familie als System verstanden, in dem die Reaktionen aller Beteiligten in Wechselwirkung zueinander stehen. Die Verhaltensweisen eines Familienmitgliedes sind nicht allein als einseitige Reaktion auf Verhaltensweisen der weiteren Interaktionspartner zu verstehen, sondern sind geprägt durch die Rekursivität dieser Abläufe (vgl. Walper 2008, S. 144 ff.). „Je häufiger sich die familieninternen Interaktions- und Kommunikationsprozesse wiederholen, desto mehr verdichten sich diese zu spezifischen Beziehungsmustern[...]“ (Schneewind 2002, S. 257). Davon ausgehend wird in der Familienforschung die Notwendigkeit betont, das Gesamtgefüge der Familie in den Blick zu nehmen, um Interaktionen und Beziehungen zwischen zwei Personen nicht ohne die anderen inner- und außerfamilialen Bezüge zu betrachten (vgl. Cierpka 2008, S. 27).

Durch die lebenslangen äußeren und innerfamilialen Veränderungen entwickelt sich Familie als ein dynamisches System ständig weiter. Beginnend mit der eigenen Ablösung von der Familie bis hin zum letzten Lebensabschnitt werden in der Psychologie für die Entwicklung der Familie phasenspezifische Aufgaben benannt. Definiert werden Familienentwicklungsaufgaben als „jene erwartbaren Wachstumsverantwortlichkeiten, die Familienmitglieder in einer gegebenen Entwicklungsstufe meistern müssen, um ihre biologischen Bedürfnisse zu befriedigen, den kulturellen Erfordernissen gerecht zu werden und die Ansprüche und Werte ihrer Mitglieder zu erfüllen“ (Hofer 2002, S. 21). Carter & McGoldrick (1988) benennen als spezifische Entwicklungsaufgabe für Familien mit Jugendlichen neben anderen Bereichen eben die Veränderung der Eltern-Kind-Beziehung.³ Für die Bewältigung der Entwicklungsaufgaben des Jugendlichen heißt dies, dass sie aufgrund des systemischen Aufbaus von Familien nicht mehr nur eine Aufgabe für den Heranwachsenden selbst, sondern auch für Eltern und Geschwister darstellt. Erforderlich ist eine den Entwicklungsaufgaben angemessene Verhaltensänderung aller Familienmitglieder, sodass ein Gleichgewicht trotz der Veränderungen wieder hergestellt wird (vgl. Hofer 2002, S. 12 f.). Veränderungen finden zum Beispiel bei der Zuweisung und Übernahme von Rollen statt. Diese müssen aufgrund der systemisch bedingten Wechselwirkungen von allen Familienmitgliedern getragen werden und sich bestenfalls ergänzen (vgl. Cierpka & Frevert 1994, S. 6). Abhängig ist die Bewältigung der Familienentwicklungsaufgaben neben der *Rollenübernahme* auch von der Art der *Kommunikation* in der Familie, der *Emotionalität*, dem Verhältnis von Sicherheit und Autonomie (*affektive Beziehungsaufnahme*), der *Kontrolle* sowie von allgemeinen *Normen und Wertvorstellungen*⁴ (vgl. ebd., S. 6–10).

Veränderungen und Aushandlungsprozesse sind in Familien mit adoleszenten Kindern nicht selten geprägt von wechselnden Phasen der Harmonie und Disharmonie (vgl. Youniss 1983) sowie von einer starken Veränderung der Affektivität des Familienklimas (vgl. Kreppner 1991, S. 327). Zwar wurde die lang währende Annahme, dass die Beziehung zwischen Eltern und ihrem adoleszenten Kind durch starke Konflikte geprägt sei, in empirischen Untersuchungen widerlegt – „[b]esonders konfliktbelastet sind nur jene Familien, die schon in der Kindheit

3 Carter und McGoldrick erweitern das ursprüngliche Modell und modifizieren zum einen spezifische Entwicklungsaufgaben für Alleinerziehende oder Stieffamilien und verweisen zum anderen auf zusätzliche Stressoren, wie z. B. Krankheiten oder berufliche Veränderungen, welche die Familie als System belasten.

4 Die kursiv geschriebenen Begriffe beziehen sich auf die Dimensionen der in der quantitativen Studie enthaltenen Familienbögen nach Cierpka & Frevert 1994, vgl. Kap. 6.3.1.2.

verstärkt Probleme aufwiesen“ (Hofer & Pikowsky 2002, S. 244) –, dennoch bleiben Differenzen bestehen zwischen dem Autonomiebedürfnis der Jugendlichen und der Bereitschaft der Eltern, diese auch zu gewähren. Zugleich zeigen empirische Untersuchungen, dass eine emotionale Verbundenheit zwischen Eltern und Jugendlichen in den meisten Familien von beiden Seiten aufrechterhalten wird (vgl. ebd., S. 246 f.). Um die individuelle Qualität der Eltern-Kind-Beziehung zu beschreiben, ermittelte Steinberg die Dimensionen „Struktur“, „Autonomiegewährung“ und „Wärme“ (vgl. Steinberg 2001, S. 8). Dabei macht der amerikanische Psychologe darauf aufmerksam, dass die Familienmitglieder unterschiedliche Wahrnehmungen der Eltern-Kind-Konflikte haben und auf unterschiedliche Weise von ihnen berührt sind (vgl. ebd., S. 5).

Die phasenspezifischen Veränderungen und Anforderungen haben auch Konsequenzen für das elterliche Erziehungskonzept und -handeln. Bereiche im Leben des Jugendlichen, die er nun autonom gestalten kann, müssen von denjenigen unterschieden werden, die weiterhin bestimmten Regulierungen unterliegen. Die Dimensionen Steinbergs bilden die Basis für Schneewinds Erziehungskonzept „[...]»Freiheit in Grenzen«, mit seinen Komponenten »elterliche Wertschätzung«, »Fordern und Grenzen setzen« sowie »Gewähren und Fördern von Eigenständigkeit« (Schneewind 2002, S. 262). Es geht in der Veränderung der Eltern-Kind-Beziehung also nicht nur darum, Autonomie zu gewähren und Verbundenheit aufrechtzuerhalten, sondern drittens auch darum, Grenzen zu setzen. Das Verhältnis zwischen Freiheit und Grenzen im erzieherischen Handeln muss ausgelotet werden, und zwar sowohl dem Alter angemessen als auch den Anforderungen unterschiedlicher Bereiche, wie z. B. Schule, Freizeit, Freunde, entsprechend.

3.3 Medien im Jugendalter

Digitale Medien, die eine Vielzahl der Lebensbereiche Jugendlicher durchdringen und (scheinbar) ständig präsent sind, bilden in diesem Kontext einen wichtigen Erziehungsbereich. Nach den Daten der JIM-Studie 2011 des Medienpädagogischen Forschungsverbundes Südwest (MPFS) sind alle Haushalte, in denen 12- bis 19-jährige Jugendliche leben, mit Computer und Internetzugang ausgestattet (vgl. MPFS 2011, S. 5). Auch die Jugendlichen selbst verfügen über eine Vielzahl an Medien: 96% besitzen ein eigenes Handy, 79% einen eigenen Computer, 52% einen eigenen Fernseher und knapp die Hälfte aller Jugendlichen verfügt über eine eigene Spielkonsole und einen eigenen Internetzugang (ebd., S. 6). Allgemein spielt die Beschäftigung mit elektronischen Medien für das Freizeitverhalten von Jugendlichen eine immer größere Rolle (Lampert et al. 2007). Nach den Befunden der KiGGS-Studie (Studie zur Gesundheit von Kindern und Jugendlichen in Deutschland) zeigen sich dabei allerdings deutliche gruppenspezifische Unterschiede. So verbringen Jungen mehr Zeit als Mädchen mit der Computer- und Internetnutzung sowie mit Spielkonsolen, während Mädchen häufiger Kommunikationsplattformen nutzen (vgl. MPFS 2011, S. 33). Jugendliche aus Familien mit geringer Schulbildung oder niedrigem Sozialstatus beschäftigen sich weitaus häufiger und länger mit elektronischen Medien (besonders Fernsehen und Nutzung von Spielkonsolen), genau wie Jungen und Mädchen aus den neuen Bundesländern und Jungen mit Migrationshintergrund (vgl. Lampert et al. 2007, S. 645). Befragt nach der Wichtigkeit der Medienaktivitäten für ihren Alltag antworten 90% der Jugendlichen zwischen 12 und 19 Jahren, dass es für sie von zentraler Bedeutung sei Musik zu hören, dicht gefolgt von der Nutzung des Internets (88%). An dritter Stelle benennen

bei der Frage nach der Wichtigkeit 80 % der Befragten die Nutzung des Handys, mit deutlichem Abstand folgen Radio hören (58 %), Fernsehen (56 %), Bücher lesen (53 %), Computer- und Konsolenspiele (43 %) und Tageszeitung lesen (40 %) (MPFS 2011, S. 15). Durch die starke Präsenz der Medien im Jugendalter ist davon auszugehen, dass diese einen hohen Stellenwert im Alltag der Jugendlichen einnehmen und dass jugendliches Handeln zunehmend medienbezogen stattfindet (vgl. Kammerl 2005, S. 78). Den kontinuierlichen Anstieg der Internetnutzungszeiten dokumentiert seit 1998 die ARD/ZDF-Online-Studie. Zur Zeit der ersten Erhebung lag die durchschnittliche Online-Zeit bei über 14-Jährigen bei 77 Minuten pro Tag. Die zeitliche Nutzung hat sich bis 2009 auf 136 Minuten fast verdoppelt und bleibt seitdem auf diesem Niveau (vgl. van Eimeren & Frees 2011, S. 347).

In der Forschung werden die verschiedenen Facetten des medialen Angebots untersucht. Geserick (2005, S. 30) betont beispielweise die besondere Bedeutung digital-interaktiver Medien als „Katalysatoren bei der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben“ und beschreibt ihre Funktionen bei der „Identitätsfindung“, der „psychosexuellen Entwicklung“ sowie bei der Teilnahme an „gesellschaftlichen Beziehungen und Prozessen“ (ebd.). Zunehmend wird der Nutzung von Medien im Kindes- und Jugendalter auch eine Funktion beim Umgang mit Belastungen zugestanden. Empirisch konnte „Mediennutzung“ als eine zusätzliche Strategie der Stressbewältigung belegt und benannt werden (Eschenbeck et al. 2010).

3.4 Medienerzieherisches Handeln in Familien

Auch wenn die Selbstständigkeit im Jugendalter zunimmt, bleibt es einerseits Aufgabe der Eltern, den Heranwachsenden die Teilnahme an einer mediatisierten Gesellschaft nicht zu verwehren sowie den kompetenten Umgang mit Medien zu fördern, und andererseits Risiken von ihnen fernzuhalten – zu Letzterem zählt auch, exzessiven oder problematischen Medienkonsum zu erkennen und angemessen darauf zu reagieren. Anhand verschiedener gesellschaftlicher Ausgangssituationen und Studienergebnisse kann jedoch gezeigt werden, dass die Erfüllung des erzieherischen Auftrags in einigen Familien auf Schwierigkeiten stößt: Zunächst können die Eltern als „*digital immigrants*“ (Prensky 2001) teils nur begrenzt auf Erfahrungen und Kompetenzen im Umgang mit Medien zurückgreifen. Gleichzeitig zeigt sich, dass nicht nur medienbiografische Unterschiede, sondern auch unterschiedliche (mediale) Interessen von Eltern und Kindern den generationsspezifischen Zugang zu Medien bestimmen. In einer Befragung in Basel gaben über 90 % der Eltern an, täglich oder mehrmals wöchentlich im Internet zu sein, nur ein geringer Anteil dieser Eltern nutzte aber gestalterische Anwendungen und Computerspiele (vgl. Steiner & Goldoni 2011, S. 2). Das mediale Angebot ist durch permanente technische Entwicklungen oft unübersichtlich, sodass es eines andauernden Engagements der Eltern bedarf, sich über das aktuelle Mediennutzungsverhalten ihres Kindes zu informieren. Das anwachsende Konglomerat an Anwendungsmöglichkeiten im Internet erschwert es den Eltern womöglich zusätzlich, den Überblick zu behalten – die Nutzung eines internetfähigen Gerätes erlaubt es zum Beispiel, parallel nach Informationen zu suchen, sich mit Freunden in verschiedenen sozialen Netzwerken auszutauschen, Hausaufgaben zu erledigen und sich mit Spielen oder Sendungen zu unterhalten. Äußerlich ist meist nicht zu unterscheiden, welches inhaltliche Angebot ein Konsument gerade nutzt. Auch der zunehmend ortsunabhängige Zugriff auf das Internet durch die Verbreitung von Smartphones könnte das

Gefühl der Unkontrollierbarkeit verstärken. Das Konzept der harmonischen und obsessiven Leidenschaft (vgl. Kapitel II.) verweist auf eine weitere Schwierigkeit für Eltern, das Medien-nutzungsverhalten des Jugendlichen zu begleiten. Sie müssen erkennen, wann ein exzessives Verhalten obsessiven Charakter hat und damit negative Folgen für den Jugendlichen impliziert und wann es sich um eine zeitintensive Leidenschaft handelt, die in das Leben des Jugendlichen harmonisch integriert ist. Damit Eltern den Überblick über Nutzen und Risiken bei der Mediennutzung behalten können, bedarf es daher eines hohen Maßes an Aufmerksamkeit für ihr Kind und (medien-)erzieherischem Engagement.

Zum medienerzieherischen Handeln in Familien belegt die FIM-Studie 2011⁵, dass abhängig vom Alter der Kinder und von dem sozioökonomischen Status etwas mehr als die Hälfte der Eltern Regeln zur Dauer und bzgl. der Inhalte der Computer- und Internetnutzung aufstellt. Regeln zur PC- und Konsolenspielnutzung existieren in 71 % der Familien (vgl. MPFS 2012, S. 18 f.). Dabei ist bemerkenswert, dass mehr Eltern mit niedriger Schulbildung Regeln zur Computer- und Internetnutzung aufstellen als Eltern mit mittlerer oder höherer Schulbildung (vgl. ebd., S. 20). Zu unterscheiden sind das Aufstellen von Regeln und das Führen von Gesprächen bzgl. der Mediennutzung des Kindes. In einer österreichischen Langzeitstudie wird gezeigt, dass die Anzahl der Familien mit Regeln bezüglich der Internetnutzung ansteigt, der kommunikative Teil der Medienerziehung, d.h. Gespräche über die Medien oder das gemeinsame Nutzen von digital-interaktiven Medien, jedoch weiterhin seltener stattfindet (vgl. Pfarrhofer 2011, S. 31). In der FIM-Studie 2011 wird ebenfalls berichtet: Gespräche über die Dauer der Nutzung finden nur in 40 % der Familien täglich/mehrmals in der Woche statt. Noch weniger Familien sprechen über das Internet oder Dinge, die mit dem PC zu tun haben (34 %), über Computerspiele (14 %) und über die Funktion bzw. die Anschaffung von Mediengeräten (6 %) (vgl. MPFS 2012, S. 39). Insbesondere in sozial schwächeren Familien sei oftmals kein ausreichendes Bewusstsein dafür vorhanden, welche Bedeutung Medien in den Lebenswelten Jugendlicher einnehmen (vgl. Paus-Hasebrink 2010, S. 21). So fehlt es in den Familien an einer begleitenden und reflektierten Medienerziehung, wie auch die Daten der Baseler Studie „Medienkompetenz und medienerzieherisches Handeln von Eltern“ aus dem Jahr 2011 belegen: Eltern von 10- bis 17-jährigen Kindern und Jugendlichen aus bildungsfernen Milieus zeigen ein geringeres Medienerziehungshandeln als formal höher gebildete Eltern (vgl. Steiner & Goldoni 2011, S. 90). Erkennbar sei dies im Bereich der begleitenden und teilhabenden Mediennutzung (aktive Mediation), bei der es darum geht, „über die medialen Inhalte mit den Kindern zu diskutieren und sie ihnen verständlich zu machen“ (ebd., S. 42). Zum anderen betreffe dies auch den Bereich der restriktiven Mediation (Einschränkungen der Mediennutzung bezüglich zeitlicher, technischer, kommunikativer oder inhaltlicher Aspekte) (ebd.).⁶

Insgesamt betrachtet zeigen die Ergebnisse, dass die Erziehungsverantwortung für den Bereich der digital-interaktiven Medien nicht in allen Familien gleichermaßen geweckt worden ist.

Welche Gefahren aus einer unzureichenden Aufmerksamkeit für die kindliche Mediennutzung erwachsen, zeigt zum einen die Debatte um exzessiven bis pathologischen Internetge-

5 Die FIM-Studie – Familie, Interaktion und Medien – wurde vom Medienpädagogischen Forschungsverbund Südwest durchgeführt und untersucht die Kommunikation und Mediennutzung in Familien.

6 Letzteres stellt einen Unterschied zu den in Deutschland erhobenen Daten der FIM-Studie dar (vgl. MPFS 2012, S. 20).

brauch. Zum anderen wurden in der Studie EU Kids Online (2010) Risiken auf inhaltlicher Ebene identifiziert. Dies betrifft beispielsweise den Kontakt mit belastenden oder verletzenden nutzergenerierten Inhalten in Hassforen oder auf Internetseiten zu Pro-Anorexia (vgl. EU Kids Online 2010, S. 3). Für die elterliche Medienerziehung ist bedeutsam, dass Eltern potenzielle Risiken für das eigene Kind oft unterschätzen: In der EU Kids Online Studie 2010 heißt es zum Beispiel: „[...] 61 % der Eltern, deren Kinder bereits Online-Kontakte offline getroffen haben, sind überzeugt davon, dass ihre Kinder das noch nicht getan haben“ (ebd., S. 3). Dabei nehmen insbesondere im Jugendalter die Risiken zu: Nur 13 % der jüngeren Kinder (9- bis 10-Jährige) wurden mit einem oder mehreren Risiken konfrontiert. Mit zunehmendem Alter wächst der Anteil der Betroffenen, sodass Jugendliche mit 15 bis 16 Jahren schon zu 61 % mit Risiken konfrontiert wurden (vgl. ebd., S. 4). Diese Ergebnisse betonen, dass auch Eltern mit Jugendlichen ihren medienerzieherischen Auftrag, der beinhaltet Risiken zu erkennen, nicht vernachlässigen dürfen, auch wenn die rechte Balance zwischen Kontrolle und Autonomie im medienerzieherischen Handeln schwer zu finden ist.

3.5 Familiäre Einflussfaktoren auf die Mediennutzung der Kinder

Eltern sind gefordert, Medien in ihr alltägliches Erziehungskonzept aufzunehmen. Dabei sollte ihnen bewusst sein, dass Medienerziehung nicht nur aus der Einforderung von Regeln zum Umgang mit Medien besteht. Medienerziehung umfasst nach Six et al. auch die *elterliche Vorbildrolle* sowie jegliche *Interaktionen über Medien* mit Kindern und Jugendlichen. Dazu gehören Regeln und Verbote sowie die Kritik an der kindlichen Mediennutzung und die Förderung von allgemeinen und medienbezogenen Kompetenzen. Letztlich gehört dazu auch die gemeinsame Nutzung von Medien (vgl. Six et al. 2002, S. 215 f.).

Wurden bislang vor allem medienbezogene Probleme aufgezeigt und Medienerziehung als Herausforderung betrachtet, soll nun der Überblick von Six et al. (2002) das Feld des Medienhandelns in Familien erweitern. Denn familiäre Einflussfaktoren auf die Mediennutzung sind nicht auf das medienerzieherische Handeln der Eltern reduziert, sondern lassen sich in medienbezogene und medienunabhängige Einflussfaktoren unterteilen. Erstere umfassen die *Medienkompetenz der Eltern*, ihre *medienbezogenen Einstellungen*, ihre *Mediennutzung* – auch im Hinblick auf die elterliche Vorbildrolle – und ihr *Medienerziehungskonzept und -handeln*. Zweitens haben ebenso medienunabhängige Faktoren wie zum Beispiel das *Familienklima*, *Interaktions- und Kommunikationsprozesse* in der Familie, der *Erziehungsstil*, *soziostrukturelle* und *soziodemografische Ausgangslagen* oder *Werte und Normen* Einfluss auf die Mediennutzung des Kindes (ebd., S. 213 ff.). Beispielsweise beschreiben Six et al.,

„dass sich die Kommunikationsmuster der Familie auch auf die Kommunikationskompetenz der Kinder auswirken (nicht nur auf ihre Sprachkompetenz, sondern zum Beispiel auch auf die Fähigkeit, sich auf verschiedene Sichtweisen und Argumente einzulassen, mitzudenken und kritisch zu hinterfragen), die eine wichtige Basiskompetenz von Kindern und für ihre Mediennutzungsweise ausmacht“ (ebd., S. 215).

Letztlich verweisen Six et al. auch auf die Bedeutung von *strukturellen Familienmerkmalen* (z. B. die Anzahl der Geschwister), *aktuellen Schwierigkeiten* und *Zwängen des Alltags* (z. B. durch die Erwerbstätigkeit der Eltern), wenn es um die Bedingungen der kindlichen Mediennutzung geht (vgl. ebd., S. 213).

3.6 Die Verbindung von Medienerziehung und familialen Entwicklungsprozessen

Eben wurde skizziert, welche Faktoren des familialen Miteinanders Einfluss auf die Mediennutzung nehmen. Vor diesem Hintergrund ist davon auszugehen, dass auch die beschriebenen Familienentwicklungsaufgaben im Zusammenhang mit dem medienerzieherischen Handeln der Eltern und der Mediennutzung des Jugendlichen stehen. Die Zusammenhänge zwischen Mediennutzung und vorherrschenden Erziehungsstilen in den Familien untersuchte Süss in seiner Habilitationsschrift. Wie auch aus anderen Studien hervorgeht, zeigte er, dass die Zusammenhänge nicht einheitlich sind, sondern je nach Medium und Altersgruppe variieren (vgl. Süss 2004, S. 216). Gemäß des Zuwachses an Autonomie in der Adoleszenzphase ist zu beobachten, dass der Einfluss der Eltern auf die Mediennutzung mit zunehmendem Alter abnimmt (vgl. ebd., S. 220 ff.). Dass die Regulierung der Mediennutzung aber auch Konfliktpotenzial bereithält, zeigt sich insbesondere bei Kindern und Jugendlichen, die viel Zeit mit Medien verbringen, denn bei diesen kommt es häufiger zu Auseinandersetzungen (vgl. Hurrelmann & Andresen 2010, S. 7; Süss 2004, S. 220). Teil der familialen Interaktion sind demnach auch Aushandlungsprozesse über die Mediennutzung, in denen offenbar die Balancierung von Freiheit und Grenzen eine Rolle spielt.

Aus dem oben Dargestellten geht hervor, dass Medien Einfluss auf das Familienleben nehmen, indem sie zum Beispiel Raum für die innerfamiliale Kommunikation bieten und zur Strukturierung des Alltags beitragen. Genauso aber wird die *Art der Mediennutzung* beeinflusst vom individuellen Interaktionsverhalten der Familien, von ihren Strukturen und aktuellen Anforderungen. Zwischen den Medien und den familialen Strukturen gibt es eine Korrelation.

Medien sind heutzutage integraler Bestandteil von Sozialisation in den Familien (vgl. Kammerl 2011). Es ist daher davon auszugehen, dass weder die Mediennutzung noch die Medienerziehung getrennt von dem allgemeinen Beziehungsgefüge und von strukturellen Merkmalen der Familie verstanden werden können. Diese Ausgangslage muss in die Untersuchung exzessiver Computer- und Internetnutzung einbezogen werden. Im nächsten Abschnitt soll nun der Problembereich „exzessive Computer- und Internetnutzung von Jugendlichen als Suchthematik“ dargestellt und der familiäre Einfluss auf die Nutzung näher erläutert werden.

IV.

Exzessive Computer- und Internetnutzung als Suchtthematik

Rudolf Kammerl, Lena Hirschhäuser und Lutz Wartberg

Die Wahrnehmung und Bewertung der Computer- und Internetnutzung Jugendlicher als exzessiv, pathologisch oder suchartig erfolgen in einem besonderen historischen und sozio-kulturellen Kontext. In einem ersten Schritt werden deshalb Hinweise auf relevante Merkmale des gesellschaftlichen Kontextes gegeben. Im darauffolgenden Abschnitt wird die etwaige Problemwahrnehmung in Familien auf einer theoretischen Basis skizziert, um dann anhand empirischer Befunde den Einfluss der Familie auf die alltägliche, exzessive oder suchartige Mediennutzung von Kindern und Jugendlichen zu beschreiben.

4.1 Gesellschaftliche Rahmenbedingungen für die Bewertung exzessiver Nutzung

Die dynamische Transformation zu einer digital vernetzten Gesellschaft ist durch Nutzungszahlen relativ gut belegt. Für die Altersgruppe der Jugendlichen kann dabei auf die JIM-Studien zurückgegriffen werden. Seit 1998 werden durch den Medienpädagogischen Forschungsverbund Südwest in einem jährlichen Turnus mehr als 1.000 Jugendliche nach ihrer Mediennutzung befragt. Eine Zusammenstellung von Kennzahlen aus den letzten 13 Jahren macht die schnellen Veränderungen bei der Mediennutzung sichtbar. Innerhalb weniger Jahre ist bei den Jugendlichen der Anteil derjenigen, die täglich oder mehrmals die Woche online sind, von unter 10 % auf über 90 % angestiegen. Das Verhältnis von Nichtnutzern zu Nutzern hat sich also umgekehrt. Der Großteil der Jugendlichen ist heute täglich online.

Die Zahlen der JIM-Studien dokumentieren eine sehr dynamische Veränderung des unter statistischer Perspektive „normalen Verhaltens“ in dieser Altersgruppe in sehr kurzer Zeit. Während 1999 allein die Tatsache, dass man täglich oder mehrmals die Woche das Internet nutzt, ein statistisch auffälliges Verhalten gewesen wäre – bezogen auf den Durchschnittswert aller Jugendlichen –, so ist das heute der statistische Normalfall. Damit wird deutlich, dass in diesem Bereich unter rein statistischen Gesichtspunkten die Zuordnung dessen, was „normales“ und was auffälliges Verhalten ist, einem schnellen Wandel unterworfen ist. Verglichen mit der Gesamtbevölkerung sind Jugendliche die Altersgruppe der intensivsten Internetnutzer. Insgesamt nimmt aber auch in den anderen Gruppen die Internetnutzung schnell zu.

Die Dynamik der Entwicklung verdeutlicht die Herausforderungen an die Gestaltung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, innerhalb derer Heranwachsende mit digitalen Medien aufwachsen. Wie sind diese Bedingungen weiterzuentwickeln? Für die weitere Entwicklung der Internetnutzung haben allgemeine sich wandelnde Bedingungen Relevanz, wie

z. B. der 2012 noch weiter im Ausbau begriffene Netzzugang, der aktuell noch unterschiedliche Netzbandbreiten auf dem Lande und in den Ballungsgebieten impliziert. Ebenso ist auf das Missverhältnis zwischen gültigen rechtlichen Regelungen und gängiger Praxis im Netz zu verweisen, das sich zum Beispiel im Bereich des Datenschutzes in Konflikten zwischen den Datenschutzbeauftragten und den Anbietern von Social Communitys, wie z. B. *Facebook*, manifestiert. Hier wird deutlich, dass gerade weltweit agierende Internetunternehmen nicht immer bereit sind, die national gültigen Rechtsnormen umzusetzen. Dabei zeigt sich, dass die Fortschreibung und Durchsetzung geltender Rechtsnormen mit der Dynamik der sich wandelnden Internetnutzung schwer Schritt halten.

Fokussiert auf die spezifischen gesellschaftlichen Einrichtungen und Regelungen für Kinder und Jugendliche stellt sich die Situation ähnlich dar. Sowohl die institutionalisierten Enkulturationshilfen (also Schulen, schulähnliche Einrichtungen, außerschulische Einrichtungen wie z. B. Jugendzentren), aber auch der verfassungsrechtlich verankerte Jugendmedienschutz wurden einst als gesellschaftliche Reaktion auf die besonderen Merkmale der menschlichen Entwicklung und die damit verbundenen Schutz- und Förderbedarfe etabliert. Um ihren Aufgaben gerecht zu werden, müssen sie auf die dynamische Verbreitung der Internetnutzung reagieren. Neben den Inhalten wirft auch der zeitliche Umfang der Internetnutzung im Bildungssystem, aber auch im Jugendschutz Fragestellungen auf, die bislang unbeantwortet sind.

Die Fähigkeit, digitale Medien sowohl für das Individuum als auch für die Gemeinschaft bereichernd zu nutzen, ist nicht angeboren. Deshalb sind gesellschaftlich organisierte Hilfestellungen nötig. Diese sind aber derzeit ebenfalls noch nicht entwickelt. Im internationalen Vergleich zeigt sich, dass in Deutschland ein überdurchschnittlicher Ausstattungsgrad privater Haushalte mit Computern und Internetanschlüssen (Konsortium Bildungsberichterstattung 2006, S. 60 ff.) im besonderen Maße mit Schulen einhergeht, die ein nachrangiger Lernort für computerbezogene Kompetenzen sind. In der JIM-Studie 2011 gaben nur 22 % der befragten Jugendlichen an, *mit* Computer und Internet auch *in der Schule* mehrmals die Woche zu arbeiten (vgl. MPFS 2011, S. 36). Schulische Medienerziehung ist nach wie vor nicht ausreichend verbindlich verankert (vgl. Kammerl & Ostermann 2010).

Ein ähnliches Spannungsfeld zeigt sich im Bereich des Jugendmedienschutzes. Während es zu Fernsehen und Trägermedien ein gut funktionierendes System von Selbstkontrolle und Fremdkontrolle gibt, gilt dies für den Bereich der Onlinemedien nur eingeschränkt. Internetangebote, die in Deutschland aufgrund ihres jugendgefährdenden Charakters eine Altersbeschränkung haben müssten, sind im Netz frei zugänglich. Dazu kommt, dass insbesondere bei den Medien, bei denen sich die Konzepte des Jugendmedienschutzes noch in der Fortentwicklung befinden, weniger Kontrolle der Eltern stattfindet (HBI 2007; Theunert & Gebel 2007). Mit der zunehmenden öffentlichen Berichterstattung über die Phänomene exzessiver Internetnutzung werden Forderungen aufgestellt, das Abhängigkeitspotenzial von Onlinespielen bei der Alterseinstufung der USK (Unterhaltungssoftware Selbstkontrolle) zu berücksichtigen (Pfeiffer et al. 2009; Drogenbeauftragte 2012, S. 51). Ob und wie dieser Aspekt im Jugendschutz Berücksichtigung finden könnte, ist derzeit aber noch offen.

Ein Blick auf die Entwicklung der Internetnutzungszeiten zeigt, dass ein Bezug auf die Durchschnittswerte offenkundig nicht geeignet ist, in unserem gesellschaftlichen Kontext eine Norm zum adäquaten Mediengebrauch zu induzieren. Tatsächlich dürfte die Wahrnehmung

der markanten Unterschiede im Mediennutzungsverhalten dazu führen, dass die ältere Generation die exzessive Nutzung der Jüngeren beklagt und gleichzeitig das Medienverhalten der Älteren aus der Perspektive der Heranwachsenden als Fehlverhalten gewertet wird. So wird deutlich, dass ein bestimmter zeitlicher Umfang der Beschäftigung mit Medien allein nicht ausreichen kann, um das Phänomen exzessiver Mediennutzung zu erfassen. Die mit den sich verändernden Mediennutzungszeiten einhergehenden Diskurse können mit Blick auf Jürgen Links Normalismustheorie (vgl. Link 1997) als Diskurs der Normalität interpretiert werden, der bei fehlenden oder gering ausgeprägten Normen auf statistische Durchschnittswerte rekurriert. Die durchschnittliche Internetnutzung erhält innerhalb dieses Diskurses vor dem Hintergrund ihres Normalfeldes Aufforderungscharakter als Normalitäts-Dispositiv. Als exzessive Nutzer fallen zunächst diejenigen auf, die wesentlich intensiver die digitalen Medien nutzen als der Rest. Die Jugendlichen, die das Netz nicht oder kaum nutzen, werden damit in einer von digitalen Medien durchdrungenen Gesellschaft ebenso auffällig, da deren Partizipationsmöglichkeiten als eingeschränkt betrachtet werden können.

In einer werteppluralen Gesellschaft bietet die sich verändernde Mediennutzung Anknüpfungsmöglichkeiten für heterogene Bewertungen und für unterschiedliche Zielvorstellungen zu möglicher gesellschaftlicher Intervention. Im öffentlichen Diskurs wird dies deutlich in einer häufig wenig differenzierten medialen Berichterstattung über „Computer- und Internetsucht“ einerseits und einer engagierten Gegenrede der Computerspielerszene andererseits. In den Familien trifft die Vielfalt digitaler Medien auf die Pluralität der familial vermittelten und individuell gewählten Normen und Lebensentwürfe. Es ist deshalb davon auszugehen, dass sich die Regulierungsprozesse der Internetnutzung innerhalb der Familien in sehr vielfältigen intergenerativen Diskursen manifestieren.

4.2 Soziale Konstruktion pathologischer Internetnutzung

In dieser speziellen historischen und kulturellen Situation besteht in einem besonderen Maße die Gefahr, auf das Phänomen exzessiver Computer- und Internetnutzung inadäquat zu reagieren. Mangels eindeutiger Diagnosemöglichkeiten bestehen theoretisch sowohl die Möglichkeit einer Überschätzung wie die einer Unterschätzung. Wegen des geringen Wissens über Auslöser, Verlauf und geeignete Therapie- und Präventionsmaßnahmen ist das Risiko suboptimaler Reaktionen auf gesellschaftlicher und individueller Ebene hoch. Sicher ist, dass allein schon die soziale Konstruktion pathologischer Internetnutzung wirksam ist. Soll das Phänomen als eine Suchterkrankung wahrgenommen werden, die ähnlich stoffgebundener Süchte durch das „Heroin aus der Steckdose“ (Hirte & Hirte 2011, S. 14) ausgelöst wird? Sind deshalb Betroffene ähnlich wie Heroinsüchtige am besten in Entzugseinrichtungen einzuweisen? Vertreter von konträren Positionen lehnen es ab, die Sucht als Metapher zur Beschreibung des Phänomens zu verwenden. Eine Anerkennung als Suchterkrankung fand bislang – aus guten Gründen – nicht statt: Eine Etikettierung der Internetnutzung könne als Pathologisierung der jüngeren Generation durch die ältere Generation verstanden werden. Die intensive Hinwendung zu den Medien könne auch als Identitätsarbeit interpretiert werden (Marburger 2003). Die ungleich verteilte Definitionsmacht der Generationen dürfe nicht zu einem Diktat der weniger internetaffinen Älteren führen, unter dem das Verhalten der Heranwachsenden mit nicht mehr zeitgemäßen Bezugsnormen als krankhaft eingestuft wird.

Der hohe Anteil der regelmäßigen Internetnutzer ohne pathologische Merkmale spricht dafür, das Phänomen pathologischer Internetnutzung nicht isoliert unter dem Label „Sucht“ als Aspekt der Medienwirkung zu betrachten, sondern auch Merkmale der Jugendlichen und ihrer Familien einzubeziehen. Die Diskussion zu Begriffen sollte vor allem nicht den Blick auf die Betroffenen verstellen, insbesondere deshalb, da beide Gruppen vorgefunden werden können: Erwachsene, die zu einer pathologisierenden Sicht neigen, und Jugendliche, die ein in mehreren Merkmalen pathologisches Medienverhalten aufzeigen und dieses auch selbst als pathologisch erleben. Ob diese Gruppen ähnlich groß sind, ob diese Personen in denselben Familien leben und inwiefern Verbindungen zwischen diesen Sichtweisen existieren, war bislang noch weitgehend unerforscht. Die vorliegende Studie liefert hierzu nicht nur repräsentative Zahlen, sondern auch eine nähere Beschreibung dieser Gruppen.

4.3 Exzessive Computer- und Internetnutzung als Gegenstand problembezogener Eltern-Kind-Interaktion in Familien

Die aktuelle begriffliche Unschärfe im Kontext exzessiver und suchtartiger Nutzung von Medien, die aufgrund ihrer diskussionswürdigen diagnostischen Einordnung, der undifferenzierten medialen Debatte und der Bandbreite gesellschaftlicher Normvorstellungen besteht, wirft nicht nur die Frage nach empirisch abgesicherten Prävalenzen auf, sondern auch danach, inwiefern Eltern und Jugendliche ein Problembewusstsein in dieser Hinsicht entwickelt haben und wie in Familien mit der exzessiven Mediennutzung der Kinder umgegangen wird. Dabei ist zu beachten, dass die voranschreitende Mediatisierung der Gesellschaft (vgl. Krotz 2008) aktuell noch durch weitreichende generationenspezifische Differenzen charakterisiert ist. Was Prensky (2001) mit den Begriffen „*digital natives*“ und „*digital immigrants*“ beschreibt, zeigt sich im Alltag in der unterschiedlichen Integration von Medien in die Lebenswelten von Jugendlichen und ihren Eltern. Es ist zu berücksichtigen, dass dies zu unterschiedlichen Definitionen eines exzessiven oder suchtartigen Medienkonsums sowohl innerhalb einer Generation – denn auch hier liegen sehr unterschiedliche Mediennutzungsprofile vor – als auch zwischen den Generationen führen kann.

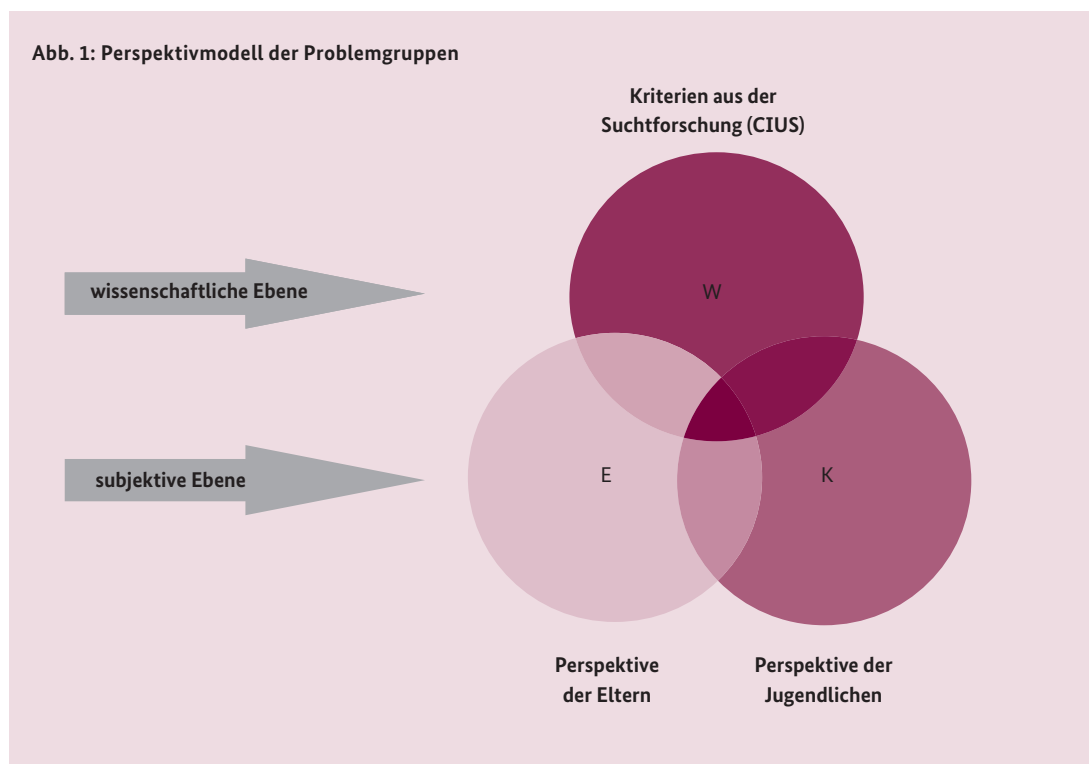
Ausgehend von den subjektiven Maßstäben für exzessive Mediennutzung ist zum Beispiel denkbar, dass Eltern den Medienkonsum ihres Kindes vorschnell als exzessiv deklarieren. Sie reagieren dann mit erzieherischen Maßnahmen und versuchen, den Jugendlichen in seinen medialen Aktivitäten einzuschränken. Regulieren Eltern das jugendliche Mediennutzungsverhalten zu rigide, kann der Heranwachsende sich ungerecht behandelt fühlen – bietet das konvergente Medienangebot für ihn doch vielfältige individuelle Nutzungs- und Beteiligungsmöglichkeiten –, seine Autonomie bedroht sehen und revoltieren. Auch ohne ein pathologisches Mediennutzungsverhalten können so gravierende innerfamiliäre Auseinandersetzungen entstehen, die das Familienklima stark belasten. Denn die subjektive Wahrnehmung eines Problems steuert das Verhalten und nicht seine Messbarkeit. Thomas beschreibt diesen Umstand mit den Worten: „Wenn die Menschen Situationen als real definieren, so sind auch ihre Folgen real“ (Thomas 1965, S. 112). Ein zentraler Ausgangspunkt des Forschungsprojekts besteht daher in der Grundannahme, dass schon ein als exzessiv oder suchtähnlich *bewertetes* Verhalten unabhängig von seiner Diagnostizierbarkeit Konfliktpotenzial enthält und in einigen Fällen Beratungsbedarf erzeugt. Des Weiteren kommt zu dem Themenkomplex pathologi-

scher Mediennutzung hinzu, dass es Vorstufen geben muss, Eltern den jugendlichen Mediengebrauch also (bestenfalls) als problematisch empfinden, bevor eine manifeste Erkrankung entstanden ist, und entsprechend Lösungsmaßnahmen ergreifen. Indem Familien selbst nach ihrer Problemwahrnehmung gefragt werden, können problematische, aber nicht pathologische Fälle in die Studie mit einbezogen werden, die durch Suchtdiagnoseinstrumente unbeachtet blieben.

Ausgehend von diesen Überlegungen wird im vorliegenden Forschungsprojekt die Perspektivität besonders berücksichtigt. Dabei wird bei der Einschätzung und Beschreibung exzessiver Computer- und Internetnutzung zwischen einer wissenschaftlichen und einer subjektiven Ebene unterschieden. Es geht nicht darum, die Perspektiven auf eine vermeintliche Richtigkeit zu prüfen, sondern das Spektrum exzessiver oder problematischer Computer- und Internetnutzung in Familien in seinem tatsächlichen Ausmaß zu erforschen.

4.4 Wissenschaftliche und subjektive Perspektiven auf die exzessive Computer- und Internetnutzung im Modell

Zur Veranschaulichung der theoretisch begründeten Vorgehensweise gibt die Grafik (Abb. 1) einen Überblick über die relevanten Perspektiven. Die wissenschaftliche Ebene beinhaltet hierbei die mit Suchtkriterien bestimmten Problembereiche (W); die subjektive Ebene kennzeichnet die Perspektive der Betroffenen, hier der Eltern (E) und Jugendlichen (K).



Im Forschungsprojekt werden die verschiedenen Perspektiven erhoben und die entstandenen Gruppen miteinander verglichen. Von Interesse sind sowohl die Schnittmengen als auch die

Bereiche, in denen keine übereinstimmenden Einschätzungen vorliegen.⁷ Für die Auswertungen ist zusätzlich die Gruppe der Befragten von Bedeutung, in der auf keiner Ebene eine Problemdefinition vorliegt.

Wissenschaftliche Ebene – Perspektive der Suchtforschung

Wie in Kapitel 2 beschrieben, wird in der aktuellen Forschung mit unterschiedlichen wissenschaftlichen Kriterien versucht, jugendliche Computer- und Internetnutzer als exzessiv, gefährdet oder süchtig zu beschreiben. Die Kriterienkataloge für die Messung eines suchtartigen Mediennutzungsverhaltens sind dabei überwiegend an den allgemeinen Suchtkriterien für Glücksspielsucht orientiert, es gibt allerdings noch kein einheitliches, anerkanntes Diagnoseinstrument. Vor diesem Hintergrund kann keines der vorliegenden Instrumente den Anspruch erfüllen, absolut valide ein pathologisches Verhalten festzustellen. Nach einem aufwendigen systematischen Review wurde die „Compulsive-Internet-Use-Scale“ (CIUS) (Meerkerk et al. 2009) als das „zurzeit am besten überprüfte und am meisten überzeugende Instrument zur Erfassung von pathologischem Internetgebrauch“ (Petersen & Thomasius 2010a, S. 171) identifiziert. In dem Forschungsprojekt wurde aufgrund dieser Befundlage die CIUS eingesetzt, um die wissenschaftliche Perspektive auf eine suchtartige Internetnutzung zu erfassen.⁸ Damit kann zunächst der Anteil deutscher Familien mit 14- bis 17-jährigen Kindern bestimmt werden, von dem – nach dem aktuellen Stand der Suchtforschung – angenommen wird, dass ein Jugendlicher eine suchtartige Nutzung des Internets zeigt.

Subjektive Ebene

Die kriteriengeleitete Einordnung der jugendlichen Internetnutzung (wissenschaftliche Ebene) muss jedoch nicht zwangsläufig mit der Wahrnehmung der Eltern und/oder Jugendlichen übereinstimmen, wenn bei diesen ein entsprechendes Problembewusstsein vergleichsweise stark oder schwach ausgeprägt ist (subjektive Ebene). Darüber hinaus ist denkbar, dass ein intersubjektiv wahrnehmbares suchtähnliches Problem vorliegt, ohne dass es vom verwendeten Instrument erkannt wird. Durch die Berücksichtigung der subjektiven Perspektiven der Eltern und Jugendlichen lassen sich zusätzlich die Prävalenzen für Familien ermitteln, in denen Probleme mit der Dauer der Nutzung von Computer und Internet auch jenseits eines pathologischen Befunds wahrgenommen werden.

Teil- bzw. Schnittmenge

Die wissenschaftlichen und subjektiven Einschätzungen werden miteinander verglichen. So können die Familien unterschieden werden, in denen trotz eines positiven diagnostischen Befunds nach CIUS ein Problem nicht wahrgenommen wird (Kürzel: w), von den Familien, in denen Eltern unterstützt durch den Befund der Suchtforschung ein Problem erkennen, der Jugendliche jedoch keinerlei Problemeinsicht zeigt (w_e), oder im umgekehrten Fall die Eltern ein nach CIUS und jugendlicher Perspektive bestehendes Problem nicht erkennen (w_k). Eine weitere Gruppe wird gebildet aus der übereinstimmenden Problemwahrnehmung auf wissenschaftlicher und subjektiver Ebene der Eltern und der Jugendlichen (w_e_k).

⁷ In dieser schematischen Darstellung entsprechen die Größenverhältnisse der Schnittmengen nicht den empirisch erhobenen Anteilen.

⁸ Die Konstruktion und Validität des Messinstruments wird im Methodenteil diskutiert.

Gleichzeitig lassen sich die subjektiven Perspektiven der Eltern und des Jugendlichen vergleichen. Dadurch wird erkennbar, inwiefern die Wahrnehmung der Eltern und die der Jugendlichen miteinander übereinstimmen (e_k) bzw. voneinander abweichen. So gibt es Eltern, die eine „exklusive“ Problemsicht haben, der weder die Jugendlichen noch die CIUS folgen (e), aber auch Jugendliche, die diese exklusive Problemsicht auf ihr eigenes Nutzungsverhalten haben (k). Aufgrund des Generationenunterschiedes ist zum Beispiel denkbar, dass die Computer- und Internetnutzung aus Sicht der Eltern – aber nicht aus der des Jugendlichen – als problematisch eingeschätzt wird und dies zu häufigem Streit in der Familie führt. Demgegenüber können Jugendliche ihren Medienumgang als problematisch einschätzen und ihre exzessive Nutzung verheimlichen, während bei den Eltern kein ausgeprägtes Problembewusstsein vorliegt. Im quantitativen Teil der Studie (vgl. Kapitel 7.3) werden die Anteile der Gruppen auf Basis der repräsentativen Daten dargestellt.⁹

4.5 Familiäre Einflussfaktoren im Vergleich

Unter Berücksichtigung der ausgeführten Überlegungen stellt sich das Thema als vielschichtiges Phänomen dar. Das Perspektivmodell ermöglicht es jedoch nicht nur, die Anteile der Familien, in denen die exzessive Computer- und Internetnutzung als problematisch wahrgenommen oder diagnostiziert wird, zu bestimmen, sondern ebenso durch die Gruppierungen zentrale Unterschiede zwischen den Familien mit dem Problem „exzessive Computer- und Internetnutzung“ und den Familien ohne diese Problemlage zu ermitteln.

4.5.1 Unterschiede im medienerzieherischen Handeln

Ein Interessenschwerpunkt liegt bei den Gruppenvergleichen zum Beispiel bei der Frage, ob es Unterschiede im medienerzieherischen Handeln der Familien mit Problemen und der Familien ohne Probleme gibt und worin sie bestehen. Dass es Unterschiede zwischen sozial schwächeren und formal höher gebildeten Eltern in der Medienerziehung gibt, wurde in Kapitel 3.4 gezeigt. Für die Konkretisierung der Probleme mit exzessiver Computer- und Internetnutzung und des präventiven wie förderlichen familialen Umgangs mit ihnen ist es zentral zu beleuchten, inwiefern eine förderliche Medienerziehung einer übermäßigen Computer- und Internetnutzung entgegenwirken kann und welche medienerzieherischen Maßnahmen ein solches Problem eher forcieren.

9 Die mathematische Darstellung der interessierenden Gruppen nach der Mengenlehre sieht wie folgt aus: $(E \cup K \setminus W)$ beschreibt die Vereinigungsmenge der Einschätzungen von Eltern und Kindern ohne den Befund der CIUS. $(W \setminus E \setminus K)$ meint die Familien, in denen kein Problem erkannt wird, die CIUS jedoch anspricht. $(W \setminus E \setminus K)$ ist die Schnittmenge des positiven Befunds der CIUS und der Eltern, ohne dass die Kinder ein Problem mit der Computer- und Internetnutzung sehen. Außerdem kommt eine Schnittmenge zwischen CIUS und der Problemwahrnehmung des Kindes zustande, diesmal ohne die Zustimmung der Eltern: $(W \setminus K \setminus E)$. Besonders interessiert im Forschungsprojekt die Schnittmenge aller drei Kreise $(W \setminus E \setminus K)$, im Folgenden w_{e_k} . Außerdem wird durch die folgenden Mengen erkennbar, inwiefern die subjektive Problemwahrnehmung von Eltern und Kindern übereinstimmt ($E \setminus K$) bzw. voneinander abweicht ($E \setminus W \setminus K$, $K \setminus W \setminus E$, $W \setminus E \setminus K$, $W \setminus K \setminus E$).

4.5.2 Medienunabhängige Einflussfaktoren im Vergleich

Die individuelle – also auch exzessive – Form der Mediennutzung ist jedoch nicht von medienunabhängigen familialen, strukturellen und phasenspezifischen Bedingungen und Belastungen zu trennen. Six et al. (2002, S. 208) benennen als medienunabhängige Einflussfaktoren seitens der Familie zum Beispiel soziodemografische Hintergründe, Kommunikations- und Interaktionsmuster, Erziehungsstile und Strukturen des Alltags. Aus der medienpädagogischen Forschung ist ebenso bekannt, auf welche Art individuelle Persönlichkeitseigenschaften, Vorlieben und aktuelle Lebensthemen eine Rolle bei der Auswahl und Nutzungsweise von Medien spielen (z. B. Barthelmes 2001; Klink et al. 2009; Witting & Esser 2003; Fritz 2011).¹⁰ Die familieninterne Auseinandersetzung über das rechte Maß der Computer- und Internetnutzung, so kann gefolgert werden, kann also zusätzlich mit medienunabhängigen Belastungen und familialen Strukturen verknüpft sein. In der Suchtforschung werden ähnliche Wirkzusammenhänge in einem Suchtdreieck, bestehend aus *Individuum*, *Droge* und *Gesellschaft*, beschrieben (vgl. Jost 2010, S. 107 f.). Das Forschungsinteresse in der Studie ist aufgrund dessen nicht beschränkt auf medienerzieherische Einflüsse auf die exzessive Computer- und Internetnutzung, sondern richtet sich ebenso auf medienunabhängige Einflussfaktoren und damit auf die Frage: Welche Unterschiede zwischen den verschiedenen Problemgruppen lassen sich hinsichtlich medienunabhängiger Faktoren analysieren?

4.6 Die Rolle der Familie bei exzessiver oder suchtartiger Computer- und Internetnutzung

Der Einbezug der Perspektive der Familie geschieht also nicht nur vor dem Hintergrund, dass ihre Problemwahrnehmung für die Existenz und den Umgang mit einem Problem eine besondere Bedeutung hat, sondern auch weil sich in der Forschung anhand von Untersuchungen zum Zusammenhang zwischen Elternverhalten und Medienrezeption sowie zum familialen Kontext von Suchtkranken vielfältige Hinweise dazu finden lassen, dass die Familie bei der Genese, dem Verlauf und der Lösung einer Suchtproblematik eine zentrale Rolle einnimmt (vgl. Thomasius & Küstner 2005). Dies lässt sich auch auf den spezifischen Kontext der exzessiven Computer- und Internetnutzung übertragen: Erstens ist die Familie in der Lage, ein diesbezügliches Problem zu erkennen und darauf aufmerksam zu machen; zweitens können Eltern durch ihre (Medien-)Erziehung positiven wie negativen Einfluss auf den Mediengebrauch ihres Kindes nehmen (vgl. Six et al. 2002). Drittens stellen sie eine Ressource dar, um ein bestehendes Problem zu lösen. Sie können viertens aber auch eine Ursache für die exzessive Computer- und Internetnutzung des Jugendlichen sein. Diesbezüglich sind bislang einige Zusammenhänge erforscht: Forscher aus Taiwan fanden heraus, dass häufige Konflikte zwischen Eltern und Jugendlichen sowie eine positive Einstellung der Eltern zu jugendlichem Substanzgebrauch einen pathologischen Internetgebrauch forcieren (Yen et al. 2007, S. 325). In einer Erhebung des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen wurde schwere Elterngewalt in der

¹⁰ Die Wechselwirkung zwischen dem jeweiligen Angebot eines Computerspiels und den individuellen Vorlieben und Interessen des Spielers wird als „strukturelle Kopplung“ bezeichnet (vgl. Fritz 2011). Auch bei dieser Wechselwirkung ist der subjektive Einfluss des Spielers auf die Konstitution des Spiels von Bedeutung: Die virtuelle Spielwelt wird für den Spieler „zu seinem spezifischen virtuellen Raum, den er durch seine interne Struktur erst erzeugt, indem er sich mit der ausgewählten virtuellen Welt koppelt“ (ebd., S. 26; Hervorhebung im Original).

Kindheit als Risikofaktor für die Entwicklung einer Computerspielabhängigkeit identifiziert (vgl. Rehbein et al. 2009, S. 28). In einer koreanischen Studie konnte gezeigt werden, dass ein Zusammenhang zwischen väterlicher Entfremdung und pathologischer Internetnutzung besteht (vgl. Lei & Wu 2007, S. 637). Jäger et al. (2008, S. 19) erhoben in ihrer Studie, dass sich unter den pathologischen Computerspielern weniger Personen mit einem sicheren Bindungsstil und mehr Personen mit einem ängstlichen Bindungsstil befinden. Siomos et al. (2012) konnten ebenfalls einen Zusammenhang zwischen Internetabhängigkeit und dem Bindungsstil aufzeigen.

Auch für substanzbezogene Störungen, d.h. aus dem Bereich der stoffgebundenen Suchtforschung, liegen einige empirische Befunde vor, die für einen bedeutenden Einfluss familiärer Bedingungen auf die Entwicklung des Substanzkonsums bei Jugendlichen sprechen (Pinquart & Silbereisen 2005). Neben personalen Dispositionen wird vor allem sozialen Einflüssen durch die Eltern und Peers eine große Bedeutung zugesprochen. Nach Kandel (1996) lassen sich drei Aspekte des elterlichen Einflusses auf den Substanzgebrauch ihrer Kinder unterscheiden: elterlicher Konsum (im Sinne eines Verhaltensmodells und vermittelt über Nachahmungsverhalten), elterliche Einstellungen zum Substanzkonsum (über Kommunikation familiärer Normen und ggf. daraus resultierenden Restriktionen auf Normverletzungen) und die allgemeine Qualität der Eltern-Kind-Beziehung (dabei gehen eine gute Qualität und ein positives Elternverhalten mit geringerem Substanzkonsum einher). Als Ergebnis der Studie von Charvoz et al. (2002) erweisen sich vor allem die familiäre Kohäsion (familiärer Zusammenhalt, Nähe, emotionale Bindung zwischen den Familienmitgliedern), die Zufriedenheit der Jugendlichen mit der Familie und die Unterstützung durch die Eltern als zentrale familiäre Variablen für den Konsum psychotroper Substanzen bei Jugendlichen.

Ausgehend von dem demzufolge vielschichtigen Einfluss der Familie auf die (exzessive) Mediennutzung wurde in der vorliegenden Studie nach den genauen Zusammenhängen zwischen der exzessiven Computer- und Internetnutzung von Jugendlichen und dem (medien-)erzieherischen Handeln in den Familien gefragt.

V.

Zielsetzungen des Forschungsvorhabens und zentrale Fragestellungen

Rudolf Kammerl

Zentraler Ansatzpunkt für unser Vorhaben soll die Eltern-Kind-Beziehung sein sowie die Frage, wie in den Familien zu Medien interagiert wird. Die Qualität von Eltern-Kind-Beziehungen lässt sich mit den Dimensionen Struktur, Autonomiegewährung und Wärme ausdrücken (vgl. Steinberg 2001). Im Jugendalter verändert sich dieses Gefüge. Mehrheitlich wird der Autonomiezuwachs der Jugendlichen unter Beibehalten der Verbundenheit mit den Eltern vollzogen. Ausgehend von ersten Hinweisen oben genannter Studien ist zu überprüfen, inwiefern bei Jugendlichen mit exzessiver Mediennutzung stärker als bei anderen Distanz das bestimmende Merkmal in den Familienbeziehungen ist oder ob andere Beziehungsmerkmale dominieren.

Anders als im Kindesalter zeichnet sich altersangemessenes Elternverhalten bei Jugendlichen in der Gewährung psychologischer Autonomie aus. Jedoch steht auch hier die Informiertheit über die Aktivitäten und Interessen der Jugendlichen im Zusammenhang mit günstigem Elternverhalten. Elterliches Erziehungsverhalten wird dabei heute als wechselseitige Interaktion zwischen Eltern und Kindern betrachtet. Für die Erforschung des Phänomens „exzessives Medienverhalten Jugendlicher“ ist deshalb die Problemgenese in den Familien von Interesse.

Gibt es bei den Betroffenen Gemeinsamkeiten in der Qualität der Eltern-Kind-Beziehung, die als ursächlich identifiziert werden können? Inwiefern ist die problembezogene Interaktion zu Medien bzw. misslingendes medienerzieherisches Elternverhalten ein Belastungsfaktor für die Eltern-Kind-Beziehung und welche sozialen Folgen sind damit verbunden? Wie stellt sich die exzessive Computer- und Internetnutzung aus der Perspektive der Eltern und aus der Perspektive der Jugendlichen dar? Welche Zusammenhänge werden deutlich? Inwiefern gibt es Unterschiede zwischen den Familien mit dem Problem „exzessive Computer- und Internetnutzung“ und den Familien ohne diese Problemlage?

VI.

Methodik

*Lena Hirschhäuser, Moritz Rosenkranz, Christiane Schwinge
und Lutz Wartberg*

Ausgehend von der Grundannahme, dass die subjektive Wahrnehmung von Problemen mit exzessiver Computer- und Internetnutzung ein entsprechendes Handeln der Beteiligten nach sich zieht und diese somit bei der Genese, den Verläufen und den Lösungen von exzessiver bis pathologischer Computer- und Internetnutzung eine tragende Rolle spielt, wurde der Fokus des Forschungsprojekts auf ebendiesen Zusammenhang gerichtet. Zur Beantwortung der Forschungsfragen wurde der Studienaufbau dementsprechend so konzipiert, dass das Problem sowohl aus der subjektiven Perspektive aller Beteiligten (der Eltern, der Jugendlichen und der Fachkräfte) als auch aus wissenschaftlicher Perspektive anhand diagnostischer Kriterien (CIUS) erfasst wird. Hierfür eignete sich eine Kombination qualitativer und quantitativer Methoden, wobei diese sowohl hinsichtlich konzeptioneller Fragen als auch während des Auswertungsprozesses trianguliert wurden.

Im ersten qualitativen Modul wurden 16 Experten mit leitfadengestützten Interviews befragt, die in ihrer beruflichen Praxis (Familienberatung, Therapie, Suchtprävention u. Ä.) mit dem Phänomen „Internetabhängigkeit“ zu tun haben. Die Auswertungsmethode ist an den Prinzipien der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (2003) orientiert. Im zweiten qualitativen Forschungsmodul tauschten sich Jugendliche und ihre Eltern getrennt voneinander über ihre Konflikte wegen der zeitintensiven Computer- und Internetnutzung in insgesamt vier Gruppendiskussionen aus. Die transkribierten Gruppendiskussionen wurden nach der dokumentarischen Methode (vgl. Bohnsack 2007) ausgewertet. Datengrundlage des dritten, quantitativen Teils der Studie ist eine repräsentative Quotenstichprobe, für die bundesweit in 1.744 Haushalten jeweils ein Jugendlicher im Alter von 14 bis 17 Jahren und ein Elternteil mittels computergestützter Face-to-Face-Interviews befragt wurden. Die Auswertung der Daten erfolgte durch deskriptive sowie inferenzstatistische Verfahren.

Für die Triangulation der drei Forschungsmodule wurde ein sequenzielles Vorgehen gewählt: Die Ergebnisse der Experteninterviews dienten erstens der Generierung von Hypothesen, die in die Konzeption der Gruppendiskussionen sowie in die Konstruktion der quantitativen Studie einfließen. Zweitens wurden die Ergebnisse der drei Module gegenübergestellt, um Konvergenzen und Divergenzen aufzudecken sowie komplementäre Informationen auswerten zu können (vgl. Flick 2011). Ziel der Triangulation ist es, die Vor- und Nachteile qualitativer und quantitativer Forschung auszubalancieren, um ein möglichst umfassendes Bild über den Forschungsgegenstand, exzessive Computer- und Internetnutzung, zu gewinnen, dabei Repräsentativität der Daten anzustreben, mangelnder Varianzaufklärung entgegenzuwirken und Fehlinterpretationen zu vermeiden (vgl. Kelle 2008, S. 230 f.).

Im Folgenden wird die Auswahl der jeweiligen Methoden begründet und ihre praktische Umsetzung beschrieben.

6.1 Experteninterviews

Bei der Konzeption des ersten Forschungsmoduls wurde der Empfehlung gefolgt, sich einem „bislang wenig erforschten Wirklichkeitsbereich“ (Flick et al. 2007, S. 25) zunächst auf qualitativem Weg zu nähern, um einen niedrigen Abstraktionsgrad und damit die Nähe zum Gegenstand zu erhalten. Für eine erste Annäherung an den Forschungsgegenstand wurden Personen für die Interviews ausgewählt, die in ihrem beruflichen Alltag mit Jugendlichen und Familien im Kontakt sind, die ein Problem wegen der exzessiven Mediennutzung haben. Der Vorteil von Experteninterviews liegt in der Dichte der Datengewinnung, denn sie können „stellvertretend für eine Vielzahl zu befragender Akteure interviewt werden“ (Bogner & Menz 2009, S. 8). Die psychologische oder pädagogische Arbeit mit den Familien bringt es außerdem mit sich, dass das Wissen der Befragten über die problematische Computer- und Internetnutzung professionalisiert, reflektiert und praxisbezogen ist und daher für das Forschungsinteresse zentrale Erkenntnisse bereithält.

Der Erhebungszeitraum besteht aus zwei Phasen: In einer qualitativen Vorstudie wurden zwischen Mai und November 2009 zunächst sechs Experten in leitfadengestützten Interviews befragt. Die ersten Auswertungsergebnisse der qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring (2003) waren sehr aufschlussreich, sodass dieses Modul ausgeweitet wurde und zu Beginn des Projekts im Oktober und November 2010 weitere zehn Experten befragt wurden. In einem der Interviews wurden zwei Experten zusammen befragt, sodass für die Auswertung insgesamt 15 Interviews mit 16 Experten vorlagen. Bei der Auswahl der Interviewpartner wurde berücksichtigt, dass möglichst alle professionellen Erfahrungskontexte für den Bereich der exzessiven bis pathologischen Mediennutzung vertreten sind. Die qualitativen Interviews wurden geführt mit vier Experten aus präventiv ausgerichteten Einrichtungen und fünf Personen, die Beratungen für Familien und Jugendliche mit exzessiver Mediennutzung anbieten. Außerdem wurden Experten in vier spezialisierten Beratungseinrichtungen sowie auf zwei Suchtstationen befragt.

Bei der Konzeption der Leitfadenfragen wurde darauf geachtet, dass nach der Perspektive der Familie und der Einschätzung des Experten getrennt gefragt wird. Der Leitfaden enthält Fragen zu folgenden Themenbereichen:

- Beschreibung der Familien (Familienstruktur, Erziehung, Medienerziehung)
- Problembeschreibung, -genese und -verläufe
- Beratungsangebot und Einschätzung von „Mediensucht“

Sieben Interviews wurden von zwei Interviewern geführt, wobei ein Interviewer die leitende Funktion übernahm. Meistens wurden die Experten zur Erhebung der Interviews in den jeweiligen Einrichtungen aufgesucht. Nur in Ausnahmefällen wurden Interviews telefonisch oder über Skype geführt. Dies war bei drei der 15 Interviews der Fall. Sie dauerten über eine bis maximal zwei Stunden und wurden aufgezeichnet. Nach der Erhebungsphase wurden die Interviews entsprechend wissenschaftlicher Standards transkribiert und anonymisiert

(vgl. Flick 2003, S. 193). Die Transkriptionsregeln sind in Anhang¹¹ VIII zu finden. Einige Interviewpartner baten im Nachhinein um die Nennung ihrer Institution bzw. ihres Namens. Dies wurde entsprechend berücksichtigt, sodass die Liste der Interviewpartner in Anhang VI detaillierte Informationen enthält.

Um den Interpretationsgehalt der qualitativen Inhaltsanalyse zu erhöhen und die Vollständigkeit der Codierungen zu verbessern, wurden die Interviews im Sinne der Intercoderreliabilität (vgl. Mayring 2003, S. 111) jeweils von zwei Projektmitarbeitern ausgewertet. Zur Umsetzung dieses Verfahrens wurde das Programm MAXqda genutzt.

Angelehnt an die Struktur des Leitfadens umfasst das deduktiv wie induktiv gewonnene Kategoriensystem in einer Hauptkategorie Aussagen über die beruflichen Hintergründe der Experten sowie die Beschreibungen ihres Beratungsangebots und ihrer Beratungspraktiken mit einem besonderen Fokus auf der Arbeit mit Familien. Codiert wurde auch die professionelle Einschätzung der Interviewpartner zum Phänomen Mediensucht. Aussagen über die Strukturen derjenigen Familien, in denen eine problematische Computer- oder Internetnutzung eines Jugendlichen gesehen wird, bilden den umfassendsten Teil der Analyse. Insbesondere wurden in dieser Kategorie die Familienform, Beziehungsqualität und -strukturen, das interaktionale Handeln in den Familien, das Erziehungsverhalten im Allgemeinen sowie das Medienerziehungsverhalten im Speziellen in den Blick genommen. Analysiert wurden auch die Aussagen über Persönlichkeitsmerkmale und Mediennutzung der betroffenen Jugendlichen sowie über die entwicklungspezifischen Besonderheiten des Jugendalters. In einem nächsten Kategorienblock wurden die Problemwahrnehmungen der Familienmitglieder sowie der Experten erfasst. Dabei ging es auch um die Konkretisierung von Ursachenzuschreibungen, Problemlöseversuchen und Entwicklungsrisiken aus Sicht der Eltern, der Jugendlichen sowie der Experten. Mögliche Zusammenhänge zwischen dem familialen Interaktionsverhalten und der exzessiven Computer- und Internetnutzung Jugendlicher unter Einbezug der Erfahrungen der befragten Experten wurden in diesem Kategorienblock speziell in den Blick genommen. Der Leitfaden und das Kategoriensystem sind in Anhang VII und IX zu finden.

6.2 Gruppendiskussionen

Um neben den Einschätzungen der Experten Perspektiven von Jugendlichen und Eltern direkt zu erfassen, wurden in der Studie im zweiten qualitativen Modul Gruppendiskussionen geführt. Methodologisch sind Gruppendiskussionen dabei so angelegt, dass die Teilnehmer mit ihren Relevanzsetzungen den Verlauf und die Inhalte der Diskussionen weitestgehend selbst bestimmen. Damit soll sichergestellt werden, dass die Vorannahmen und Interessen der Forscher die Perspektive der Befragten nicht überlagern. Entsprechend der Erhebungsmethode wurde die dokumentarische Methode zur Auswertung der Diskussionen angewandt. Ziel ist es, das Wissen der Befragten zu explizieren. Dabei besteht eine Grundannahme der dokumentarischen Methode darin, dass die Befragten über „ein implizites Wissen verfügen, welches ihnen reflexiv nicht so ohne weiteres zugänglich ist“ (Bohnsack et al. 2007, S. 11). Der grundsätzliche

11 Der Anhang der Studie ist online verfügbar unter:
<http://www.epb.uni-hamburg.de/en/forschung/projekte/3934>.

Fokus bei der Auswertung der Gruppendiskussionen verändert sich beim Übergang vom ersten zum zweiten Analyseschritt vom „was wird in den Diskussionen gesagt“ zum „wie wird etwas gesagt“ (vgl. ebd.). So kann die Bedeutung exzessiver Computer- und Internetnutzung im Alltag der Familien aus der Perspektive der Diskutanten herausgearbeitet werden. Zusätzlich kann der spezifische Umgang mit dem interessierenden Phänomen in Gruppenprozessen analysiert werden.

Für die Gruppendiskussionen wurden Familien bzw. je ein Elternteil mit dazugehörigem Kind im Jugendalter gesucht. Voraussetzung für die Teilnahme an einer Gruppendiskussion war, dass der Umfang der Internet- und Computernutzung des Jugendlichen in der Familie ein häufiges (Streit-)Thema darstellt. Die Rekrutierung der Teilnehmer war ferner so ausgerichtet, dass sie mit den Parametern der repräsentativen Studie kompatibel ist: So sollten die Jugendlichen zwischen 14 und 17 Jahre alt sein, mit mindestens einem Elternteil zusammen in einem Haushalt wohnen und dort über einen Computer mit Internetzugang verfügen.

Die Ausschreibungen für die Gruppendiskussionen¹² wurden in unterschiedlichsten Organisationen und Institutionen verteilt, angefangen von Suchtambulanzen und Familienberatungsstellen über Schulen, Jugendzentren und Sportvereine bis hin zu Verteilern des Verbands alleinerziehender Mütter und Väter Landesverband Hamburg e. V. und der Elternkammer Hamburg. Mit dieser breiten Streuung sollten möglichst unterschiedliche Familien in Hamburg und Umgebung erreicht werden.

Um zu gewährleisten, dass bei den Familien tatsächlich entsprechende Probleme mit der Internet- und Computernutzung des Kindes vorliegen, und um ferner die Eignung der Teilnehmer sicherzustellen, wurde im Vorfeld ein Telefongespräch mit den interessierten Eltern geführt. Auf Grundlage der gesprächsbezogenen Informationen konnten die ausgewählten Familien einer passenden Gruppe zugeordnet werden.

An den Gruppendiskussionen nahmen acht Familien teil: sieben Mütter und ein Vater sowie sieben Jungen und ein Mädchen (im Alter von 13¹³ bis 15 Jahren, wobei sechs der Teilnehmer 14 Jahre alt waren)¹⁴. Zwei der teilnehmenden Mütter sind alleinerziehend und leben mit ihren Kindern in einer Ein-Eltern-Familie, drei weitere Elternteile sind geschieden oder vom anderen Elternteil getrennt lebend und wohnen mit den Kindern und ihrem neuen Lebenspartner zusammen in einer sogenannten Stief- bzw. Patchworkfamilie. Die anderen drei Familien leben in Kernfamilien (Mutter, Vater, leibliche/s Kind/er)¹⁵. Dass überwiegend Mütter nach wie vor den Part des Haupterziehers übernehmen (vgl. MPFS 2011), kann eine Erklärung dafür sein, dass sich aus den Kernfamilien ausschließlich die Mütter zu den Gruppendiskussionen

12 Da sowohl Eltern als auch Jugendliche für die Gruppendiskussionen gesucht wurden, wurden sowohl Flyer für Jugendliche als auch für Eltern verteilt.

13 Bei dieser Familie wurde in Bezug auf das Alter des Jugendlichen eine Ausnahme gemacht, da dieser kurz darauf 14 Jahre alt geworden ist. Zudem wurde im Vorgespräch mit der Mutter deutlich, dass die Gruppendiskussionen von der Teilnahme dieser Familie profitieren können, da die forschungsrelevanten Problematiken dort eine Rolle spielen.

14 Einen differenzierteren Überblick über die teilnehmenden Familien geben die Steckbriefe am Ende dieses Kapitels.

15 Für eine genauere Übersicht unterschiedlicher Familienformen siehe Peuckert (2005).

angemeldet haben. Hierfür spricht zudem, dass zwei der Mütter, im Gegensatz zu ihren Ehemännern, nicht berufstätig sind. Die dritte Mutter ist zwar berufstätig, arbeitet allerdings weniger als ihr Ehemann.

Für die Diskussionen wurden im Vorhinein sogenannte Diskussionsimpulse¹⁶ erarbeitet, die sich an den relevanten Forschungsfragen orientierten. In die Diskussionsimpulse flossen, im Sinne der Triangulation, bereits erste Ergebnisse der Experteninterviews mit ein. Darüber hinaus wurden Resultate des Generationenbarometers 2009 berücksichtigt (Haumann 2010). Die Impulse wurden nach folgenden Schwerpunktthemen untergliedert¹⁷:

- Problembeschreibung/Alltag/Umgang mit der problematischen Computer- und Internetnutzung
- Medienerziehung
- Kommunikation über die Mediennutzung
- Kommunikation allgemein
- Familienklima/Alltag/gemeinsame Aktivitäten
- Erziehung
- Mediennutzung der Eltern
- Öffentlicher Diskurs über exzessive/pathologische Computer- und Internetnutzung

Die Diskussionsimpulse wurden für die Eltern- und die Jugendlichengruppen überwiegend identisch konzipiert, um die Vergleichbarkeit zwischen Eltern- und Kindergruppen zu gewährleisten. Zudem enthielten sie Fragen, welche die Teilnehmer aus der Sicht des jeweils anderen Familienmitgliedes beantworten sollten, so wurden die Jugendlichen beispielsweise nach der Mediensozialisation ihrer Eltern gefragt. Hiermit sollten insbesondere Einblicke in generationsspezifische Sichtweisen gewonnen werden. Als Einstieg in die Diskussion wurde den Teilnehmern ein Videoimpuls¹⁸ präsentiert.

Vor Diskussionsbeginn wurden alle Teilnehmer außerdem gebeten, einen vierseitigen Fragebogen auszufüllen. Dieser erfasste neben allgemeinen Informationen (Alter, Familienform, Bildungshintergrund) unterschiedliche Angaben zur Computer- und Internetnutzung. Viele Fragen waren im Eltern- und im Jugendlichenbogen identisch, daneben sollten die Eltern zudem Fragen aus der Perspektive ihres Kindes beantworten.¹⁹

Die vier Gruppendiskussionen fanden im Januar 2011 jeweils am frühen Abend in Seminarräumen der Fakultät für Erziehungswissenschaft, Psychologie und Bewegungswissenschaft an der Universität Hamburg statt. Geleitet wurden sie jeweils von einem wissenschaftlichen Mitarbeiter aus dem Forschungsprojekt, zudem war zusätzlich ein Protokollant anwesend. Die Diskussionen mit den Jugendlichen umfassten 80 Minuten (Gruppe A) sowie 65 Minuten

16 Anders als bei leitfadengestützten Gruppeninterviews werden in Gruppendiskussionen lediglich Gesprächsimpulse gegeben. Der Forschende hält sich weitestgehend aus den Diskussionen heraus (vgl. Bohnsack 2008).

17 Die vollständigen Diskussionsimpulse sind in Anhang IV zu finden.

18 Dieser Videoclip, der Teil eines Erziehungsratgebers ist (vgl. Schneewind & Böhmert 2009), zeigt in stark überzeichneter Form eine Streitsituation zwischen Vater und Sohn. Der Sohn weigert sich zum Abendessen zu erscheinen, da er mit einem Computerspiel beschäftigt ist, woraufhin der Vater ihm den Bildschirm wegnimmt. Hier wird eine alltagsnahe Situation gezeigt, die allerdings aufgrund ihrer übertriebenen Darstellungsweise weder als Anklage noch als pädagogischer Verweis zu verstehen ist.

19 Die Bögen sind in Anhang V zu finden.

(Gruppe B) und wurden jeweils beendet, wenn die Jugendlichen der Diskussion nichts mehr hinzuzufügen hatten und die Fragen der Diskussionsleitung ebenfalls beantwortet waren. Die Elterndiskussionen dauerten 115 Minuten (Gruppe A) und 95 Minuten (Gruppe B) und mussten aus forschungsökonomischen Gründen beendet werden, nachdem über die wichtigsten Forschungsfragen diskutiert worden war.

6.3 Repräsentativbefragung

Mithilfe einer deutschlandweiten quasi-repräsentativen Befragung von Eltern und Jugendlichen sollten die Problematiken exzessiver Computer- und Internetnutzung unter Berücksichtigung der familialen Einflüsse zum ersten Mal mit quantitativen Verfahren systematisch untersucht werden.

6.3.1 Erhebungsinstrumente

Zu diesem Zweck wurde für Eltern und Jugendliche getrennt jeweils ein standardisierter Fragebogen mit überwiegend geschlossenen und wenigen offenen Fragen konzipiert. Die Bögen enthalten teilweise deckungsgleiche Fragen, um beispielsweise Übereinstimmungen bzw. Unterschiede in der Wahrnehmung von medienbezogenen Nutzungszeiten, medienerzieherischen Maßnahmen, von Problemen und Ähnlichem mehr erfassen zu können.²⁰ Bei der Fragebogenkonstruktion wurden auch erste Ergebnisse der Experteninterviews berücksichtigt.

Nach einem allgemeinen Einleitungstext, in dem ein Interesse an der Freizeit und Mediennutzung des Kindes formuliert und den Befragten absolute Anonymität zugesichert wurde, wurden u. a. folgende Themenbereiche abgefragt:

- Soziodemografische Angaben
- Computer- und Internetnutzung der Eltern und des Kindes
- Medienausstattung im Haushalt und im Kinderzimmer
- Freizeitgestaltung des Kindes
- Medienerziehung
- Probleme mit der Computer- und Internetnutzung
- Umgang mit problematischer Computer- und Internetnutzung

Außerdem wurden vier Messinstrumente eingesetzt:

1. Skala zur Erfassung des sozioökonomischen Status (Hurrelmann & Andresen 2010): In diesem Statusmessinstrument werden in fünf Fragen Angaben zum Bildungshintergrund der Eltern und zu den materiellen Ressourcen im Haushalt kombiniert. Ergebnis ist ein fünffach gestufter Schicht-Index (Unterschicht bis Oberschicht).²¹

²⁰ Die Fragebögen sind in Anhang I und II zu finden.

²¹ Ob der Schichtbegriff (noch) geeignet ist, um die Stratifikation moderner westlicher Gesellschaften zu beschreiben, wird in der Sozialstrukturanalyse kontrovers diskutiert. Zudem sind ursprünglich neutral gemeinte Bezeichnungen wie „Unterschicht“ heutzutage deutlich negativ konnotiert. Für eine vertiefende Diskussion dieser Thematik ist in der vorliegenden Untersuchung jedoch kein Raum. Da das benutzte Messinstrument auch kulturelle Aspekte des Konstrukts „sozioökonomischer Status“ beinhaltet, schien es in diesem Forschungskontext besonders geeignet, um die befragten Familien diesbezüglich einzuteilen. Gemäß der Konstruktion des Messinstrumentes wird in den Ergebnissen also von Schichten gesprochen.

2. Skala zur Lebenszufriedenheit (Mittag 1999): Die Zufriedenheit bezüglich sechs allgemeiner Lebensbereiche (z. B. Schule, Freizeit, Freunde) kann in dieser Skala von „sehr unzufrieden“ bis „sehr zufrieden“ bewertet werden.
3. CIUS: Compulsive Internet Use Scale (Meerkerk et al. 2009, deutsche Übersetzung von Kay Uwe Petersen): Aus 14 Fragen, die sich an Dimensionen der (Glücksspiel-)Sucht wie ständige gedankliche Beschäftigung, Kontrollverlust, Verheimlichung, Vernachlässigung anderer Verpflichtungen und Fortsetzung des Verhaltens trotz negativer Konsequenzen orientieren, wird ein Index gebildet, der als Ergebnis die Diagnose „pathologische Internetnutzung ja/ nein“ erlaubt.
4. Familienbögen (Cierpka & Frevert 1994): Die Funktionalität einer Familie kann durch unterschiedliche Instrumente bestimmt werden. Die Familienbögen von Cierpka erschienen für die vorliegende Untersuchung besonders geeignet, da sie insbesondere das innerfamiliäre Problemlöseverhalten bezüglich der Dimensionen Aufgabenerfüllung, Rollenverhalten, Kommunikation, Emotionalität, affektive Beziehungsaufnahme, Kontrolle sowie Werte und Normen getrennt für Eltern und Kinder erfassen. Werte über dem kritischen T-Wert von 60 signalisieren Dysfunktionalitäten in der entsprechenden Dimension.

Da die CIUS sowie die Familienbögen die zentralen Messinstrumente in der Studie darstellen, werden die Skalenkonstruktionen an dieser Stelle detailliert ausgeführt.

6.3.1.1 Compulsive Internet Use Scale (CIUS)

Mit der Compulsive Internet Use Scale (CIUS) wurde in der EXIF-Studie bei den Jugendlichen die Intensität des Internetgebrauchs erhoben. Bei der CIUS handelt es sich um ein eindimensionales, sehr ökonomisches niederländisches Fragebogenverfahren zum pathologischen Internetgebrauch bestehend aus 14 Items, das seit 2010 auch in deutscher Übersetzung von Petersen vorliegt (Petersen & Thomasius 2010a). Das vorgegebene Antwortformat ist fünfstufig (0 = nie, 1 = selten, 2 = manchmal, 3 = häufig, 4 = sehr häufig). Der Schweregrad des pathologischen Internetgebrauchs wird in der Auswertung über den CIUS-Summenwert (durch Addition aller 14 Items) ermittelt. Ergänzend zu den geschlossenen Fragen werden in zusätzlichen offenen Fragen noch die privaten Internetnutzungszeiten an einem durchschnittlichen Wochen- bzw. Wochenendtag sowie die Hauptaktivität im Internet erhoben. Die CIUS ist in verschiedenen Untersuchungen eingesetzt und hinsichtlich ihrer psychometrischen Qualität überprüft worden. Meerkerk et al. (2009) geben für Reliabilität oder Zuverlässigkeit des Instrumentes in drei durchgeführten Untersuchungen jeweils eine hohe interne Konsistenz an, die Werte für Cronbachs α liegen zwischen .89 und .90. Weiterhin berichten Meerkerk et al. (ebd.) als Beleg für konvergente Validität eine bedeutsame Korrelation ($r = .70$) mit der Online Cognition Scale sowie für Zusammenhänge mit Außenkriterien (ebenfalls signifikante) Korrelationen mit der Onlinezeit ($r = .33$ bei $n = 447$ Personen mit intensiver Internetnutzung und $r = .42$ bei $n = 16.925$ Personen einer Bevölkerungsstichprobe) und dem Gefühl, abhängig vom Internet zu sein ($r = .52$ bei $n = 16.925$). Eine repräsentative Normierung für den deutschen Sprachraum steht aktuell noch aus; eine niederländische Studie an einer größeren Stichprobe legt einen Cut-off-Wert von 28 (van Rooij et al. 2011) nahe, der in der vorliegenden Untersuchung gewählt wurde. Die Bearbeitungszeit für die CIUS liegt bei maximal fünf Minuten.

6.3.1.2 Familienbögen

Um Stärken und Probleme in familialen Lebensformen zu erfassen, wurden in der vorliegenden Untersuchung die „Familienbögen“ (Cierpka & Frevert 1994) sowohl bei den Jugendlichen als auch beim jeweils befragten Elternteil eingesetzt. Das Testsystem „Familienbögen“ besteht aus insgesamt drei Modulen. In der Studie wurde der „Selbstbeurteilungsbogen“ (FB-S) verwendet, zusätzlich liegen noch der „Allgemeine Familienbogen“ (FB-A) und der „Zweierbeziehungsbogen“ (FB-Z) vor. Der eingesetzte FB-S erfragt „die Funktion des einzelnen Familienmitglieds in der Familie“ (ebd., S. 2) und besteht aus 28 Items, die in einem vierstufigen Antwortformat (0 = stimmt genau, 1 = stimmt ein wenig, 2 = stimmt eher nicht, 3 = stimmt überhaupt nicht) zu beantworten sind. Aus jeweils vier Items lassen sich insgesamt sieben Skalen bilden und aus allen Skalenwerten kann durch Addition zusätzlich ein Summenwert berechnet werden (ebd., S. 45). Niedrige Werte in der ersten Skala „Aufgabenerfüllung“ sprechen unter anderem für „Flexibilität und Anpassungsfähigkeit in Bezug auf entwicklungsbedingte Anforderungen“ und damit für eine „Stärke“, hohe Werte in dieser Skala für „Probleme bei der Festlegung von (bestimmten) Aufgaben, bei der Erarbeitung von Lösungsmöglichkeiten oder bei der Verwirklichung von Veränderungen“ und damit für „Probleme“ in diesem Bereich (ebd., S. 47). In der zweiten Skala „Rollenverhalten“ sind die Rollen „gut“ (niedrige Werte) oder „ungenügend in den Familienverband eingefügt“ und es „herrscht mangelnde Übereinstimmung in Bezug auf die Rollenerwartungen“ (hohe Werte) (ebd.). Niedrige Werte in der dritten Skala „Kommunikation“ sprechen für einen „ausreichenden Informationsaustausch“ und Mitteilungen, die „direkt klar und verständlich“ ausfallen, während im Gegenteil hohe Werte für einen „mangelnden Informationsaustausch unter den Familienmitgliedern sprechen“ (ebd.). In der vierten Skala „Emotionalität“ deuten niedrige Werteausprägungen u. a. auf einen „adäquaten Ausdruck von Gefühlen in Bezug auf eine Situation“ und hohe Werte auf „Unterdrückung oder Übertreibung von Gefühlen in Bezug auf eine Situation“ hin (ebd., S. 48). Niedrige Werte in der fünften Skala „Affektive Beziehungsaufnahme“ sind Hinweise auf „Empathie“ sowie „gegenseitige Fürsorge der Familienmitglieder“, dagegen sprechen hohe Werte für ein „Fehlen von Empathie“ oder „Unsicherheit und einen Mangel an Autonomie“ bei den Familienmitgliedern (ebd.). In der sechsten Skala „Kontrolle“ weisen niedrige Werte darauf hin, dass „das Kontrollverhalten vorhersagbar und trotzdem flexibel genug“ ausfällt, während hohe Werte u. a. dafür sprechen, dass der Kontrollstil „zu starr oder zu unstrukturiert“ sein kann (ebd.). Niedrige Werte in der siebten und letzten Unterskala „Werte und Normen“ zeigen „Übereinstimmung und Kohärenz im familiären Wertsystem“, hohe Werte im Gegensatz dazu „mangelnde Übereinstimmung und Kohärenz in familiären Wert- und Normvorstellungen“ (ebd.). Es gibt bei der Auswertung die Option, entweder Rohwerte oder T-Werte (nach Transformation mit den Tabellen aus dem Manual) anzugeben. T-Werte haben definitionsgemäß einen Mittelwert von 50 und eine Standardabweichung von 10. Nach Cierpka und Frevert (1994) liegt „[...] die Mehrheit der T-Werte für klinisch unauffällige Familien zwischen 40 und 60. T-Werte über 60 zeigen, relativ zur Referenzstichprobe, kritische Bereiche an“ (S. 45) und „je höher der Wert einer Skala über 60 hinausgeht, umso größer ist die Wahrscheinlichkeit einer Dysfunktionalität in diesem Bereich“ (S. 49). Die Reliabilitätskennwerte (Cronbachs α) liegen für den Selbstbeurteilungsbogen FB-S zwischen .32 und .66 (ebd., S. 15). Zumindest für die drei Skalen „Affektive Beziehungsaufnahme“, „Kontrolle“ und „Aufgabenerfüllung“ mit Cronbachs $\alpha < .50$ ist die Reliabilität damit nach Stieglitz (1999) als unbefriedigend einzuschätzen. Die Befunde in diesen drei Skalen sollten vorsichtig interpretiert werden. Da die Familienbögen sehr interessante Dimensionen der familialen Interaktion einzigartig im deutschen Sprachraum erfassen,

erfolgte trotz der psychometrischen Probleme einzelner Skalen ein Einsatz in der vorliegenden Untersuchung. Die Autoren unterscheiden im Manual bei der Normierung der Familienbögen zwischen fünf lebenszyklischen Phasen. Die Referenzstichprobe für die passende Phase 4 („Familie mit mindestens zwölfjährigen Kindern“) beruht auf den Datensätzen von 71 Familien (69 Mütter, 54 Väter, 75 Kinder) (ebd., S. 29). Im Manual fehlen Angaben zur Bearbeitungsdauer des FB-S, diese kann bei 28 Items aber auf maximal 10 Minuten geschätzt werden.

6.3.2 Vorgehensweise und Durchführung der Befragung

Nachdem eine vorläufige Version der Fragebögen fertiggestellt war, wurde ein Pretest mit 20 Eltern und Jugendlichen durchgeführt, um die Verständlichkeit und die Handhabung der Fragebögen zu testen sowie die ungefähre Dauer eines Interviews zu ermitteln. Nach einigen kleineren Optimierungen wurde die endgültige Form der Fragebögen festgelegt.

Mit der Stichprobenziehung und der Durchführung der Erhebung wurde das Medien- und Marketingforschungsinstitut ENIGMA GfK²² in Wiesbaden beauftragt. Vorgabe war es, aus der Grundgesamtheit von Familien mit Kindern im Alter von 14 bis 17 Jahren in Deutschland jeweils einen Jugendlichen und einen Elternteil zu befragen. Aus der Grundgesamtheit wurde eine für die Zielgruppe repräsentative Quotenstichprobe gezogen. Quotierungsvorgaben waren: Alter und Geschlecht des Jugendlichen, Nielseengebiete, drei Ortsgrößenklassen, besuchter Schultyp des Jugendlichen und Familienform (alleinerziehender Elternteil vs. Erziehung durch beide Elternteile). Die Quotierungsvorgaben wurden – von wenigen geringfügigen Abweichungen abgesehen – erreicht. Diese Abweichungen wurden bei der Auswertung mittels einer GewichtungsvARIABLEN korrigiert.

Zur Rekrutierung der Zielpersonen wurden diese durch die Interviewer telefonisch oder persönlich kontaktiert. Im Zuge der Kontaktaufnahme wurde das Thema allgemein umschrieben, um eine Voreingenommenheit der Befragten gegenüber dem Interview zu vermeiden.

Die Interviewer, alle mit langjähriger Erfahrung, erhielten vorab eine schriftliche Einweisung zu den Befragungsmodalitäten und mussten vorher ein Testinterview durchführen. Die Anzahl der Interviews, die von einem Interviewer durchgeführt wurden, durfte 25 Stück nicht überschreiten. Im Schnitt führte jeder Interviewer 4,7 Interviews durch. Für 10 % aller Interviews wurde durch ENIGMA GfK eine schriftliche Kontaktkontrolle durchgeführt, indem die Zielperson nachträglich angeschrieben und zur Durchführung des Interviews befragt wurde. Des Weiteren wurden einige Interviews stichprobenmäßig hinsichtlich Gesamtdauer sowie Plausibilität und Logik der Bearbeitung kontrolliert.

Die eigentliche Erhebung fand in Form computergestützter Interviews (CAPI) vom 28. März bis 22. Mai 2011 in den Wohnungen der Befragten statt. Eltern bzw. Kinder waren jeweils alleine mit dem Interviewer im Raum. Die Fragen wurden teilweise vorgelesen und die Antworten vom Interviewer eingetragen. Sensible Themenbereiche, wie die Fragen zur Einhaltung medienerzieherischer Regeln, Fragen zur Lebenszufriedenheit und die Familienbögen sollten die Befragten selbstständig am Computer des Interviewers ausfüllen.

22 ENIGMA GfK führt unter anderem die ARD/ZDF-Onlinestudien sowie die KIM-, JIM- und FIM-Studien durch.

Eine Ausschöpfungsquote wie bei „echten“ Zufallsstichproben gibt es bei Quotenstichproben in dieser Form nicht. Da die Interviewer meist eine sogenannte „warme Akquise“ einsetzten, also zum Beispiel Personen kontaktiert wurden, die schon einmal bei früheren Befragungen teilgenommen hatten, gab es nach Auskunft des durchführenden Instituts kaum Ausfälle oder abgebrochene Interviews. Wenn ein Interview nicht zustande kam, so hatte dies eher terminliche Gründe.

Die Beantwortung dauerte bei den Jugendlichen durchschnittlich 21 Minuten und bei den Eltern 29 Minuten. Die Auswertung erfolgt nach den Standards der quantitativen Sozialforschung mithilfe des Statistiksoftwarepaketes SPSS 19.

VII.

Darstellung der Ergebnisse

Entlang der Fragestellungen werden im nächsten Kapitel die Ergebnisse aus den einzelnen Forschungsmodulen präsentiert. Im Fokus stehen in allen Modulen das medienerzieherische Handeln in Familien, das Interaktionsverhalten bezüglich der exzessiven Computer- und Internetnutzung und die Problemwahrnehmung in den Familien. Die drei Forschungsmodule verfolgen ihrem Erhebungskontext entsprechend verschiedene Schwerpunkte: In den Gruppendiskussionen wurde die unmittelbare Perspektive der Eltern und Jugendlichen auf Streitigkeiten wegen der exzessiven Computer- und Internetnutzung sowie auf den Umgang mit Medien und Medienerziehung untersucht. Die Befragung von Therapeuten, Pädagogen, Psychologen und Ärzten bietet die Möglichkeit, Informationen über eine Vielzahl betroffener Familien in institutionellen Kontexten und den professionellen Umgang mit dem Thema exzessive bis pathologische Mediennutzung zu bekommen. In der quantitativen Erhebung werden die drei Perspektiven (die Kriterien aus der Suchtforschung, die Problemwahrnehmung der Eltern und die der Kinder) zur Bildung von Gruppen genutzt, um das breite Feld der exzessiven Computer- und Internetnutzung genauer zu strukturieren. Diese Gruppeneinteilung ermöglicht einen differenzierten Blick auf die Soziodemografie, die Mediennutzung der Jugendlichen, das (medien-)erzieherische Handeln und medienbezogene Schwierigkeiten in den Familien. In einem abschließenden Kapitel werden die Limitationen der Studie benannt.

7.1 Gruppendiskussionen

Christiane Schwinge

Im Rahmen des Forschungsprojekts wurden in einem der beiden qualitativen Module vier Gruppendiskussionen mit Familien durchgeführt. In voneinander getrennten Gruppen nahmen insgesamt acht Eltern sowie acht Jugendliche teil (Details in Kapitel 6.2). Bei der Erhebung in diesem Modul standen folgende Fragestellungen im Fokus:

1. Wie stellt sich exzessive Computer- und Internetnutzung aus der Perspektive der Eltern und der Jugendlichen dar?
2. Inwiefern werden Zusammenhänge angenommen zwischen exzessiver Computer- und Internetnutzung, familialer Interaktion und medienerzieherischem Handeln?
3. Wird das Thema allein unter der Perspektive von Medienwirkungsannahmen diskutiert?
4. Gibt es vor dem Hintergrund der eigenen Mediensozialisation generationsspezifische Sichtweisen?

Da die Daten der Gruppendiskussionen in der Tradition der dokumentarischen Methode interpretiert werden sollten, erfolgte im ersten Auswertungsschritt eine vergleichsweise ausführliche Transkription.²³ Aufgrund des Verlaufs der Gruppendiskussionen mit den Jugendlichen und im Hinblick auf die vorliegenden Transkripte wurde entschieden, diese nicht mit der dokumentarischen Methode auszuwerten, da sich die Daten als zu wenig ertragreich erwiesen. Die Gruppendiskussionen der Eltern konnten wie geplant ausgewertet werden, sodass dem ersten Interpretationsschritt der formulierenden Interpretation in einem zweiten Auswertungsdurchgang die reflektierende Interpretation ausgewählter Diskussionspassagen folgte.²⁴

Im Folgenden werden zunächst Daten herangezogen, die in Form von Fragebögen von allen Diskussionsteilnehmern erhoben wurden. Die Computer- und Internetnutzung der teilnehmenden Jugendlichen steht dabei im Mittelpunkt, wobei Angaben der Jugendlichen mit Angaben des dazugehörigen Elternteils kontrastiert werden. Im darauf folgenden Teil werden die Erkenntnisse, welche mit der Auswertung der Gruppendiskussionen nach der dokumentarischen Methode gewonnen wurden, präsentiert. Hierbei wird auf die Ergebnisse des ersten Interpretationsschritts eingegangen, bevor daran anschließend die vertiefenden Resultate der reflektierenden Interpretation abgebildet werden. Danach erfolgen im letzten Teil eine Methodendiskussion sowie eine abschließende Betrachtung der Ergebnisse.

7.1.1 Auswertung der Fragebögen zur Computer- und Internetnutzung

Bei der Untersuchung der Computer- und Internetnutzung stehen die Angaben der Jugendlichen im Mittelpunkt und werden um die Angaben des Elternteils ergänzt bzw. mit diesen kontrastiert. Auf diese Weise soll überprüft werden, inwiefern die Perspektiven auf die Computer- und Internetnutzung innerhalb der Eltern-Kind-Dyaden übereinstimmen bzw. voneinander abweichen.

Nutzungsumfang Internet

Zwar stellt der zeitliche Umfang der Mediennutzung als solcher keinen (alleinigen) Indikator für eine exzessive Mediennutzung dar (vgl. Hirschhäuser, Kammerl & Schwinge 2011), allerdings kann ein Blick auf den Umfang der Internetnutzung erste Anhaltspunkte diesbezüglich offerieren.

Bei den Antworten zum durchschnittlichen Umfang der Internetnutzung²⁵ an einem Werktag reichte das Spektrum der von den Jugendlichen angegebenen Zeitvolumina von „zehn bis 20 Minuten“²⁶ bis hin zu „sechs Stunden“. Laut JIM-Studie 2011 nutzen Jugendliche im Alter von zwölf bis 19 Jahren das Internet im Durchschnitt 134 Minuten täglich, wobei Jungen mit 140 Minuten etwas länger online sind als Mädchen (127 Min.). Ferner steigt der Nutzungsumfang kontinuierlich mit dem Alter (vgl. MPFS 2011, S. 31). Betrachtet man vor dem Hintergrund dieser Ergebnisse die Angaben zum Internetnutzungsumfang der jugendlichen Teilnehmer, so

23 Zur Methodologie der dokumentarischen Methode siehe Bohnsack et al. (2007). Zur Transkription von Gruppendiskussionen siehe Przyborski (2004). Die im vorliegenden Forschungsprojekt genutzten Transkriptionsregeln sind in Anhang III zu finden.

24 Zur Methode dieses Moduls siehe Kapitel 6.2.

25 Im Folgenden werden nur die Angaben zum Nutzungsumfang des Internets betrachtet, da diese bei den meisten Teilnehmern identisch mit dem Umfang der PC-Nutzung sind.

26 Die zeitlichen Angaben werden so wiedergegeben, wie von den Forschungsteilnehmern in den Bögen angegeben.

zeichnet sich folgendes Bild ab: Drei Teilnehmer nutzen das Internet (weit) unterdurchschnittlich (AJ3²⁷ zehn bis 20 Min. | BJ2 60 Min. | AJ2 ein bis zwei Std.), drei weitere nutzen das Internet in etwa durchschnittlich (BJ3 zwei Std. | AJ4 zwei bis drei Std. | BJ4 zwei bis drei Std.) und zwei weitere Jugendliche geben einen Nutzungsumfang an, der deutlich überdurchschnittlich ist (BJ1 drei bis fünf Std. | AJ1 sechs Std.). Der Vergleich mit den Antworten der Eltern, welche den Nutzungsumfang ihres Kindes aus ihrer Perspektive einschätzen sollten, zeigt, inwieweit sich die Wahrnehmungen diesbezüglich unterscheiden. Drei Elternteile (BE1 bis BE3) geben in etwa denselben Umfang an wie ihre Kinder, wobei insbesondere die Familien B1 und B2 auffällig sind, da BJ1 einen überdurchschnittlichen und BJ2 einen unterdurchschnittlichen Nutzungsumfang angibt (s. o.), was von beiden Müttern auch ähnlich eingeschätzt wird. Zwei Mütter schätzen die Internetnutzung ihres Kindes höher ein als diese selbst (AE3 und BE4). Während AJ3 angibt, das Internet ca. zehn bis 20 Minuten täglich zu nutzen, schätzt seine Mutter mit 45 Minuten den Umfang mehr als doppelt so hoch ein. BE4 schätzt mit vier Stunden Internetnutzung täglich den Umfang ebenfalls fast doppelt so hoch ein wie ihre Tochter. Auffällig in die andere Richtung ist die Angabe von AE1: Er schätzt den Umfang mit zwei Stunden um zwei Drittel geringer ein als sein Sohn. AE4 gibt an, dass ihr Sohn das Internet „nur für schulische Zwecke“ nutze, wohingegen AJ4 selbst angibt, dass er zwei bis drei Stunden täglich online sei, wovon er 30 bis 60 Minuten mit Schularbeiten verbringe. AE2 nimmt keinerlei Einschätzungen vor, da sie dies nicht abschätzen könne.

Die Ergebnisse zum zeitlichen Umfang der Computer- und Internetnutzung der Jugendlichen zeigen, dass die Einschätzungen des Umfangs in den jeweiligen Eltern-Kind-Dyaden teilweise (stark) differieren, sowohl in die eine als auch in die andere Richtung. Interessant ist, dass sich für die Teilnahme zur Diskussion überwiegend Familien angemeldet haben, deren Kinder das Internet (weit) unterdurchschnittlich bzw. durchschnittlich nutzen. Dies ist ein Hinweis darauf, dass der Umgang des Jugendlichen mit Computer und Internet auch jenseits einer exzessiven Nutzung zu Problematiken innerhalb der Familie führen kann.

Aktivitäten am PC und im Internet

Die von den Jugendlichen ausgeübten Aktivitäten am PC und im Internet sind vergleichsweise ähnlich. Alle Teilnehmer chatten in ihrer Freizeit. Sechs Jugendliche geben an, PC und Internet für Computerspiele zu nutzen (exklusive BJ4 und AJ1, wobei AJ1 angibt, Mitglied in einer Spielergemeinschaft zu sein), und fünf zählen E-Mails schreiben und lesen zu ihren Internetaktivitäten. Zwei Jugendliche führen zudem die Nutzung von sozialen Netzwerkplattformen an (AJ1 und AJ2) und ein Jugendlicher gibt an, Computer und Internet zum „Musik hören“ zu nutzen (BJ1).

Neben der freizeitbezogenen Computer- und Internetnutzung machen alle Jugendlichen sowohl vom PC als auch vom Internet für ihre Hausaufgaben bzw. für schulische Zwecke Gebrauch, wobei der Umfang hierfür zwischen „zehn bis 20 Minuten“ (AJ3) und „ein bis zwei Stunden“ (AJ1) divergiert.

²⁷ Die Namen der Teilnehmer wurden wie folgt anonymisiert: A steht für die erste Gruppe, B steht für die zweite Gruppe, E für den Elternteil, J für den Jugendlichen. Elternteil und Kind wurden jeweils zusammen erfasst (z. B. besteht Familie A1 aus AE1 und AJ1). Bei AE1 handelt es sich um den einzigen teilnehmenden Vater und bei BJ4 um die einzige Teilnehmerin in den Jugendlichengruppen. Eine differenzierte Übersicht über die teilnehmenden Familien ist in den Steckbriefen am Ende dieses Kapitels zu finden.

In Bezug auf die von den Jugendlichen angegebenen Beschäftigungen am PC und im Internet ist interessant, dass in den Elterndiskussionen der Fokus von den Teilnehmern selbst vor allem auf Bildschirmspiele gelegt wird, sowohl auf Offline- und Onlinecomputerspiele als auch auf Spiele für den *iPod touch*. Zwar werden auch andere mediale Angebote thematisiert, wie beispielsweise die Nutzung sozialer Netzwerkplattformen wie *Facebook*, allerdings werden vor allem im Zusammenhang mit Computerspielen ausführlich Problematiken diskutiert. Hier scheint demnach eine besondere Problemwahrnehmung bzw. -sensibilisierung vorzuliegen.

Streitigkeiten wegen der Computer- und Internetnutzung

Der Ausschreibung entsprechend wurden sowohl die Eltern als auch die Kinder nach der Häufigkeit von internet- und computerbezogenen Streitereien gefragt. Keine Eltern-Kind-Dyade kommt diesbezüglich zu einer übereinstimmenden Einschätzung. In sechs Familien nehmen die Eltern eine größere Häufigkeit an Streitigkeiten wahr als ihre Kinder. Diese Einschätzung korrespondiert mit dem von einigen Jugendlichen in den Gruppendiskussionen geäußerten Unverständnis darüber, dass ihre Eltern sie bei einer Gruppendiskussion zu eben diesen Problematiken angemeldet haben. Die Diskrepanzen bezüglich der Wahrnehmung medienbezogener Streitigkeiten innerhalb der Eltern-Kind-Dyaden schwanken zwischen „mehrmals wöchentlich“ (AJ4) und „mehrmals täglich“ (AE4) bis hin zu einer Differenz von „nicht so oft“ (AJ2) und „mehrmals täglich“ (AE2). Auch die umgekehrte Perspektive ist vorzufinden: AJ1 gibt an, sich „täglich“ mit seinem Vater über die Computer- und Internetnutzung zu streiten, wohingegen AE1 „ein – zweimal wöchentlich“ Streitigkeiten wahrnimmt. BJ1 gibt „wöchentliche Streitigkeiten“ an, seine Mutter hingegen „einmal monatlich“. Auffällig ist, dass es sich bei den beiden Jugendlichen, die häufiger Streitigkeiten wahrnehmen als ihre Eltern, um diejenigen handelt, die das Internet weit überdurchschnittlich nutzen (s. o.).

Um die internet- und computerbezogenen Streitigkeiten genauer einordnen zu können, wurden alle Teilnehmer zudem gefragt, ob es wegen anderer Themen ebenfalls vergleichsweise häufig zu Auseinandersetzungen kommt und welche Themen dies sind.²⁸

Mit Ausnahme von Familie A4, wo Mutter und Sohn beide angeben, dass über kein weiteres Thema genauso häufig gestritten werde, nimmt in allen anderen Eltern-Kind-Dyaden zumindest eine Person neben der Internet- und Computernutzung weitere Streitthemen wahr. In den Familien A2, A3, B2 und B3 nehmen sowohl die Mütter als auch die Söhne andere Streitthemen vergleichsweise häufig wahr, wenngleich nicht alle Dyaden bei den genannten Thematiken übereinstimmen. In den anderen Familien (A1, B1, B4) nimmt jeweils ein Mitglied andere Streitigkeiten vergleichsweise häufig wahr. Im Gegensatz zu seinem Vater nimmt AJ1 keine weiteren Streitthemen wahr.

Andere Themen, über die gestritten wird, sind z. B. Ausgehzeiten, Hausaufgaben, Freunde und Unzuverlässigkeit des Jugendlichen.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass Computer und Internet in fast allen Familien nur ein Streitthema neben weiteren darstellen. Eine Ausnahme bildet Familie A4, in der

²⁸ Fragestellungen: „Kommt es wegen anderer Themen genauso häufig zu Streitereien?“ und „Wenn ja, welche Themen sind das?“

weder Mutter noch Sohn weitere Streitthemen vergleichsweise häufig wahrnehmen. Auffällig ist zudem erneut AJ1, der, im Gegensatz zu seinem Vater, keine anderen Streitthemen vergleichbar häufig wie computer- und internetbezogene Streitigkeiten wahrnimmt.

Wie die Kontrastierung der Antworten in den einzelnen Eltern-Kind-Dyaden zeigt, liegen teils deutliche Diskrepanzen in der Wahrnehmung von computer- und internetbezogenen Streitigkeiten vor. So kommt keine Familie diesbezüglich zu einer übereinstimmenden Einschätzung. Die meisten Elternteile nehmen häufiger Streitigkeiten wahr als ihre Kinder. Lediglich die beiden Jugendlichen, deren Computer- und Internetnutzungsumfang überdurchschnittlich ist, nehmen diesbezüglich öfter Auseinandersetzungen wahr als ihre Eltern. Dass Eltern von adoleszenten Kindern in der Regel Streitigkeiten oder Konflikte anders wahrnehmen als ihre Kinder und diesen ferner mehr Bedeutung beimessen (vgl. Steinberg 2001), kann eine Erklärung für die hier festgestellten Wahrnehmungsunterschiede sein.

Stellenwert von Computer und Internet im Alltag der Jugendlichen

Teil des Fragebogens waren sogenannte „konzentrische Kreise“, in welchen die Jugendlichen Items wie soziale Beziehungen, Freizeitaktivitäten und Medien nach ihrer subjektiven Bedeutung verorten sollten.²⁹ Die Eltern füllten diese Kreise ebenfalls aus, allerdings aus der Perspektive ihres Kindes. Mit dem Einsatz der konzentrischen Kreise sollte zum einen erfasst werden, welchen Stellenwert bestimmte Personen und Aktivitäten im Vergleich zu Medien im Leben der Jugendlichen einnehmen, und zum anderen, welche Wahrnehmung die Eltern diesbezüglich haben.

Will man den Stellenwert bestimmen, den Computer und Internet bei den jugendlichen Teilnehmern haben, erscheint es sinnvoll, einen Blick auf die von ihnen in den zentralen drei Kreisen positionierten Items zu werfen, die das Zentrum (also den Jugendlichen) umgeben.

Zunächst ist auffällig, dass lediglich einer der acht Jugendlichen (AJ1) Computer und Internet im Zentrum positioniert und damit diesen beiden Items den wichtigsten Stellenwert einräumt. Da der Jugendliche selbst das Zentrum der konzentrischen Kreise darstellt, verweist die Verortung der beiden Items in ebendiesem Kreis auf einen herausragenden Stellenwert. Seine Freunde sowie seine Partnerin ordnet AJ1 dem ersten Kreis zu, seine Geschwister, die Schule und sein Handy dem zweiten, seine Mutter sowie seinen Vater dem dritten. Sein Vater AE1 nimmt eine andere Einschätzung vor: Er ordnet die Partnerin seines Sohnes dem ersten, die Mutter und sich selbst dem zweiten sowie dessen Freunde dem dritten Kreis zu; Internet und Computer lokalisiert er hingegen erst im vierten Kreis. Diese Einordnung ist interessant, da AE1 einer der beiden Elternteile ist, die Computer und Internet nicht den ersten drei Ringen zuordnen, wohingegen sein Sohn der einzige Jugendliche ist, der diese Items im Zentrum positioniert, womit er sich deutlich von allen anderen Teilnehmern unterscheidet.

Teilnehmer AJ4 ordnet den Computer, seine Gilde sowie seine Partnerin dem zweiten Kreis zu. Seine Familie und Freunde sowie die Schule lokalisiert er im ersten Kreis, sie nehmen also die

²⁹ Die Instruktion lautete: „Ordne die folgenden Punkte bitte nach der Wichtigkeit, die sie für Dich haben, an. Du bist das Zentrum und je näher Du etwas am Zentrum platzierst, desto wichtiger ist es für Dich. Wenn Dir Dinge gleich wichtig sind, dann kannst Du sie an derselben Stelle bzw. im selben Kreis positionieren.“ Weitere Informationen zu den konzentrischen Kreisen befinden sich in Anhang V.

höchste Priorität für ihn ein. Im dritten Kreis positioniert er Hobbys und Vereine. Seine Mutter hingegen lokalisiert den Computer im Zentrum und positioniert erst im zweiten Kreis mit Mutter, Vater und Geschwistern die nächsten Items. Im dritten Kreis lokalisiert sie Fernsehen.³⁰

Die anderen sechs Jugendlichen ordnen weder Computer und Internet noch eine Gilde/einen Clan den ersten drei Kreisen zu. Ihre Zuordnungen dieser Items variieren zwischen dem vierten und dem achten Kreis.

Alle acht Teilnehmer positionieren Vater und/oder Mutter sowie Geschwister (falls vorhanden) in den ersten drei Kreisen, was den hohen Stellenwert der Familie bzw. Familienmitglieder bei allen Jugendlichen verdeutlicht. Dies zeigt sich auch darin, dass bei allen Jugendlichen, mit Ausnahme von AJ1, der Familie generell ein höherer Stellenwert eingeräumt wird als dem Computer und/oder dem Internet oder anderen Medien.

Wirft man einen Blick auf die von den Eltern vorgenommene Zuordnung der Items, zeichnet sich ein deutlich anderes Bild ab: Sechs Elternteile ordnen den Computer und/oder das Internet den ersten drei Kreisen zu (AE2, AE3, AE4, BE1, BE3, BE4) und schreiben diesen Medien dementsprechend bei ihren Kindern einen höheren Stellenwert zu, als dies die Kinder selbst tun. Neben den oben skizzierten Unterschieden in Familie A4 sind auch die Diskrepanzen bei Familie B3 auffällig: Während die Mutter Internet und Computer beide im dritten Kreis lokalisiert, sind diese bei BJ3 erst im vierten bzw. siebten Kreis zu finden.

Der Blick auf die konzentrischen Kreise verdeutlicht große Unterschiede bei den Einschätzungen bzw. Wahrnehmungen der Eltern und Kinder bezüglich des Stellenwerts von Computer und Internet. Während sechs Elternteile annehmen, Computer und Internet nähmen einen prominenten Stellenwert im Leben ihres Kindes ein, spielen für sieben der acht teilnehmenden Jugendlichen soziale bzw. familiäre Beziehungen eine wichtigere Rolle als Medien. Untersuchungsergebnisse zu Eltern und ihren adoleszenten Kindern liefern einen Erklärungsansatz für diese Diskrepanzen: So hatten die Eltern ein negativeres Bild von sich selbst als ihre Kinder und insbesondere die befragten Mütter nahmen sich negativer wahr, als dies ihre Kinder taten (vgl. Flammer & Alsaker 2011, S. 177 f.).

Fazit

Mit der Auswertung der Fragebögen wurde veranschaulicht, dass es teils große Diskrepanzen zwischen Eltern und Kindern hinsichtlich der Wahrnehmung von Computer- und Internetnutzung gibt. Die Häufigkeit diesbezüglicher Streitigkeiten betreffend nimmt ein Großteil der Eltern diese öfter wahr als die Kinder und keine Familie kommt hier zu einer übereinstimmenden Einschätzung. Relativ ähnlich sind hingegen die Wahrnehmungen von anderen Streitthemen, was wiederum verdeutlicht hat, dass es sich bei computer- und internetbezogenen Konflikten nur um ein Streitthema neben weiteren handelt. Der Stellenwert von Computer und Internet bei den Jugendlichen wird von den meisten Eltern höher eingeschätzt als von

³⁰ Dass AE4 die Partnerin des Sohnes weder in den ersten drei noch in den restlichen Kreisen verortet, ist darauf zurückzuführen, dass sie höchstwahrscheinlich nichts von der Freundin weiß, da sie das Item „Partner/in“ durchgestrichen hat.

diesen selbst. Mit den konzentrischen Kreisen konnte gezeigt werden, dass alle Jugendlichen, mit Ausnahme von AJ1, sozialen Beziehungen einen höheren Stellenwert zuweisen als den Medien.

Es wurde zudem deutlich, dass vor allem Familien an den Diskussionen teilgenommen haben, deren Kinder einen unter- bzw. durchschnittlichen Internetgebrauch pflegen, was wiederum darauf verweist, dass der Computer- und Internetumgang auch jenseits exzessiver Nutzungsweisen zu Streitigkeiten bzw. Problemen innerhalb der Familie führen kann.

7.1.2 Auswertung der Gruppendiskussionen nach der dokumentarischen Methode

Bei der Interpretation von Gruppendiskussionen nach der dokumentarischen Methode erfolgen nach der Transkription der Audioprotokolle zwei aufeinander aufbauende Interpretationsschritte, was der Grundannahme dieser Methode entspricht, da unterschieden wird

„[...] zwischen dem, was wörtlich gesagt wird, der thematischen Entwicklung und Struktur, und dem, was sich über den Fall zeigt bzw. was sich dokumentiert.“ (Przyborski 2004, S. 47)

Im Zuge des ersten Auswertungsschritts, der sogenannten formulierenden Interpretation, werden die Transkripte³¹ nach Themen untergliedert und paraphrasiert, um den generalisierenden bzw. immanenten Sinngehalt, d. h. was gesagt wurde, herauszuarbeiten. Im darauffolgenden Schritt der reflektierenden Interpretation wird der sogenannte dokumentarische bzw. konjunktive Sinngehalt erarbeitet, d. h. wie etwas gesagt wurde (vgl. ebd.). Im vorliegenden Forschungsmodul wurden zudem in einem ergänzenden Zwischenschritt die Ergebnisse der formulierenden Interpretation den Forschungsfragen entsprechend ausgewertet.

Im Folgenden werden zunächst die Ergebnisse der formulierenden Interpretation der Eltern Diskussionen mit den forschungsrelevanten Fragestellungen in Bezug gesetzt. Daran anschließend werden die Ergebnisse des zweiten Interpretationsschritts dargestellt und diskutiert.

7.1.2.1 Ergebnisse der formulierenden Interpretation

Wie stellt sich eine exzessive Computer- und Internetnutzung aus der Perspektive der Eltern dar?

Wie oben bereits dargestellt, wurden für die Gruppendiskussionen Familien gesucht, in denen es zu Streitigkeiten aufgrund des Umfangs der Computer- und Internetnutzung des Jugendlichen kommt. Bei der Beantwortung der Frage danach, wie sich eine exzessive Computer- und Internetnutzung aus Perspektive der Eltern darstellt, ist zuallererst festzustellen, dass keiner der teilnehmenden Elternteile davon ausgeht, dass beim eigenen Kind eine exzessive oder pathologische Mediennutzung vorliegt.³²

31 Die Transkripte der Diskussionen mit den Jugendlichen umfassen 39 Seiten (Gruppe A) sowie 27 Seiten (Gruppe B). Die Transkripte der Elterndiskussionen sind 50 Seiten (Gruppe A) bzw. 38 Seiten (Gruppe B) lang.

32 Zwar berichtet AE4 von einer Phase der exzessiven Computerspielenutzung ihres Sohns, allerdings führt sie auch aus, dass diese bereits überwunden wurde.

Zwar wird von den Eltern kein problematischer Computer- und Internetumgang bei den eigenen Kindern angenommen, allerdings nehmen sie andere Problembereiche im Kontext der Mediennutzung wahr. Viele der von den Eltern behandelten Themenkomplexe berühren medienerzieherische Fragen. Daneben gibt es Themen, die dem Feld der Medienwirkungsannahmen zuzuordnen sind. Ferner werden Probleme innerhalb des familialen Alltags aufgegriffen, die aus der Perspektive der Eltern von den Medien verursacht werden.

Konkret lassen sich die behandelten Bereiche wie folgt untergliedern:

- Übernahme der elterlichen Verantwortung in Bezug auf die Mediennutzung des Kindes; hierunter fallen Thematiken wie:
 - die Ablehnung, sich mit medienbezogenen Thematiken tief gehender auseinanderzusetzen, weil es an Motivation und/oder Lust mangelt;
 - die Auseinandersetzung mit medienbezogenen Entwicklungen bei gleichzeitiger Resignation aufgrund der Geschwindigkeit medialer Entwicklungen;
 - die Forderung, Medien als einen essenziellen Erziehungsbereich anzuerkennen, für den derselbe Aufwand betrieben werden muss wie für andere Erziehungsbereiche.
- Medienerziehungsstrategien, insbesondere die (technische) Kontrolle des zeitlichen Umfangs und der Inhalte; hierunter sind Aspekte zu subsumieren wie:
 - die Suche nach wirksamen technischen Regulierungsmöglichkeiten von Computer und Internet;
 - das Verbot bestimmter Medienangebote und Geräte;
 - die Wegnahme der Geräte als Ultima Ratio;
 - die Frage danach, wie Medienerziehungsstrategien erfolgreich umgesetzt werden können;
 - die Regulierung des Medienumgangs der Kinder nach „Lust und Laune“;
 - das Aufzeigen alternativer non-medialer Freizeitangebote.
- Die Verantwortung der Schule im Kontext Medienerziehung/-bildung; hierunter fallen Ansichten wie:
 - die Forderung, die Institution Schule müsse den Bereich Medienkompetenzförderung hauptverantwortlich gestalten;
 - die Meinung, Schule sei ein viel zu starres System, um auf Medienentwicklungen angemessen, d.h. primär schnell, reagieren zu können;
 - der Appell an alle Eltern, sich stärker in die Institution Schule einzubringen und selber medienbezogene Fragestellungen mitzugestalten.
- Medienwirkungsannahmen; hierzu zählen Vorstellungen wie:
 - eine dem Lernen zeitlich unmittelbar folgende Mediennutzung des Kindes hat negative Auswirkungen auf den Lernerfolg;
 - Medien können süchtig machen;
 - Medien sind gesundheitsgefährdend;
 - Medien tragen nicht zur Entspannung bei;
 - Medien können den Jugendlichen in konkreten Situationen oder bei der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben positiv unterstützen.
- Die Beeinflussung des familialen Alltags durch Medien; hierunter fallen Situationen wie:
 - das Kind erscheint nicht zum Essen, wenn es dazu aufgefordert wird;
 - die Kinder verderben aufgrund ihrer permanenten Mediennutzung und Lustlosigkeit den Familienurlaub;
 - Bildschirme als „Kommunikationstörer“, die jegliche familiäre Kommunikation unterbinden, sobald sie eingeschaltet sind.

Insgesamt ist festzustellen, dass in Gruppe A „Mediensucht“³³ anders behandelt wird als in Gruppe B. Erstere greift diese Thematik explizit auf und diskutiert darüber auf einer dem Alltagswissen entsprungenen Ebene. In Gruppe B stehen andere Problematiken im Fokus, wengleich die Mütter die Frage danach bejahen, ob es ihrer Meinung nach „so was wie Mediensucht“ gibt.

Die teilnehmenden Eltern scheinen für mögliche negative Mediennutzungsweisen und Medienwirkungen (höchst) sensibilisiert zu sein, was nicht zuletzt daran deutlich wird, dass sich für die Diskussionen auch Eltern angemeldet haben, deren Kinder eine (weit) unterdurchschnittliche Computer- und Internetnutzung aufweisen, wie z. B. Familie A3.

Bei allen Eltern werden im Verlauf der Diskussion unterschiedliche medienbezogene Informationslücken offenbar, weswegen sie wiederum die konkrete mediale Situation bei ihrem Kind nicht immer richtig einzuordnen vermögen. Diese Informationsdefizite sind bei einigen Teilnehmern dadurch begründet, dass sie weder motiviert sind noch die Notwendigkeit sehen, sich mit medienbezogenen Themen tiefgehender auseinanderzusetzen. Andere Eltern versuchen sich zu informieren, werden aber immer wieder von der Geschwindigkeit medialer Entwicklungen zurückgeworfen, was als äußerst frustrierend erlebt wird.

Inwiefern werden Zusammenhänge angenommen zwischen exzessiver Computer- und Internetnutzung, familialer Interaktion und medienerzieherischem Handeln?

In Bezug auf diese Forschungsfrage gilt es zunächst zu unterscheiden zwischen demjenigen Medienhandeln, welches von den Eltern im Allgemeinen als ein pathologisches bzw. ihrem Wortlaut entsprechend als ein „süchtiges“ deklariert und diskutiert wird einerseits und dem Medienhandeln ihrer Kinder im Besonderen andererseits, das keiner der teilnehmenden Elternteile als pathologisch einordnet.

Teilnehmer in Gruppe A gehen davon aus, dass der Rückhalt einer intakten Familie wichtig sei, um betroffenen Jugendlichen aus problematischen Situationen herauszuhelfen. Dass die Familie umgekehrt auch einen Anteil an der exzessiven Mediennutzung des Jugendlichen haben könnte, wird von den teilnehmenden Eltern dieser Gruppe nicht in Betracht gezogen.

In Gruppe B stellt die Wahrnehmung einiger Mütter, an der Computer- und Internetnutzung des Kindes Schuld zu tragen, einen subjektiv wichtigen Aspekt dar. Die Mütter vertreten die Ansicht, dass ihre Söhne nur deshalb am Computer säßen, weil sie ihnen nicht genug Aufmerksamkeit schenken bzw. keine alternativen Angebote offerieren würden. Dieser Zusammenhang wird auf die generelle Nutzung (jenseits der Exzessivität) bezogen und zeigt darüber hinaus, dass die Computer- und Internetnutzung der Kinder generell negativ konnotiert ist, weswegen die Mütter ein schlechtes Gewissen plagt.

Die medienbezogene Vorbildrolle der Eltern ist in diesem Kontext ebenfalls höchst relevant. Auf die Frage, ob sich die Eltern im Kontext der Mediennutzung ihrer Vorbildrolle bewusst seien, wissen zwei Mütter (BE2, BE4) zu berichten, dass die Vorbildrolle nur „umgekehrt“ funk-

³³ Zitate aus den Gruppendiskussionen werden dem Wortlaut entsprechend wiedergegeben. Die Transkriptionsregeln sind in Anhang III zu finden.

tioniere, nämlich dann, wenn Eltern selbst gerne Medien wie z. B. Computerspiele nutzen. Dann würden die Kinder die entsprechenden Angebote auch gerne nutzen. BE3 ist der Ansicht, dass der Zusammenhang zwischen elterlichem und kindlichem Verhalten „überinterpretiert“ werde, da ihre Kinder auch solche Medien nutzten, die sie persönlich nicht nutzt. Die Teilnehmer unterscheiden bei der Vorbildrolle überwiegend zwischen einer generellen Nutzung und einer Nichtnutzung von Medien, selten nach der Art und Weise. Dies wird in der Aussage von AE2 deutlich, die nach eigenen Angaben so gut wie nie von PC oder Internet Gebrauch macht:

„Man macht sich ja auch komplett unglaubwürdig. Das ist wie zu sagen ‚Du darfst nicht rauchen‘ und stellt sich draußen auf die Terrasse und raucht. Oder ‚Du darfst keine Cola trinken‘ und kippt Cola.“ (AE2)

Sobald die Eltern selbst ein Medium nutzen, deklarieren sie sich als schlechtes Vorbild, was ein weiteres Mal ihre generell ablehnende Haltung gegenüber Medien signalisiert.

Zudem geraten einige der Teilnehmer aufgrund ihrer beruflichen Computer- und Internetnutzung bisweilen in Legitimationsschwierigkeiten und nehmen sich deswegen als schlechtes Vorbild wahr. BE1 nutzt den PC ausschließlich zu beruflichen Zwecken, was ihr Sohn als „abschreckend“ empfinde, weil er den zeitlichen Umfang ihrer Nutzung als „zu hoch“ einschätze. Sie empfindet sich in diesem Zusammenhang zwar als Vorbild, allerdings nicht als positives:

„Und ich ähm hab mich auch selbstständig gemacht jetzt und arbeite eben auch recht viel am Rechner oder wenn ich am Rechner sitze, dann arbeite ich halt. [...] Und ich mach das nebenberuflich, ich hab auch noch ‘nen Halbtagsjob. Also von daher ja, weiß ich nich, Vorbild schon, aber nicht unbedingt in dem Sinne.“ (BE1)

BE4 wirft, im Gegensatz zu den anderen Teilnehmern, einen differenzierten Blick auf ihre Vorbildrolle und berücksichtigt sowohl den zeitlichen Umfang, die Art und Weise als auch die inhaltlichen Schwerpunkte ihrer Mediennutzung. Bei Letzterer unterscheidet sie zwischen einer unterhaltungs- und einer informationsbezogenen Nutzung:

„Ja, also ich glaub, ich bin ein schlechtes Vorbild, was die Mediennutzung angeht. Ich zappe ganz viel durch sämtliche Kanäle, ähm find das bei meinen Kindern immer ganz blöde, wenn die das tun. Ähm (1) und ich nutze den Computer [...] meine Freizeitnutzung [...] ist auch puh auch unsinnig. Also die ist zum Glück nicht so übermäßig also jetzt stundenmäßig oder so, ich hab da aufgeschrieben ‘ne halbe Stunde am Tag und mehr is das auch nich. Das mach ich auch nich jeden Tach. Aber es is auch so Spaßnutzung irgendwie, dann, ich sach mal entweder guck ich, was es Neues bei Tchibo gibt, und ich checke meine E-Mails und ich mach mein Onlinebanking und so. Aber ich mache nichts, ich recherchiere nichts, also ich wüsste auch nicht warum.“ (BE4)

Auch BE1 unterscheidet in diesem Kontext zwischen der Quantität der Nutzung und der Art und Weise. So erzählt sie davon, dass sie das Fernsehen lange Zeit überhaupt nicht genutzt habe. Werden in Familie B1 Filme geguckt, was etwas Besonderes sei, würden diese bewusst ausgewählt.

Insgesamt ist festzustellen, dass die medienbezogene Vorbildrolle von einigen Eltern angezweifelt wird, was diese damit begründen, dass die Kinder auch solche Medien nutzten, von denen sie selbst (so gut wie) keinen Gebrauch machen würden. Dass die meisten Teilnehmer die Nichtnutzung von Medien als vorbildliches Ideal sehen und in Bezug auf ihre Vorbildrolle dementsprechend primär zwischen einer Nutzung und einer Nichtnutzung unterscheiden, verdeutlicht ihre impliziten negativ konnotierten Einstellungen gegenüber Medien, wenngleich sie an anderer Stelle argumentieren, dass eine Nichtnutzung von Medien nicht erstrebenswert sei. Dass sich keiner der teilnehmenden Elternteile explizit als positives Vorbild bezeichnet, kann auf diese Vorstellung der Vorbildrolle zurückgeführt werden, da sie selber ebenfalls von Medien Gebrauch machen.

Wird das Thema allein unter der Perspektive von Medienwirkungsannahmen diskutiert?

In beiden Gruppen sind medienzentrierte Sichtweisen dominant: Es wird angenommen, dass Medien monokausal auf die Jugendlichen einwirken würden und diese den medialen Einflüssen mehr oder weniger schutzlos ausgeliefert seien.³⁴ Eine Teilnehmerin weitet diese Perspektive auf die Technikwelt insgesamt aus, die ihrer Meinung nach gefährliche Auswirkungen auf die Entwicklung Heranwachsender haben könne:

„[...] diese Technikwelt äh, macht aber auch in der Entwicklung der Kinder und jungen Leute auch (2) **kann** viel kaputt machen.“ (AE4)

Andere Teilnehmer gehen davon aus, dass Medien bzw. konkrete Angebote „süchtig machen“ bzw. ein hohes Suchtpotenzial aufweisen würden. Als Beispiele werden u. a. Onlinerollenspiele wie *Metin* oder TV-Serien wie *Two and a half Men* genannt. Darüber hinaus werden zudem komplette Geschäftsmodelle als „süchtig machend“ wahrgenommen, weswegen AE1 generell von Apple-Produkten abrät und diese seinem Sohn verbietet.³⁵ Insbesondere in Gruppe A thematisieren die Teilnehmer des Öfteren Medienwirkungsannahmen.

Dass die Teilnehmer der Meinung sind, von Medien gingen sowohl eine hohe Suchtgefahr im Allgemeinen als auch negative physische Folgen im Speziellen aus, wird in Gruppe A bei der Bezugnahme auf stoffgebundene Abhängigkeiten deutlich. Konkret wird hier der Vergleich zur Nikotin- und Alkoholabhängigkeit gezogen. Ein weiterer Teilnehmer zieht den Vergleich zu „illegalen Drogen“, und die Teilnehmer in Gruppe A sind sich einig, dass Medien sich negativ auf die Gesundheit auswirken können.

³⁴ Zu unterschiedlichen Medienwirkungstheorien siehe Aufenanger (2008).

³⁵ Auffällig ist in diesem Kontext die Wortwahl von AE1, da er mit den von ihm beschriebenen Zusammenhängen, die er als „Apple-Geschäftsmodell“ zusammenfasst, die *Abhängigkeit* von der Benutzung des Programms *iTunes* aufgreift, welches er als „süchtig machend“ bezeichnet.

Dass die Eltern eine „Suchtgefahr“ einseitig aufseiten der Medien verorten, wird zudem in den medienerzieherischen Vorstellungen einiger Teilnehmer deutlich. So werden die Wegnahme der Geräte sowie zeitliche Regulierungen als wirksame Maßnahmen gesehen, um einen suchtartigen Mediengebrauch zu verhindern. AE4 weiß beispielsweise zu berichten, dass die langfristige Auslagerung des PCs dazu geführt habe, die problematische Nutzung des Massively Multiplayer Online Role-Playing Games *Metin* ihres Sohnes überwinden zu können.

Darüber hinaus wird in der generell niedrighschwelligem Zugänglichkeit medialer Unterhaltungsangebote eine weitere Gefahr gesehen:

„Na ja, dieses es wird einem leicht gemacht. Also es ist ganz egal, ob's jetzt 'n Fernseher oder Bildschirm, es ist einfach eine schnell verfügbare Unterhaltung, wo ich mich nicht mehr kümmern muss. Und das ist, denk ich, sehr verführerisch.“ (AE2)

Ein weiterer bedeutsamer Aspekt in diesem Kontext ist die Frage danach, ob die von AE4 beschriebene problematische Computerspielenutzung ihres Sohnes AJ4 auch aus einer anderen als der medienzentrierten Perspektive wahrgenommen worden sei. So berichtet AE4 davon, wie schwerwiegend diese Problematik die Familie insgesamt getroffen habe. Zusammenhänge zwischen den familialen Strukturen und der übermäßigen Nutzung ihres Sohns werden jedoch nicht vermutet. Darüber hinaus scheint mit dem Sohn keine tiefer gehende Auseinandersetzung mit der Problematik stattgefunden zu haben. Aus ihrem Freundeskreis weiß AE4 ferner zu berichten, dass Computerspiele in allen Familien ein wichtiges Thema darstellen würden, unabhängig davon, wie die Eltern den Umgang damit regulierten. Dass bei einigen Jugendlichen die Nutzung bestimmter Angebote exzessive oder gar suchtartige Formen annimmt, bei anderen wiederum nicht, wird nicht thematisiert. Insgesamt wird von AE4 demnach scheinbar nicht in Betracht gezogen, dass neben den Medien auch weitere Faktoren für die exzessive Nutzung des Sohnes ausschlaggebend gewesen sein können.

Im Zusammenhang mit Medienwirkungsannahmen ist die Perspektive von BE4 erwähnenswert, da sie als einzige Teilnehmerin einen anderen bzw. differenzierten Blick auf die Mediennutzung ihrer Kinder wirft. Sie geht davon aus, dass ihre Tochter diejenigen Medien nutze, die sie bei der Bewältigung von Entwicklungsaufgaben oder konkreten Alltagssituationen unterstützen können. Zudem zieht sie einen Vergleich zu ihrer eigenen Mediennutzung, die bei ihr oftmals aus Entspannungsmotiven heraus stattfindet. Dieselbe Handhabung beobachtet sie auch bei ihrer Tochter, lediglich die Medienauswahl unterscheidet sich hierbei, was BE4 zwar nicht ausschließlich begrüßenswert findet, aber nachvollziehen kann und deswegen insgesamt als „o.k.“ bewertet.

Bei den Medienwirkungsannahmen der Eltern ist festzustellen, dass diese, mit einer Ausnahme, medienzentriert geprägt sind. Damit einher gehen die Einschätzungen mancher Eltern, dass Medien monokausal süchtig machen können. Nach Meinung der Eltern wird bei einer exzessiven oder pathologischen Mediennutzung dementsprechend der Familie oder den familialen Strukturen keine Bedeutung zuteil.

Gibt es vor dem Hintergrund der eigenen Mediensozialisation generationsspezifische Sichtweisen?

Im Kontext des auf Multiperspektivität ausgerichteten Forschungsprojekts sind generationsspezifische Sichtweisen von großer Relevanz. Solche Sichtweisen werden unter anderem im Zusammenhang mit der Kommunikation sowie der Pflege sozialer Beziehungen über das Internet offenbar. So herrscht bei vielen Eltern Unverständnis darüber, dass die Kinder ihre Kontakte im Internet als „Freunde“ bezeichnen und mit ihnen „normal“ kommunizieren würden. Letzteres wird in der Aussage von BE1 deutlich:

„[...] Wirklich dieses, also wenn man in diesem Facebook, oder oder was weiß ich, wo er dann ist und sacht ‚Ich muss jetzt mal Tschüss sagen‘, als er das das erste Mal gesacht hat, wär ich fast umgefallen, weil ich gedacht hab: ‚Wie? Tschüss sagen? Du schreibst höchstens jetzt was an jemanden, den du vielleicht gar nicht kennst.‘ Wenn’s jemand aus deiner Klasse o.k., dann oder so ne.“ (BE1)

Ähnliches weiß auch BE2 zu berichten, die „mit Erschrecken“ habe feststellen müssen, dass ihr Sohn die Kommunikation in einem Computerspiel analog zur Face-to-Face-Kommunikation beschrieb und seinen dortigen Kommunikationspartner als „Freund“ bezeichnete:

*„[...] da sacht der ‚Mein Freund hat ein Problem, ich muss da mal mit ihm reden‘. Ich sach ‚Du meinst chatten, du redest nicht mit ihm. Und das ist nicht dein Freund, den kennst du gar nicht.‘ ‚Doch, das ist mein Freund und der hat Probleme mit seiner Freundin und das hat er mir geschrieben und ich muss doch jetzt mal, ich muss mich kümmern, der tut mir so leid.‘ Der war **so bewegt** über einen Menschen, den er überhaupt nicht kennt, den hat er noch nie gesehen. Der hat ihm irgendwat geschrieben, der soll mit seiner Freundin, die hat Schluss gemacht und so, er war total betroffen. Wo ich noch, ey und da war ich **so erschrocken**, weil ich gedacht hab, ‚Mein Gott, wer auch immer da am andern irgendwas schreibt, vielleicht war der gleichaltrig, vielleicht **war** das alles so, aber vielleicht auch nicht.‘ (BE2)*

Hier wird deutlich, dass BE2 streng zwischen den sozialen Beziehungen unterscheidet, die offline aufgebaut werden, und solchen, die sich aus Internetaktivitäten entwickeln bzw. keinen medienunvermittelten Face-to-Face-Kontakt beinhalten. Obgleich die von ihr beschriebene Situation Aspekte wie Freundschaft, Hilfsbereitschaft und Empathie des Kindes impliziert, werden lediglich negative Gesichtspunkte hervorgehoben, die wiederum bei BE2 zu Unverständnis führen.

Auch BE1 betrachtet die Onlinekontakte ihres Sohnes kritisch, vor allem auch aufgrund der sich schnell entwickelnden Tiefe der Beziehungen:

„Aber dann denk ich auch immer ‚Ja, woher willst du wissen, dass das jetzt dein Freund ist, ne?‘, also das ist immer gleich so eng, ne. [...] ich mein, das kann ja Jungs inzwischen auch passieren, das ist ja nicht mehr so wie früher nur auf Mädchen fixiert so, sag ich mal, ne. Und da denk ich auch ‚Meine Güte, ja, woher willst du wissen, dass das dein Freund ist, ne?‘.“ (BE1)

Andere Eltern sind der Meinung, dass ihre Kinder aufgrund der Internetkontakte verlernten, Emotionen richtig einzuordnen, und dass ihre Wahrnehmung sich auf medienvermittelte Beziehungen reduzieren würde.

„Aber wo ich dann manchmal denk, äh, wovor ich auch so Angst hab, wie die Wahrnehmung eigentlich irgendwann is. So, also und das was sie der Fall auf jeden Fall ist der, dass sie ja tatsächlich keine Kontakte mehr wirklich erleben. Ein Gegenüber, oder also da geht ganz,- da geht ganz viel an ihnen vorbei, was sie gar nicht kennenlernen so.“ (AE3)

„Sie können auch keine Emotionen oder dergleichen mehr irgendwo einordnen, weil sie nur noch hier rumhacken.“ (AE4)

Im Kontext dieses Dialogs eröffnet Teilnehmer AE1 eine differenziertere Sichtweise auf die Thematik, indem er mit einem Beispiel aus seiner eigenen Jugend darauf aufmerksam macht, dass es sich um generationsspezifische Sichtweisen handele und dass man sich nicht fragen solle, ob es gut ist, was die Kinder machen, sondern wie man damit umgehen könne.

„Ich bin ja ganz Ihrer Meinung, aber es ist ungefähr so, wie wenn meine Eltern damals gesagt ham ‚Das ist Negermusik‘ zu Rock ‘n’ Roll. Also in dem Moment, wo wir sagen würden ‚Hey, das ist kein echtes Tschüss, das ist virtualisiert‘ ,also, dann sind wir für die Kids (.) jenseits.“ (AE1)

AE3 gibt in diesem Zusammenhang zu bedenken, dass es zu jeder Zeit in der Geschichte Veränderungen gegeben habe, denen sich die Menschen hätten anpassen müssen. AE1 spricht in diesem Kontext von einer „Kulturrevolution“, der man nicht ausweichen könne, man müsse vielmehr lernen, damit zu leben.

Eine andere Perspektive wird von BE3 beleuchtet, die von den generationsbedingten Konflikten mit den eigenen Eltern berichtet, welche maßgeblich dazu beigetragen hätten, dass sie ihren Kindern den Zugang zu Medien nicht verbieten möchte. Die Mediennutzung sei in ihrer Kindheit durch die Eltern stark reglementiert worden, worunter sie sehr gelitten habe und weswegen es häufig zu Streitigkeiten gekommen sei, was sich bis heute nicht geändert habe:

„Und das ist auch heute noch so, wenn ich mit meiner Mutter mal in die Stadt gehe und ähm und ich bekomm einen Anruf, also ich sach ma, ich ich, dadurch, dass es halt mit der Selbstständigkeit, Homeoffice und so, ich kann mir das halt gestalten und wenn ich ‘n Anruf kriege, dann ist das ‘n Geschäftsanruf, den nehm ich natürlich dann auch an, ist ja sonst auch irgendwie unprofessionell. Und dann kommt dann irgendwann doch immer ‘n Text ‚Na ja, wenn du immer telefonierst, musst dich ja nicht wundern, wenn deine Kinder ständig hier und und‘, ((Gelächter)) das ist immer noch irgendwie.“ (BE3)

In den Gruppendiskussionen wurde deutlich, dass für viele der Eltern die Angst vor der sozialen Vereinsamung ihrer Kinder ein wichtiges Thema darstellt, obgleich diese im Internet soziale Kontakte pflegen. Ein Bewusstsein für generationsspezifische Sichtweisen kann helfen, diesen Umstand besser einzuordnen.

7.1.2.2 Ergebnisse der reflektierenden Interpretation

Im zweiten Interpretationsschritt wurde ein tief gehender Blick auf einzelne Passagen³⁶ der Elterndiskussionen geworfen. Dabei stand das Erarbeiten des konjunktiven Sinngehalts, d. h., wie etwas gesagt wurde, im Mittelpunkt. Die Auswahl zu interpretierender Passagen kann bei der reflektierenden Interpretation nach inhaltlichen und/oder formalen Gesichtspunkten erfolgen (vgl. Przyborski 2004). Zu den formalen Merkmalen zählen sogenannte Fokussierungsmetaphern, d. h. Passagen, die im Vergleich zum restlichen Diskursverlauf eine hohe interaktive sowie eine hohe metaphorische Dichte aufweisen (vgl. Bohnsack & Schäffer 2007). Formale Merkmale explizieren Themen, die für die Untersuchten selbst von hoher Relevanz sind. Daneben können Passagen nach inhaltlichen bzw. thematischen Gesichtspunkten ausgewählt werden, soll die Interpretation der Beantwortung konkreter Forschungsfragen dienen (vgl. Przyborski 2004).

Im Folgenden werden die Ergebnisse der reflektierenden Interpretation vier ausgewählter Passagen aus den Elterndiskussionen dargestellt. Dabei werden zum einen Orientierungen herausgearbeitet, die für die Eltern in den jeweiligen Gruppen handlungsleitend sind. Zum anderen wird auf die Diskursverläufe beider Gruppen eingegangen, bevor abschließend die Ergebnisse aus den beiden Diskussionsgruppen miteinander verglichen werden.

Gruppe A

Die beiden Passagen für die reflektierende Interpretation der Diskussionsgruppe A wurden sowohl nach formalen als auch nach inhaltlichen Gesichtspunkten ausgewählt. Dabei wurden zum einen Thematiken berücksichtigt, die von den Teilnehmern dieser Gruppe immer wieder aufgegriffen wurden, wie z. B. Schule und Medien, als auch solche, die für die Beantwortung der Forschungsfragen in diesem Modul relevant erschienen.

Schule und Medien: fehlende Ausstattung und mangelnde Kompetenzen

Eine Thematik, die in dieser Diskussionsgruppe immer wieder aufgegriffen wird, ist der Bereich Schule und die damit verbundene Frage, was diese im Umgang mit Medien leisten sollte. Die Teilnehmer sind sich einig, dass es den Schulen an den entsprechenden medienbezogenen Rahmenbedingungen mangle. Zwar werde der Medienumgang an der Schule eingefordert, z. B. in Form von Referaten, die mit dem eigenen Computer vorbereitet und präsentiert werden sollen, gleichzeitig verfüge diese aber weder über hinreichende technische Möglichkeiten noch über diesbezügliche Kompetenzen.

In diesem Zusammenhang sind zwei Positionen zu unterscheiden: Da die Schule den Umgang mit Medien einfordere, müsse sie dementsprechend die Schüler darauf vorbereiten und mehr tätig werden als bisher, so AE4. Sie selbst sah sich beim Übergang ihres Sohnes zur weiterfüh-

³⁶ Bei einer Passage handelt es sich um die „kleinste mögliche Einheit“ für einen reflektierenden Interpretationsschritt (Przyborski 2004, S. 50).

renden Schule unter dem Handlungsdruck, ihren Haushalt technisch auszustatten. Die medienbezogenen Konflikte mit ihrem Sohn, denen sie seitdem zu Hause permanent ausgesetzt sei, seien in der defizitären Kompetenzförderung im schulischen Bereich begründet. AE4 sieht deswegen die Schule in der Pflicht, den Kindern einen „gesunden Umgang“ zu vermitteln und ihre technischen Kompetenzen zu stärken.

AE1 vertritt diesbezüglich eine andere Meinung. Seiner Ansicht nach sollten sich die Eltern bei diesem Thema viel stärker im schulischen Bereich engagieren, da die Schule dies aufgrund ihrer institutionellen Struktur nicht leisten könne. Das sei auch der Grund dafür, dass Schule im Kontext Medien seiner Meinung nach viel zu wenig umsetzen würde.

Sich monieren versus aktiv werden

Im Diskussionsverlauf wird immer wieder die Frage nach „wirksamen medienerzieherischen Maßnahmen“ aufgeworfen. Die teilnehmenden Mütter fühlen sich von digital-interaktiven Medien überfordert. In ihren Ausführungen wird deutlich, dass sie bislang keinen Weg finden konnten, die Computer- und Internetnutzung ihrer Kinder technisch effektiv zu regulieren. Insgesamt scheint dieser Zustand die Mütter zu belasten.

Der Vater AE1 unterscheidet sich von den teilnehmenden Müttern dahingehend, dass er von der Mediennutzung seiner beiden Söhne offenbar nicht (gleichermaßen) überfordert ist. Er schlägt den Müttern mehrmals konkrete Alternativen zu ihren medienerzieherischen Maßnahmen vor, welche von diesen allerdings durchweg abgelehnt werden, obgleich sie mehrfach nach „funktionierenden“ Alternativansätzen fragen. Begründet wird ihre Ablehnung damit, dass es professioneller Expertise bedürfe („Man muss aus der Branche sein“), um den Kindern alternative, in diesem Fall kreative Umgangsweisen mit Medien aufzeigen zu können. Schließlich wird argumentiert, dass aufgrund ihres Geschlechts keine tief gehende Auseinandersetzung mit Medien stattfinden könne („Frauen stoßen hier an ihre Grenzen“). AE1 verweist darauf, dass man prinzipiell in vielen erzieherischen Bereichen auf diese Art und Weise argumentieren und damit die erzieherische Verantwortung von sich weisen könne, weswegen er für eine grundlegende Offenheit gegenüber Bereichen plädiert, die für die eigenen Kinder relevant sind.

In den Reaktionen der Teilnehmerinnen schwingt eine fatalistische Einstellung mit, an der Situation nichts ändern zu *können*. Dass alle Vorschläge von AE1 ohne Rückfragen durchweg abgelehnt werden, obgleich er immer wieder verständnisvoll auf die Mütter einzugehen versucht, verweist darauf, dass es ihnen an der Motivation mangelt, daran tatsächlich etwas ändern zu *wollen*. Dies wird auch an einer anderen Stelle deutlich, als AE4 als Grund für permanente medienbezogene Streitigkeiten ihre diesbezügliche Unwissenheit angibt. Diesen Zustand nimmt AE4 allerdings nicht zum Anlass, sich eingehender mit dieser Thematik auseinanderzusetzen, was sie mit mangelnder „Lust“ begründet.

Alternative Medienumgangsweisen ermöglichen

In engem Zusammenhang mit dem vorangegangenen Aspekt steht die Forderung von AE1, Kindern einen produktionsorientierten bzw. kreativen Medienumgang zu ermöglichen, um auf diese Art und Weise ein Gegengewicht zu der ansonsten stark konsumorientierten Mediennutzung der Kinder zu schaffen. Mit seinem Plädoyer macht AE1 deutlich, dass er über ein explizites Medienerziehungskonzept verfügt, das zum einen impliziert, welche Form der Medi-

ennutzung er vermeiden möchte, zum anderen enthält es Ansätze, wie ein positiver Gegenpart gestaltet sein kann. Das Vorhandensein eines ausdifferenzierten Konzepts unterscheidet AE1 deutlich von den anderen Teilnehmerinnen. Ob dieses Konzept auch wirksam ist, kann im Rahmen dieser Studie nicht bewertet werden.

Gruppe B

Die erste Passage für die reflektierende Interpretation der Gruppendiskussion B wurde nach formalen Gesichtspunkten ausgesucht, die Auswahl der zweiten Passage fand primär nach inhaltlichen Gesichtspunkten und in Rückbezug auf die Ergebnisse der Interpretation der ersten Passage statt, wobei auch formale Merkmale wie die interaktive Dichte berücksichtigt wurden.

Mangelndes Bewusstsein für den Bereich Medienerziehung

Die teilnehmenden Mütter in Gruppe B unterscheiden zwischen zwei grundlegenden Erziehungskategorien. Zum einen gibt es für sie diejenigen Erziehungsbereiche, die als selbstverständlich angesehen werden, wie z. B. Schule. Damit einhergehende erzieherische Aufgaben werden unhinterfragt akzeptiert, weswegen diese Kategorie als erzieherischer „Pflichtbereich“ zusammengefasst werden kann.

Daneben existieren solche Erziehungsbereiche, mit denen sich die Mütter nicht ohne Weiteres auseinandersetzen. Vielmehr nehmen sie einen Entscheidungsspielraum wahr, sich bestimmter Thematiken anzunehmen oder es zu lassen. Diese Kategorie kann deswegen als „Fakultativbereich“ bezeichnet werden, wobei der medienerzieherische Bereich hier verortet wird, wenngleich die Begrifflichkeit „Medienerziehung“ als solche an keiner Stelle verwendet wird.

Im Gegensatz zum Pflichtbereich Schule wird im Kontext Medienerziehung weder „externer Druck“ wahrgenommen bzw. extrinsische Motivation im Sinne der Vermeidung von Sanktionen geweckt, noch besteht eine intrinsische Motivation (es fehlt die „Freude“ bzw. die „Lust“), sich hiermit auseinanderzusetzen. Dass es sich bei Medien um einen wichtigen Bestandteil der alltäglichen Lebenswelt ihrer Kinder handelt, scheint kein ausreichendes Kriterium zu sein, sich diesem Bereich erzieherisch zuzuwenden.

Fehlende Orientierungspunkte im Kontext Medienerziehung

Im Diskussionsverlauf wird deutlich, dass es den Müttern an medienerzieherischer Orientierung fehlt, um den Medienumgang ihrer Kinder zufriedenstellend handhaben zu können. Zwar besteht bei den Müttern Einigkeit dahingehend, dass eine Medienabstinenz nicht erstrebenswert sei, allerdings haben sie noch keine positive Zielorientierung gefunden, an der sie ihr medienerzieherisches Handeln ausrichten können. Dies wird z. B. im Zusammenhang mit der Frage nach dem „richtigen Umfang“ der Mediennutzung deutlich: Die Mütter haben noch keinen „Maßstab“ gefunden, an dem sie den geeigneten Umfang ablesen bzw. ausrichten können.

Zudem löst die generelle Mediennutzung der Kinder bei den Müttern ein Unbehagen aus. Sitzen die Kinder am Computer, fühlen sich die Mütter unter Druck gesetzt, an dieser Situation etwas zu ändern, z. B. indem sie ihnen nonmediale Alternativen anbieten. Dass die generelle Computer- und Internetnutzung bei ihnen ferner zu Schuldgefühlen bzw. zu einem schlechten Gewissen führt, kann auf die negative Konnotation von Medien im Allgemeinen zurückgeführt werden. Die Mütter sind der Meinung, Medien würden nur dann genutzt, wenn die

Kinder gerade nichts Besseres zu tun hätten. Die Faszination, die von digital-interaktiven Medien ausgeht, wird ebenso wenig gesehen wie Motivationen zur Computer- und Internetnutzung jenseits vermeintlich mangelnder Alternativen.

Erzieherische Ideale und elterlicher Erziehungsalltag

Auch wenn in den interpretierten Passagen von Gruppe B deutlich wird, dass zwischen erzieherischen Pflichtbereichen und erzieherischen Fakultativbereichen differenziert wird, was gleichzeitig mit einem jeweils anderen erzieherischen Selbstverständnis einhergeht, bedeutet dies nicht zwangsläufig, dass in der alltäglichen erzieherischen Praxis tatsächlich dementsprechend gehandelt wird. So wird die Erziehung im Kontext Schule zwar unhinterfragt als elterliche Pflicht anerkannt, in konkreten Alltagssituationen handeln die Mütter aber dennoch oftmals wider ihre erzieherischen Ideale. Beispielsweise wird häufig lediglich der erzieherischen Pflichterfüllung wegen gehandelt, wobei der Lerneffekt für die Kinder anzuzweifeln ist, z. B. wenn von den Müttern bewusst Streit provoziert wird, um Situationen wie das Abfragen von Vokabeln möglichst schnell zu beenden. Nach längerer Diskussion zu diesem Thema machen die Mütter schließlich explizit deutlich, dass sie die Verantwortung auch in den Pflichtbereichen nicht zwangsläufig übernehmen, sondern diese auch „mal schleifen lassen“. Dies wird damit begründet, dass es an der „Lust“ bzw. am „Spaß“ fehle.

Gruppenvergleich

Vergleicht man die reflektierenden Interpretationen beider Gruppen, sind insbesondere die unterschiedlichen Diskursverläufe auffällig. Während in Gruppe B die Diskussion überwiegend parallel organisiert ist³⁷, ist der Diskurs in Gruppe A von Divergenzen und Oppositionen³⁸ geprägt. In Gruppe B wird bei den interpretierten Passagen „das Einander-Verstehen im Medium des Selbstverständlichen“ (Gurwitsch 1976, S. 178, zit. nach Przyborski 2004, S. 49) deutlich. So überlappen sich beispielsweise die Äußerungen der Mütter sehr häufig und abgebrochene Sätze werden von den anderen aufgegriffen und fortgeführt. Konjunktive bzw. gemeinsame Erfahrungsräume werden also an unterschiedlichen Stellen sichtbar. Im Gegensatz dazu gestaltet sich der Diskurs in Gruppe A deutlich anders, was darauf zurückgeführt werden kann, dass die Teilnehmer über teils sehr unterschiedliche Erfahrungen und Einstellungen im Kontext Medienerziehung verfügen. In der reflektierenden Interpretation wird deutlich, dass die Teilnehmer häufig aneinander vorbeireden und sich nur vermeintlich auf eine Position einigen (divergenter Diskurs) oder aber ihre Positionen gänzlich unvereinbar bleiben (oppositioneller Diskurs), wobei der Vater AE1 stets den einen Part darstellt und die Mütter in unterschiedlichen Zusammenstellungen den jeweils anderen.

Die handlungsleitenden Orientierungen betreffend wird deutlich, dass AE1 der einzige Elternteil ist, der über ein bewusstes und reflektiertes medienerzieherisches Konzept verfügt. Während die Mütter in Gruppe B wissen, was sie nicht wollen („Medienabstinenz“), fehlt ihnen ein Konzept für die Gestaltung eines geeigneten Medienumgangs ihrer Kinder sowie eine medien-

37 Beim Modus der parallelen Diskursorganisation „[...] artikulieren sich also gemeinsame Orientierungen auf der Basis gemeinsamer, im Sinne homologer Erfahrungen“ (Przyborski 2004, S. 96). Es handelt sich dabei um eine Form der inkludierenden Modi, die dadurch gekennzeichnet sind, dass gemeinsame bzw. homologe Orientierungen zum Ausdruck kommen (vgl. ebd.).

38 Sowohl divergente als auch oppositionelle Diskurse sind den exkludierenden Modi zuzuordnen. In diesen werden unterschiedliche bzw. unvereinbare Orientierungen offenbar. Die Erfahrungen der Teilnehmer unterscheiden sich (vgl. ebd.).

erzieherische Orientierung. Die Mütter in Gruppe A sind mit ihren medienerzieherischen, überwiegend technisch-regulativ ausgerichteten Ansätzen unzufrieden, da diese Regeln im konkreten Alltag von den Kindern nicht eingehalten werden. AE1 hingegen weiß, was er in diesem Zusammenhang vermeiden möchte (konsumorientierte Nutzung) und verfügt darüber hinaus über einen Ansatz, wie er Medien anders, in diesem Fall kreativ und produktionsorientiert, nutzen kann. Er schafft somit, neben technischen Regulierungen, positive Mediennutzungsanreize.

Während in Gruppe A die Thematik Schule und Medien immer wieder aufgegriffen wird und einige Eltern einfordern, dass Schule mehr Verantwortung in diesem Bereich übernehmen müsse, spielt in der zweiten Gruppe das Thema Verantwortung zwar ebenfalls eine Rolle; allerdings führen die Mütter diesbezüglich aus, sich selbst verantwortlich für die Mediennutzung ihrer Kinder zu fühlen und sich deswegen in der Pflicht zu sehen, ihnen nonmediale Alternativen aufzuzeigen. Die Übernahme der medienerzieherischen Verantwortung als solcher wird als nicht verpflichtend angesehen, vielmehr wird ein Entscheidungsspielraum wahrgenommen, sich dieser anzunehmen oder nicht. Zwar wird in beiden Gruppen der Aspekt der (medienerzieherischen) Verantwortung auf unterschiedlichen Ebenen diskutiert, allerdings wird deutlich, dass die Eltern diese in beiden Gruppen von sich weisen, mit Ausnahme von AE1, der einfordert, als Elternteil mehr Verantwortung zu übernehmen.

7.1.3 Fazit

Bezüglich des methodischen Vorgehens innerhalb dieses Moduls ist festzustellen, dass sich die Grundidee, Familien bzw. Eltern-Kind-Dyaden in diesem Forschungsmodul gemäß dem auf Multiperspektivität ausgerichteten Forschungsprojekt einzubeziehen, bisweilen als sehr ertragreich erwies.

Die zusätzlich zu den Gruppendiskussionen eingesetzten Fragebögen stellten sich als ergiebig heraus, hiermit konnten Unterschiede sowie Übereinstimmungen in der Wahrnehmung in den jeweiligen Familien pointiert veranschaulicht und zudem Daten, wie z. B. zum Nutzungsumfang, gesammelt werden, welche in den Gruppendiskussionen so konkret nicht hätten erfasst werden können.

Im Folgenden werden abschließend die Ergebnisse noch einmal kurz zusammengefasst und diskutiert. Wie die Ergebnisse der Auswertung der Gruppendiskussionen zeigen, geht keiner der teilnehmenden Elternteile davon aus, dass beim eigenen Kind eine exzessive oder pathologische Computer- und Internetnutzung vorliege. Vielmehr konnten medienbezogene Problematiken auf einer basaleren Ebene identifiziert werden, die sich in einer generellen Überforderung der Eltern mit dieser Thematik ausdrücken.

Bei vielen Eltern wird eine generell ablehnende Haltung gegenüber Medien offenbar, was u. a. dadurch zum Ausdruck kommt, dass sie sich schuldig fühlen, wenn ihre Kinder am Computer sitzen, oder sich als schlechtes Vorbild wahrnehmen, wenn sie selbst den PC oder das Internet nutzen. Neben dieser Haltung kann eine generelle Unlust zur Auseinandersetzung mit Medien beobachtet werden.

Bei fast allen Eltern herrscht eine medienzentrierte Sichtweise vor. Dementsprechend wird auch davon ausgegangen, dass Medien monokausal süchtig machen können. Außerdem werden an vielen Stellen Perspektiven deutlich, die stark von der (Medien-)Sozialisation der Eltern geprägt sind und wiederum die Mediensozialisation der eigenen Kinder teilweise außer Acht lassen.

Was die Medienerziehung in den jeweiligen Familien betrifft, konnte herausgearbeitet werden, dass es, mit einer Ausnahme, allen Teilnehmern an einem medienerzieherischen Konzept mangelt. Es fehlt ferner ein Bewusstsein dafür, dass es sich um einen erzieherischen Bereich neben anderen handelt. Lediglich Teilnehmer AE1 verfügt über einen reflektierten und ausdifferenzierten Medienerziehungsansatz.

In Anbetracht dieser Ergebnisse lassen sich folgende Schlussfolgerungen formulieren:

Eltern für den Bereich Medienerziehung (stärker) sensibilisieren

Wie die Ergebnisse zeigen, muss bei Eltern zuallererst ein grundlegendes Bewusstsein für den Bereich Medienerziehung geschaffen werden. Medien als vierte wichtige Sozialisationsinstanz neben Familie, Schule und Peergroup gehören zum Aufwachsen mehr denn je dazu (vgl. Vollbrecht 2003), weswegen Eltern hier erzieherisch aktiv werden müssen. Dass Kinder unbedarft und quasi selbstverständlich digital-interaktive Medien nutzen, darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie auch diesbezüglich elterlicher Begleitung bedürfen.

Medienerziehung systematisch und chancenorientiert umsetzen

Wie herausgearbeitet wurde, findet Medienerziehung in nur einer Familie systematisch statt.³⁹ Zwar wollen die Eltern die Mediennutzung der Kinder nicht unterbinden, allerdings mangelt es an medienerzieherischen Konzepten jenseits von technischen Regulierungen und Restriktionen bzw. Verboten. Restriktive Verbote (allein) vermögen keine Probleme zu lösen, weswegen es neben einem Risikofokus auf Medien verstärkt chancenorientierter Maßnahmen bedarf (vgl. Kuttner 2010 sowie Röhr-Sendlmeier et al. 2008). Statt beispielsweise einseitig die Nutzung bestimmter Angebote zu unterbinden, sollten die Eltern positive Angebote aufzeigen oder kreative Nutzungsformen anregen.

Eltern für die medienbezogene Vorbildrolle sensibilisieren

Dass von den Eltern bei der medienbezogenen Vorbildrolle lediglich zwischen einer Nutzung und einer Nichtnutzung von Medien unterschieden und darüber hinaus von einigen Eltern die Vorbildfunktion ernsthaft bezweifelt wird, macht einen diesbezüglichen Aufklärungsbedarf deutlich. Wie diverse Studien belegen, kommt den Eltern eine wichtige Rolle in Bezug auf vorbildliches Medienverhalten zu (vgl. z. B. Hurrelmann et al. 1996 sowie Six et al. 2002), wobei insbesondere die Art und Weise der Mediennutzung und weniger die inhaltliche Ausrichtung von den Jugendlichen übernommen wird (vgl. Vollbrecht 2003). Eltern müssen dementsprechend sensibilisiert werden, was gleichzeitig eine kritische Reflexion eigener medialer Gewohnheiten voraussetzt.

³⁹ Dass Medienerziehung auch bei Eltern mit höherem Bildungshintergrund „ganz selten systematisch und in Form geplanter Maßnahmen“ stattfindet, stellt auch Spanhel (2006, S. 232) fest.

Medienkompetenz der Eltern stärken

Um medienerzieherisch handeln zu können, bedürfen die Eltern eines entsprechenden medienbezogenen Wissens. So sollten sie zum einen wissen, welche Medien ihre Kinder nutzen, und zum anderen in der Lage sein, diese Angebote einzuordnen. Ebenso wie in anderen erzieherischen Bereichen auch, bedarf es eines generellen Überblicks über diesbezügliche Aktivitäten. Hierunter fällt auch, Eltern für die Faszination, die digital-interaktive Medien auf Heranwachsende bisweilen ausüben, zu sensibilisieren. Zudem müssen medienzentrierte Sichtweisen relativiert werden, indem ein differenzierter Blick auf den Medienumgang der Kinder geworfen wird. Dies ist nicht zuletzt auch deswegen bedeutsam, damit Eltern erkennen, dass medienerzieherisches Handeln durchaus wirksam sein kann. Ferner gilt es, generationsspezifische Sichtweisen und Einstellungen zu reflektieren und gleichzeitig den Blick auf die Mediensozialisation der Kinder zu schärfen, um so deren Medienhandeln besser einschätzen zu können. Beispielsweise indem verdeutlicht wird, dass eine Trennung zwischen Virtualität und Realität im Kontext einer stetig voranschreitenden Mediatisierung nicht (mehr) greift, da sich soziales Handeln, und hier speziell Kommunikationsprozesse, auf immer mehr mediale Bereiche ausweitet, was am Beispiel sozialer Netzwerkplattformen besonders deutlich wird (vgl. Ertelt 2008 sowie Lampert & Schwinge 2011).

Im Kontext der Medienkompetenzförderung von Eltern ist ein Spannungsfeld erkennbar: Einerseits ist ein gewisses Maß an medienbezogenem Wissen Voraussetzung, um medienerzieherisch handeln zu können. Andererseits gilt es, Eltern diesbezüglich mit Offenheit zu begegnen und ihnen ihre Unwissenheit zuzugestehen, nicht zuletzt um Berührungsängste in Bezug auf die Auseinandersetzung mit Medien abzubauen.

Mit den Kindern ins Gespräch kommen

Die Förderung der elterlichen Medienkompetenz ist auch deswegen zentral, damit die Eltern mit ihren Kindern ins Gespräch kommen können und von ihnen als kompetenter Ansprechpartner wahrgenommen werden (vgl. hierzu auch Six et al. 2002). Dabei ist es wichtig, den Kindern generell mit Offenheit und Interesse zu begegnen, damit diese sich ernst genommen und nicht verurteilt fühlen.

Verantwortlichkeiten klären

Die Familie ist der primäre und erste Ort für Medienerfahrungen von Heranwachsenden. Kinder nehmen in diesem Kontext erstmals Medien wahr und erlernen dort den Umgang mit ihnen. Aus diesem Grund bedarf es in der Familie einer medienerzieherischen Auseinandersetzung bzw. Begleitung durch die Eltern. Wie gezeigt wurde, sehen einige Eltern die Verantwortung diesbezüglich (ausschließlich) bei der Schule. Dies verdeutlicht, dass es einer Klärung der Verantwortlichkeiten bedarf, denn sicherlich sollte Schule in diesem Bereich ebenfalls aktiv werden, allerdings kann und sollte sie nicht den elterlichen Erziehungspart übernehmen. Vielmehr muss diesbezüglich komplementär und nicht kompensatorisch gehandelt werden.

Um diese Schlussfolgerungen umsetzen zu können, bedarf es vermehrt spezieller Angebote zur Medienkompetenzförderung für Eltern. Zum einen scheinen Angebote sinnvoll, in denen sie sich in einem geschützten Raum mit Medien auseinandersetzen können. Zum anderen sind intergenerationale Projekte denkbar, in denen Eltern sich gemeinsam mit ihren Kindern mit

diesen Thematiken beschäftigen. Nicht zuletzt gilt es zu überlegen, wie die Rolle der Institution Schule diesbezüglich gestaltet sein sollte. Diese Fragen und Vorschläge werden in den Handlungsempfehlungen aufgegriffen und ausdifferenziert.

7.1.4 Steckbriefe der Familien

Familie A1 (AJ1: männlich, 15 Jahre | AE1: männlich, 52 Jahre)

Familienkonstellation	Familie A1 lebt in einem sogenannten „Wechselmodell“. Die beiden Söhne (AJ1, m13) wohnen jeweils eine Woche bei ihrer Mutter und eine Woche bei ihrem Vater. Im Haushalt von AE1 lebt zudem seine Partnerin.			
Bildungshintergrund	AJ1: 9. Klasse Stadtteilschule			
	AE1: IT-Branche (selbstständig), Arbeitsumfang: 20–60 Std./Woche, Partnerin: 20 Std./Woche			
PC- und Internetausstattung und Tätigkeiten	AJ1: seit 3 Jahren PC mit Internetzugang im eigenen Zimmer, Mitglied in einer Spielergemeinschaft, Tätigkeiten: Chatten, Communitys, Schularbeiten (1–2 Std./Tag)			
	AE1: berufliche Computer- und Internetnutzung 8–12 Std. / Werktag, 2–4 Std. / Wochenende für berufliche Tätigkeiten (Kundenbetreuung, Softwareentwicklung, Eigenentwicklungen und Recherche)			
PC- und Internetnutzung des Kindes⁴⁰	Angaben von AJ1:	Einschätzung von AE1:		
	PC seit 7 Jahren, Internet seit 5–6 Jahren	PC seit 6 Jahren, Internet seit 5 Jahren		
	Internetnutzung werktags: 6 Std.	Internetnutzung werktags: 2 Std.		
	Internetnutzung am Wochenende: 8–9 Std.	Internetnutzung am Wochenende: 2 Std.		
	Streit ⁴¹ : täglich	Streit: 1- bis 2-mal wöchentlich, außerdem über Bruderzwist und Schule		
Top 3 konzentrische Kreise	<i>Angaben von AJ1:</i> 0. Internet/Computer 1. Freunde/Partnerin 2. Geschwister/Schule/Handy	<i>Vergleich AE1:</i> (4) (4) (1)	<i>Einschätzung von AE1:</i> Partnerin Mutter/Vater Freunde/Entwickeln	<i>Vergleich AJ1:</i> (1) (3) (1/-)
Kurzdarstellung des Elternteils	AE1 ist, was die Medienerziehung seiner Söhne betrifft, ein engagierter Vater. Aufgrund seines Berufs ist er firm in den Bereichen Computer und Internet. Bei der Medienerziehung legt er großen Wert auf kreative und produktionsorientierte Umgangsweisen sowie auf technische Regulierungen des zeitlichen Nutzungsumfangs. Er ist der Meinung, Eltern müssten sich im Bereich Medien ebenso auskennen wie in anderen Erziehungsbereichen. Eine halbherzige Medienerziehung hingegen, wie er sie bei vielen Eltern beobachtet, führe zu Problemen in der Mediennutzung der Kinder sowie zwischen Eltern und Kindern. Computer- und Internetsucht gehe einseitig vom Medium aus, so die Wahrnehmung von AE1.			

Familie A2 (AJ2: männlich, 15 Jahre | AE2: weiblich, 51 Jahre)

Familienkonstellation	Familie A2 wohnt zu viert in einem Haushalt (zwei Kinder: AJ2, w15 AE2, Ehemann/Vater).
Bildungshintergrund	AJ2: Gymnasium
	AE2: Personalleitung, Arbeitsumfang: 30–40 Std./Woche, Ehepartner: 40 Std. und mehr/Woche

40 Die Angaben über den Nutzungsumfang von Computer und Internet sind meist identisch, sodass im Folgenden ausschließlich der Umfang der Internetnutzung dargestellt wird. Die jeweiligen Angaben von AE1, AJ2, AJ3, AE4 und BJ3 weichen voneinander ab.

41 Fragestellungen: „Wie häufig kommt es wegen der Computer- und Internetnutzung zu Streitigkeiten mit deinen Eltern?“ und „Kommt es wegen anderer Themen genauso häufig zu Streitigkeiten? Wenn ja, welche Themen sind das?“

PC- und Internet-ausstattung und Tätigkeiten	AJ2: seit 2 Jahren PC im eigenen Zimmer, seit 3 Monaten mit Internetzugang, Tätigkeiten: Chatten, E-Mails, Facebook, Spielen, Schularbeiten (30–60 Min./Tag)	
	AE2: ganztägig berufliche Computernutzung, dabei gelegentliche Internetnutzung, kaum private Computer- und Internetnutzung, keine Lieblingsbeschäftigung am PC/im Internet	
PC- und Internet-nutzung des Kindes	<i>Angaben von AJ2:</i>	<i>Einschätzung von AE2:</i>
	PC seit 5 Jahren, Internet seit 3 Jahren	PC seit Klasse 3, Internet seit Klasse 5
	Internetnutzung werktags: 1–2 Std.	Internetnutzung werktags: keine Angabe
	Internetnutzung am Wochenende: 2 Std.	Internetnutzung am Wochenende: keine Angabe
	Streit: nicht so oft, außerdem über Hausaufgaben	Streit: mehrmals täglich, außerdem über Hausaufgaben
Top 3 konzentrische Kreise	<i>Angaben von AJ2:</i> <i>Vergleich AE2:</i>	<i>Einschätzung von AE2:</i> <i>Vergleich AJ2:</i>
1. –	–	1. Mutter/Vater/Geschwister/ Freunde (2)
2. Mutter/Vater/ Geschwister	(1)	2. Schule/Hobbys und Vereine/Computer (1)
3. Freunde	(1)	3. Internet (5/3)
Kurzdarstellung des Elternteils	AE2 kann mit den Medienentwicklungen nicht Schritt halten, weswegen sie auch keine (genauere) Vorstellung davon hat, welche Medien ihre Kinder wie nutzen. Der neue WLAN-Zugang und der <i>iPod touch</i> ihres Sohnes überfordern sie. Sie fordert, die Schule solle den kompetenten Umgang mit Medien vermitteln und über eine entsprechende technische Ausstattung verfügen, da diese auch das Arbeiten mit Medien wie Powerpoint einfordere. Sie beanstandet den Medienumgang ihrer Kinder, z. B. dass sie aufgrund freizeitbezogener Internetnutzung erst spät am Abend die Hausaufgaben machten, andererseits greift sie diesbezüglich weder ein noch stellt sie Regeln auf. Ihrer Meinung nach ist das Internet gefährlich, da es das Sozialverhalten negativ prägen und zum Verfall der deutschen Sprache führe.	

Familie A3 (AJ3: männlich, 13 Jahre⁴² | AE3: weiblich)

Familienkonstellation	Familie A3 wohnt zu sechst in einem Haushalt (vier Kinder: AJ3, w19, w18, m16 AE3, Ehemann/Vater).	
Bildungshintergrund	AJ3: private Gesamtschule	
	AE3: Hausfrau (höchster Bildungsabschluss: Abitur), Arbeitsumfang Ehepartner: 40–50 Std./Woche (leitender Angestellter)	
PC- und Internet-ausstattung und Tätigkeiten	AJ3: kein PC im eigenen Zimmer, Tätigkeiten: Spielen, Chatten, E-Mails, Schularbeiten (10–20 Min./Tag)	
	AE3: Computer- und Internetnutzung max. 30 Min./Tag für E-Mail-Kontakte, keine Lieblingsbeschäftigung am PC/im Internet, Nutzung wird möglichst vermieden	
PC- und Internet-nutzung des Kindes	<i>Angaben von AJ3:</i>	<i>Einschätzung von AE3:</i>
	PC seit 5–6 Jahren, Internet seit 3–4 Jahren	PC und Internet seit 1–2 Jahren
	Internetnutzung werktags: 10–20 Min.	Internetnutzung werktags: 45 Min.
	Internetnutzung am Wochenende: 1–1,5 Std.	Internetnutzung am Wochenende: 1 Std.
	Streit: wöchentlich, außerdem über Freunde und Unzuverlässigkeit	Streit: mehrmals täglich, außerdem über Häufigkeit der Fernsichtnutzung

42 Bezüglich des Alters wurde in dieser Familie eine Ausnahme gemacht, da der Jugendliche in wenigen Tagen 14 Jahre alt wurde.

Top 3 konzentrische Kreise	<i>Angaben von AJ3:</i> 1. Vater/Partnerin 2. Freunde/Schule/Hobbys und Vereine 3. Mutter/Geschwister	<i>Vergleich AE3:</i> (1/-) (1/4/3) (6/2)	<i>Einschätzung von AE3:</i> 1. Vater/Freunde 2. Geschwister 3. Hobbys und Vereine/ Computer/Internet/ Fernsehen/Handy	<i>Vergleich AJ3:</i> (1/2) (3) (2/4/4/4/4)
Kurzdarstellung des Elternteils	AE3 hat einen geringen Bezug zu Medien, sie kann ihnen nur wenig abgewinnen und kennt sich kaum aus. Im Verlauf der Diskussion muss sie deshalb mehrmals medienbezogene Verständnisfragen stellen. Mittlerweile gibt es bei Familie A3 einen Fernseher, um den Kindern den „Zugang zur Welt“ nicht vorzuenthalten, allerdings hat sich AE3 massiv gegen die Anschaffung eines PCs gewehrt. Trotzdem sieht sie eine Notwendigkeit, sich mit der Thematik zu beschäftigen, da sie wichtiger Bestandteil der Lebenswelt ihrer Kinder sei, wenngleich gefährliche Folgen antizipiert werden (z. B. soziale Vereinsamung, gesundheitliche Schäden). Ein Computer- und Internetverbot wird nicht angestrebt, vielmehr werden alternative nonmediale Freizeitangebote offeriert. Bei der Freizeitgestaltung legt AE3 großen Wert auf naturnahe Erlebnisse und Einfachheit, wie z. B. Urlaub mit Zelt und Angel.			

Familie A4 (AJ4: männlich, 14 Jahre | AE4: weiblich, 44 Jahre)

Familienkonstellation	Familie A4 wohnt zu viert in einem Haushalt (zwei Kinder: AJ4, m13 AE4, Ehemann/Vater).			
Bildungshintergrund	AJ4: 8. Klasse Gymnasium AE4: Hausfrau (höchster Bildungsabschluss: Fachabitur), Ehepartner: Innenarchitekt			
PC- und Internetausstattung und Tätigkeiten	AJ4: seit 1 Jahr PC mit Internetzugang im eigenen Zimmer, Tätigkeiten: Spielen, Chatten, E-Mails, Schularbeiten (30–60 Min./Tag) AE4: Computer- und Internetnutzung höchstens 1 Std./Tag für E-Mail-Kontakte und Informationssuche, keine Lieblingsbeschäftigung am PC/im Internet			
PC- und Internetnutzung des Kindes	<i>Angaben von AJ4:</i> PC und Internet seit 4 Jahren Internetnutzung werktags: 2–3 Std. Internetnutzung am Wochenende: 3 Std. Streit: mehrmals wöchentlich	<i>Einschätzung von AE4:</i> PC und Internet seit Klasse 5 Internetnutzung werktags: nur, wenn schulisch gefordert Internetnutzung am Wochenende: keine Streit: mehrmals täglich		
Top 3 konzentrische Kreise	<i>Angaben von AJ4:</i> 1. Mutter/Vater/Geschwister/Freunde/Schule 2. Partnerin/Computer/Gilde 3. Hobbys und Vereine	<i>Vergleich AE4:</i> (2/2/2/5/6) (-/0/7) (5)	<i>Einschätzung von AE4:</i> 1. Computer 2. - 3. Mutter/Vater/Geschwister	<i>Vergleich AJ4:</i> (2) (1)
Kurzdarstellung des Elternteils	AE4 steht Medien ablehnend gegenüber, was sich zum einen in der fehlenden Bereitschaft, sich mit dieser Thematik tiefer gehend auseinanderzusetzen, und zum anderen im Verbot bestimmter Medien und Geräte (z. B. iPod touch) zeigt. Vor einiger Zeit fand sie heraus, dass ihr älterer Sohn (AJ4) nachts regelmäßig Computer spielte, was mit chronischer Übermüdung und einer Verschlechterung der Schulleistungen einherging. Der Computer wurde daraufhin für mehrere Wochen komplett ausgelagert. Für die Familie sei das eine „schwere Zeit“ gewesen und AE4 habe selbst sehr darunter gelitten. Auf die Mediennutzung ihrer Kinder Einfluss nehmen zu können, wird scheinbar ausgeschlossen, da sämtliche Lösungs- und Verbesserungsvorschläge der anderen Diskussionsteilnehmer per se abgelehnt werden. AE4 fordert, die Schule müsse sich des Themas annehmen.			

Familie B1 (BJ1: männlich, 14 Jahre | BE1: weiblich)

Familienkonstellation	Familie B1 wohnt zu dritt in einem Haushalt (ein Kind: BJ1 BE1, Ehemann/Stiefvater). Die leiblichen Eltern von BJ1 sind geschieden.			
Bildungshintergrund	BJ1: 8. Klasse Stadtteilschule			
	BE1: Naturkostfachverkäuferin und selbstständige Ernährungsberaterin, Arbeitsumfang: Min. 22 Std./Woche, Ehepartner: 40 Std./Woche			
PC- und Internet-ausstattung und Tätigkeiten	BJ1: seit 1 Jahr PC im eigenen Zimmer, Tätigkeiten: Spielen, Chatten, Musik hören, Schularbeiten (30–60 Min./Tag)			
	BE1: berufliche Computer- und Internetnutzung etwa 1–8 Std./Werktag, 3 Std./Wochenende für Arbeit, Kontakte, Recherchen und E-Mails			
PC- und Internet-nutzung des Kindes	<i>Angaben von BJ1:</i>		<i>Einschätzung von BE1:</i>	
	PC seit 7 Jahren, Internet seit 3 Jahren		PC seit 3–5 Jahren, Internet seit 2 Jahren	
	Internetnutzung werktags: 3–5 Std.		Internetnutzung werktags: 3–4 Std.	
	Internetnutzung am Wochenende: 3–6 Std.		Internetnutzung am Wochenende: 4 Std.	
	Streit: manchmal, außerdem über Verspäten		Streit: mehrmals täglich	
Top 3 konzentrische Kreise	<i>Angaben von BJ1:</i>	<i>Vergleich BE1:</i>	<i>Einschätzung von BE1:</i>	<i>Vergleich BJ1:</i>
	1. Freunde/Partnerin 2. Mutter 3. Schule	(1/-) (1) (5)	1. Mutter/Freunde/Handy/ Computer/Internet 2. Fernsehen 3. Unsere Katzen/Stiefvater	(1/0/5/5/5) (5) (-)
Kurzdarstellung des Elternteils	BE1 befürchtet, bei der Erziehung ihres Sohnes vieles nicht richtig gemacht zu haben, da dieser sehr viel vor dem Computer sitze. Sie teilt seine Medienbegeisterung nicht, da ihre Jugend anders war. Sie findet es bedauerlich, dass Kinder nur noch selten rausgehen wollen. Trotzdem bewundert BE1 gewissermaßen die Multitaskingfähigkeiten sowie das schnelle Reaktionsvermögen ihres Sohnes, das er am PC zeigt. Dass ihr Sohn sich ihr gegenüber wenig kompromissbereit zeigt, findet sie bemerkenswert, da sie ihm gegenüber viele Ausnahmen mache, z. B. wenn er länger am PC spielen möchte, um ein Spiel zu beenden.			

Familie B2 (BJ2: männlich, 14 Jahre | BE2: weiblich)

Familienkonstellation	Familie B2 wohnt zu viert in einem Haushalt (zwei Kinder: BJ2, m15 BE2, Lebensgefährtin). Die leiblichen Eltern sind geschieden.	
Bildungshintergrund	BJ2: 8. Klasse Gymnasium	
	BE2: kaufmännische Angestellte, Arbeitsumfang: 30 Std./Woche, Ehepartner: 40 Std./Woche	
PC- und Internet-ausstattung und Tätigkeiten	BJ2: seit 1 Jahr PC im eigenen Zimmer, Tätigkeiten: Spielen, Chatten, E-Mails, Schularbeiten (2 Std./Monat)	
	BE2: hauptsächlich private Computer- und Internetnutzung etwa 15 Min./Tag für Recherchen, E-Mails, Einkaufen und zum Briefeschreiben	

PC- und Internetnutzung des Kindes	<i>Angaben von BJ2:</i>		<i>Einschätzung von BE2:</i>	
	PC seit 5 Jahren, Internet seit 3 Jahren		PC und Internet seit 3 Jahren	
	Internetnutzung werktags: 1 Std.		Internetnutzung werktags: 0,5–1 Std.	
	Internetnutzung am Wochenende: 1,5 Std.		Internetnutzung am Wochenende: 2–3 Std.	
	Streit: mehrmals monatlich, außerdem über andere Dinge		Streit: mehrmals wöchentlich, außerdem über andere Dinge	
Top 3 konzentrische Kreise	<i>Angaben von BJ2:</i>	<i>Vergleich BE2:</i>	<i>Einschätzung von BE2:</i>	<i>Vergleich BJ2:</i>
	1. -		1. Mutter/Geschwister	(1)
	2. Mutter/Vater/ Geschwister	(1/4/1)	2. Bücher lesen	(-)
	3. Freunde	(4)	3. -	
Kurzdarstellung des Elternteils	BE2 befürchtet, ihr Sohn könne vereinsamen, da er sich am PC in Scheinwelten vergrabe und deshalb keine „richtigen“ Kontakte mehr pflege. Zudem lese er sehr gerne und häufig Fantasy-Romane. Die Internetnutzung steuert BE2 über Internetsticks, da sie ihren Kindern den selbstverantwortlichen Umgang noch nicht zutraut. Sie geht davon aus, dass das Internet viele Gefahren birgt, wie z. B. leicht zugängliche Pornoseiten. Zudem geht sie davon aus, dass Gelerntes durch die unmittelbar anschließende Nutzung von Medien verschwindet. Grundsätzlich ist BE2 der Meinung, Medienerziehung sei Aufgabe der Eltern, weswegen sie mit ihren Kindern gelegentlich auch über genutzte Medieninhalte spreche. Allerdings umgehe sie die Auseinandersetzung mit dieser Thematik gerne, da sie wenig davon verstehe. Bisweilen plagt BE2 ein schlechtes Gewissen, da sie davon ausgeht, dass ihr Sohn den Computer deswegen nutzt, weil sie sich zu wenig mit ihm beschäftigt.			

Familie B3 (BJ3: männlich, 14 Jahre | BE3: weiblich)

Familienkonstellation	Familie B3 wohnt zu viert in einem Haushalt (drei Kinder: BJ3, m12, m18 BE3). Die leiblichen Eltern sind geschieden.			
Bildungshintergrund	BJ3: 9. Klasse Gymnasium			
	BE3: selbstständige Touristikerin, Arbeitsumfang: 15–30 Std./Woche, leiblicher Vater: 60–70 Std./Woche			
PC- und Internetausstattung und Tätigkeiten	BJ3: seit 2 Jahren PC mit Internetzugang im eigenen Zimmer, Tätigkeit: Chatten, Spielen, E-Mails, Schularbeiten (höchstens 30 Min./Tag)			
	BE3: Computer- und Internetnutzung etwa 4–10 Std./Werktag, 0–8 Std./Wochenende für E-Mails, Communitys, Informationsbeschaffung und Arbeiten			
PC- und Internetnutzung des Kindes	<i>Angaben von BJ3:</i>		<i>Einschätzung von BE3:</i>	
	PC seit 4 Jahren, Internet seit 3 Jahren		PC seit 6 Jahren, Internet seit 2–3 Jahren	
	Internetnutzung werktags: 2 Std.		Internetnutzung werktags: 2 Std.	
	Internetnutzung am Wochenende: 6 Std.		Internetnutzung am Wochenende: 4–6 Std.	
	Streit: wöchentlich, außerdem über Fernsehnutzung		Streit: 1-mal monatlich, außerdem über Ordnung und Benehmen	
Top 3 konzentrische Kreise	<i>Angaben von BJ3:</i>	<i>Vergleich BE3:</i>	<i>Einschätzung von BE3:</i>	<i>Vergleich BJ3:</i>
	1. -		1. Mutter	(3)
	2. Vater	(2)	2. Vater	(2)
	3. Mutter/Handy	(1/3)	3. Geschwister/Computer/Internet/Handy	(4/7/4/3)

Kurzdarstellung des Elternteils	BE3 ist der Meinung, dass Computerspielen und Fernsehen keine entspannende Wirkung entfalten, weswegen sie wenig Verständnis dafür hat, dass ihre Kinder das anders sehen. Sie findet es zudem anstrengend, ihren Kindern beim Computerspielen zuzuschauen, auch wenn diese sie häufiger dazu auffordern. Ihre eigene Computernutzung ist auf das Arbeiten begrenzt. Da sie häufig zu Hause arbeitet, hat sie das Gefühl, in Bezug auf die Mediennutzung selbst kein gutes Vorbild zu sein. Ihre Söhne möchte sie zu einem verantwortungsvollen und vernünftigen Medienumgang erziehen, ohne feste Regeln bezüglich der Nutzungshäufigkeit und -dauer aufstellen zu müssen. Gleichzeitig möchte BE3 ihre Kinder unter Kontrolle wissen, sodass diesbezüglich häufiger Stress entsteht.
--	--

Familie B4 (BJ4: weiblich, 14 Jahre | BE4: weiblich)

Familienkonstellation	Familie B4 wohnt zu dritt in einem Haushalt (zwei Kinder: BJ4, m12 BE4). Die leiblichen Eltern sind geschieden.		
Bildungshintergrund	BJ4: 9. Klasse Stadtteilschule BE4: Sozialpädagogin im Bereich psychisch ambulanter Versorgung, Arbeitsumfang: 39 Std./Woche.		
PC- und Internet-ausstattung und Tätigkeiten	BJ4: seit 6 Monaten PC mit Internetzugang im eigenen Zimmer, Tätigkeiten: Chatten, Schularbeiten (höchstens 1-2 Std./Tag) BE4: berufliche Computer- und Internetnutzung 5 Std./Werktag, privat 2 Std./Wochenende für E-Mails, Communitys, Onlinebanking und Informationsbeschaffung		
PC- und Internet-nutzung des Kindes	<i>Angaben von BJ4:</i>		<i>Einschätzung von BE4:</i>
	PC und Internet seit 4 Jahren		PC und Internet seit 2 Jahren
	Internetnutzung werktags: 2-3 Std.		Internetnutzung werktags: 4 Std.
	Internetnutzung am Wochenende: 1-2 Std.		Internetnutzung am Wochenende: 10 Std.
	Streit: eher selten		Streit: mehrmals wöchentlich, außerdem über Schule und Aufgaben
Top 3 konzentrische Kreise	<i>Angaben von BJ4:</i>	<i>Vergleich BE4:</i>	<i>Einschätzung von BE4:</i> <i>Vergleich BJ4:</i>
	1. Mutter/Vater/ Geschwister/Freunde/ Partner	(0/0/0/2/2)	1. Mutter/Vater/ Geschwister (0)
	2. Schule	(1)	2. Schule/Computer/ Internet/Fernsehen (1/4/4/5)
	3. Hobbys und Vereine	(2)	3. Partner/Freunde/ Hobbys und Vereine (0/0/2)
Kurzdarstellung des Elternteils	BE4 regelt die Mediennutzung ihrer Kinder nach „Lust und Laune“, feste Regeln gibt es demnach nicht. Hat sie das Gefühl, die Nutzung ihrer Kinder nehme überhand, droht sie mit der Wegnahme des PCs, wobei sie ihre Drohung bislang noch nicht umsetzen musste. BE4 fühlt sich für die Medienerziehung ihrer Kinder verantwortlich, allerdings sieht sie sich als schlechtes Vorbild, da ihre Computer- und Fernsehnutzung zweckfrei bzw. ohne ernsthaften Sinn sei. Sie kann sehr gut verstehen, dass ihre Kinder Medien nutzen, um sich zu entspannen, da sie es selbst genauso macht. Gefahren sieht BE3 im Kontext der Internetnutzung ihrer Tochter: Sie ist besorgt, dass diese wegen ihrer „Lolita-Bilder“ von fremden männlichen Nutzern angesprochen werden könnte. Der letzte Familienurlaub wurde u. a. durch die permanente Laptop- und iPod-Nutzung ihrer Kinder verdorben.		

7.2 Exzessive bis pathologische Mediennutzung in Familien aus Sicht von Experten

Lena Hirschhäuser

In leitfadengestützten Interviews mit offenen Fragen wurden 16 Experten aus therapeutischen, psychiatrischen oder präventiv ausgerichteten Institutionen über Jugendliche und deren Familien, die ein Beratungsangebot wegen exzessiver Mediennutzung aufsuchten, befragt. Die Experten gaben detailliert Auskunft über die medienbezogenen Problematiken in den Familien, ihre Genese und Verläufe, die familialen Interaktionsmuster sowie über den eigenen beruflichen Umgang mit „Mediensucht“, „Internetabhängigkeit“ oder „exzessiver Mediennutzung“. In Abgrenzung zu den Gruppendiskussionen geht es in den Expertenbefragungen um Familien, in denen die exzessive Computer- und Internetnutzung eines Kindes als derart problematisch empfunden wird, dass vorrangig die Eltern professionelle Unterstützung aufsuchen oder dieses dem Jugendlichen von schulischer Seite nahegelegt wird. Entsprechend dem Perspektivmodell (siehe Kapitel 4.4) ist bei der Kontaktaufnahme der Familie mit den Beratungsstellen jedoch noch nicht einzuschätzen, ob es sich um ein rein subjektiv durch die Eltern wahrgenommenes Problem handelt oder alle Familienmitglieder ein massives Problem sehen, ob der Medienkonsum des Jugendlichen tatsächlich einen problematischen bzw. pathologischen Charakter hat oder ob die Konflikte in den Familien das Hauptproblem darstellen. Die Experten müssen sich diesbezüglich eine professionelle Perspektive erarbeiten und ihr Beratungs- und Behandlungsangebot entsprechend ausrichten.

Bei der Rekrutierung der Experten wurde darauf geachtet, dass alle Bereiche des Hilfesystems, in denen mit Jugendlichen und Familien aufgrund exzessiver Mediennutzung gearbeitet wird, aufgesucht werden. Befragt wurden Personen aus präventiv ausgerichteten Einrichtungen, Suchtberatungsstellen und stationären Drogenambulanzen. Einige der Suchtberatungsstellen sind auf die Behandlung von „Internetabhängigkeit“ spezialisiert, andere beraten gleichermaßen hinsichtlich anderer Suchtformen. Außerdem wurden Experten in psychotherapeutischen Praxen aufgesucht. Für die Erforschung des Phänomens exzessiver Computer- und Internetnutzung und dessen Zusammenhänge mit dem familialen Handeln sind Experteninterviews besonders geeignet, weil sich die befragten Personen aufgrund ihres Berufsstandes durch ein pädagogisches, psychologisches oder medizinisches Fachwissen auszeichnen. Durch ihren Austausch und die Zusammenarbeit mit weiteren Experten erreicht ihr Wissen über exzessive und pathologische Internetnutzung eine einzigartige Qualität. Zusätzlich sind die Befragten mit einer Vielzahl an betroffenen Familien im Kontakt, wobei dieser Kontakt sich durch die Auseinandersetzung mit Problemen um und mit exzessiver Computer- und Internetnutzung sowie deren Ursachen (in einigen Fällen) über einen langen Zeitraum auszeichnet. Gleichzeitig hat der handlungsorientierte, berufliche Umgang mit Jugendlichen und Eltern für das Forschungsinteresse eine besondere Relevanz, wenn es darum geht, Handlungsempfehlungen für Familien und Fachkräfte zu konzipieren.⁴³

⁴³ Die Methode der Experteninterviews wird in Kapitel 6.1 ausgeführt. Zur weiteren Information siehe Bogner 2009; Gläser & Laudel 2009.

In diesem Kapitel sollen die Ergebnisse der inhaltsanalytischen Auswertung der Experteninterviews nach Mayring (2003) vorgestellt werden.

Im ersten Abschnitt wird die berufliche Praxis der Experten beschrieben. Im zweiten Abschnitt geht es um die Beantwortung der folgenden Forschungsfragen aus der Perspektive der Experten:

- Wie lassen sich Jugendliche und ihre Familien, die ein Beratungs- oder Hilfsangebot aufsuchen, beschreiben? Gibt es Gemeinsamkeiten?
- Wie stellen sich Problemverläufe und -löseversuche aus Sicht der Familienmitglieder und der Experten dar?
- Welche Aussagen über die Zusammenhänge zwischen den Familienstrukturen, den (medizinbezogenen) Erziehungsstilen und der problematischen Computer- und Internetnutzung treffen die Experten?

Für sämtliche Darstellungen und Ergebnisse ist zu beachten, dass diese lediglich auf den subjektiven Erfahrungen und Interpretationen der befragten Experten beruhen und als solche keine allgemeine Gültigkeit beanspruchen können. Durch das mehrteilig angelegte Forschungsprojekt konnten zentrale Ergebnisse und Widersprüche aus den drei Forschungsmodulen trianguliert werden. Abschließend wird auf die Ergebnisse eingegangen, die für eine Triangulation relevant sind und in Kapitel 8.1 reflektiert und eingeordnet werden.⁴⁴

7.2.1 Qualifikation, Diagnose und Beratung in den befragten Einrichtungen

In diesem Abschnitt wird dargestellt, in welchen beruflichen Kontexten die befragten Experten arbeiten und in welchem Kontakt sie mit Familien und Jugendlichen aufgrund exzessiver oder pathologischer Mediennutzung stehen, um so ihre Erfahrungen und Aussagen besser einordnen zu können. Des Weiteren werden ihre allgemeinen beruflichen Qualifikationen und Zusatzqualifikationen hinsichtlich der Beratung und Behandlung von Klienten mit problematischer Mediennutzung beschrieben. Außerdem wird dargestellt, wie die Berater und Therapeuten exzessive Mediennutzung diagnostizieren und welche Beratungsangebote von den Experten vorgehalten werden.

Spezialisierung der Einrichtungen

Vor ungefähr sechs Jahren kam es in Beratungsstellen vermehrt zu Anfragen von Personen, weil diese oder ein Angehöriger Probleme mit exzessiver Computer(spiel)nutzung hatten. „... **Beratung**, da haben wir jetzt jahrelang Erfahrung mit Beratungsarbeit, aber bezogen jetzt auf gerade das Thema PC war hier **wenig** Wissen vorhanden“ (E9).⁴⁵ Mit diesen Worten werden die Anfänge der Beratungen wegen exzessiver Computer- und Internetnutzung in den Einrichtungen charakteristisch beschrieben. Zwei Einrichtungen haben sich im Laufe der Zeit darauf

44 Ausschnitte in diesem Kapitel entstammen dem Dissertationsvorhaben von Lena Hirschhäuser (in Vorb.).

45 Die 15 Interviews wurden entsprechend der Reihenfolge ihrer Erhebung nummeriert. Die Kurzzeichen können anhand der Tabelle in Anhang VI den entsprechenden Experten und Einrichtungen zugeordnet werden. Da in der Fachstelle für Suchtprävention des Landes Berlin das Interview mit zwei Personen geführt wurde, endet die Nummerierung mit E16.

Aus Gründen der Lesbarkeit werden umgangssprachliche Formulierungen aus den Zitaten entfernt, sofern sie inhaltlich nicht relevant sind. Die ursprüngliche Formulierung kann in den Transkripten nachgelesen werden. Die Transkriptionsregeln befinden sich in Anhang VIII.

spezialisiert, ausschließlich Klienten mit problematischer Mediennutzung zu betreuen. Andere Einrichtungen, in denen die Befragten arbeiten, sind aber ebenso weiterhin in der allgemeinen Suchtberatung bzw. -prävention angesiedelt. Darunter sind ambulante oder stationäre Suchtberatungsstellen, in denen auch Personen behandelt werden, die zum Beispiel wegen stoffgebundener Süchte, pathologischen Glücksspiels oder Verhaltenssüchten um Hilfe nachsuchen. Außerdem wurden Experten in freier Praxis aufgesucht. Die Spezialisierung der Einrichtungen wurde vorangetrieben, weil ein Teil der Klienten aus anderen Beratungsangeboten, wie zum Beispiel Familienberatungsstellen, an die aufgesuchten Institutionen weitervermittelt wurde. Zudem häuften sich Anfragen von pädagogischen Multiplikatoren, die in ihrem Berufsalltag mit diesem Phänomen konfrontiert wurden.

In den nächsten beiden Abschnitten wird skizziert, wie mit dieser Ausgangslage umgegangen wird und wie sich das Beratungsangebot weiterentwickelt hat.

Qualifikation und Erfahrung

Unter den befragten Experten befinden sich Psychotherapeuten, Kinder- und Jugendpsychiater, Diplompädagogen sowie Sozialpädagogen und Sozialarbeiter. Einige haben zusätzlich eine Ausbildung zum Paar- und Familientherapeuten mit systemischer oder phasischer Ausrichtung absolviert. Außerdem gibt es unter den Experten integrative Leib- und Bewegungstherapeuten oder gestalttherapeutisch orientierte Berater. Auch allgemeine Zusatzqualifikationen wie Changemanagement oder Psychodrama werden benannt.

Insbesondere die befragten Sozialpädagogen haben Berufserfahrung in der ambulanten und stationären Drogenarbeit. Vereinzelt qualifizierten sich die Befragten im Laufe langjähriger praktischer Arbeit als Suchtberater.

Eine spezifische Ausbildung hinsichtlich der Beratung und Behandlung von Personen mit problematischer Mediennutzung hat keiner der Experten. Vielmehr berichten die Befragten, dass sie sich ihre Qualifikationen diesbezüglich entweder autodidaktisch oder über gelegentliche Fort- und Weiterbildungen angeeignet hätten. Genannt werden hier häufig Tagungen und (Sucht-)Kongresse, aber auch der Austausch über professionelle Netzwerke und Verbände (z. B. den Fachverband Medienabhängigkeit oder die Landesstelle Jugendschutz). Bemerkenswert ist, dass ein Großteil der Befragten selbst dem Expertenkreis angehört, der entsprechende Tagungen und Fortbildungen organisiert, leitet oder moderiert. Die Qualifizierungen der Experten bauen entsprechend auf den Alltagserfahrungen und der professionellen Auseinandersetzung mit exzessiver Mediennutzung auf.

Beratung und Diagnose

Ein erster Teil der aufgesuchten Institutionen hält ausschließlich Beratungsangebote für betroffene Personen bereit. In den Erstgesprächen ist dann zunächst zu ermitteln, in welchen Hilfekontext eine Person überhaupt hineinpassen könnte. Reicht eine zeitweilige Beratung, ist eine ambulante Therapie angemessen oder muss ein stationärer Therapieplatz gefunden werden? Entsprechend ist ein anderer Teil der Institutionen darauf spezialisiert, pathologische Mediennutzer therapeutisch zu behandeln und zu begleiten. In einigen Einrichtungen finden drittens diverse Aktivitäten statt, die eher präventiven bzw. Fortbildungscharakter haben (z. B. die Kampagne „Update your life“ – <http://www.berlin-update-your-life.de/>).

Die berufliche Praxis der Experten unterscheidet sich im Umgang mit exzessiven oder pathologischen Mediennutzern nicht grundlegend von der Behandlung anderer Hilfesuchender. Jedoch wurden einige Besonderheiten für die Behandlung bei exzessiver bis pathologischer Mediennutzung benannt.

Eine Besonderheit ist durch die Novität von „Internetabhängigkeit“ gegeben: Es existiert noch kein anerkanntes Diagnoseinstrument (vgl. Kapitel II.). Dies ist für einige Experten nicht von besonderer Bedeutung, da sie für ihre Arbeit mit den Jugendlichen keine Diagnose stellen müssen und für sie die Darstellung einer problematischen Situation aus Sicht der Eltern oder des Jugendlichen entscheidend ist. Dennoch setzen einige selbst entwickelte Diagnoseinstrumente ein, die überwiegend an den etablierten Suchtkriterien des ICD-10 orientiert sind, andere nutzen den CSV-R Screener (Screener zum Computerspielverhalten, entwickelt in der Ambulanz für Spielsucht in Mainz, vgl. Wölfling et al. 2009), um ein vorliegendes Problem einordnen zu können. In den stationären Einrichtungen muss für die Behandlung Betroffener allerdings eine Diagnose vorliegen. Diese Experten machen darauf aufmerksam, dass ihnen eine anerkannte Diagnose für „Internetabhängigkeit“ fehlt und sie auf alternative Diagnosen ausweichen müssen, um überhaupt eine therapeutische Betreuung anbieten und abrechnen zu können. Klinische Interviews sind in diesem Kontext integraler Bestandteil der therapeutischen Beratung. Damit können einige Experten Informationen über psychische Komorbiditäten wie Depressionen oder Sozialphobien geben, die oftmals im Zusammenhang mit exzessiver bis pathologischer Mediennutzung auftauchen.

Charakteristisch ist auch, dass nahezu alle Experten die Familien der Jugendlichen in die Beratung bzw. Therapie einbeziehen. Dies ist einerseits dem Umstand geschuldet, dass anders als bei anderen Suchtformen überwiegend die Eltern – insbesondere die Mütter – und nicht die Jugendlichen selbst um institutionelle Unterstützung nachsuchen. Verschiedentlich wird betont, die Angehörigenarbeit sei wichtig, weil die betroffenen Kinder ihr Nutzungsverhalten häufig nicht als problematisch wahrnehmen, es aber diesbezüglich innerfamiliäre Schwierigkeiten gebe. So könnten, neben der Beratung der betroffenen Person, auch die Familien entlastet werden. Insbesondere familientherapeutisch orientierte Berater halten es für wichtig, die Dynamiken in den Familien zu beleuchten, um die problematische Mediennutzung des Jugendlichen zu verstehen. Der Großteil der Experten beschreibt außerdem, dass es sinnvoll sei, alle Familienmitglieder in den Lösungsprozess miteinzubeziehen. Ein Ziel kann es beispielsweise sein, die Interaktion in der Familie zu verändern, denn „[...] *dadurch kommt was in Bewegung.*“ (E1)

Das Ziel einer professionellen Intervention bei pathologischer Internetnutzung weist ein weiteres besonderes Charakteristikum auf: Ziel einer Therapie könne es nicht sein, eine komplette Abstinenz von Computer und Internet zu erreichen. Im Vordergrund stünden vielmehr lösungsorientierte Ansätze. Benannt wird hier zum Beispiel die Förderung allgemeiner Lebenskompetenzen der Jugendlichen sowie des sozialen Miteinanders. Somit sind auch das Aufzeigen und Praktizieren alternativer Freizeitaktivitäten wie gemeinsames Kochen, Discobesuche, Sport oder Bowlen oftmals Bestandteil einer Behandlung.

Weitere Angebote der Einrichtungen sind angeleitete Gesprächsgruppen oder auch reine Elterngruppen. Einige Experten verweisen auf die Wichtigkeit alternativer Zugangswege zu betroffenen Personen und stellen zum Beispiel Info-Hotlines, E-Mail- und Chatberatungen bereit, wieder andere bieten sogar Hausbesuche an.

Eine weitere Besonderheit ergibt sich im Hinblick auf medienspezifische Eigenheiten, die auch auf generationsspezifische Differenzen im Umgang mit Medien verweisen:

„Wenn man nicht weiß, was so ein Todesritter kann, sollte man sich das schleunigst von dem Jugendlichen erklären lassen, damit man ungefähr weiß, welche Bedeutung der für den Jugendlichen hat. Man muss dieses Spiel nicht spielen können, aber man muss sich zumindest das erzählen lassen. Und das ist wirklich was Neues, da hätte ich, glaube ich, früher nicht drauf geachtet. Also, dass man wirklich sehr genau auch drauf angewiesen ist, mit dem Jugendlichen da in einen Austausch zu kommen, was er da genau macht.“ (E6)

Die Ärztin beschreibt die Notwendigkeit, sich als Therapeut mit dem „Suchtmittel“ auseinanderzusetzen, um die Dynamik und die Faszination dahinter zu verstehen. Für manche Therapeuten sei der Umgang mit digital-interaktiven Medien eine Selbstverständlichkeit, weil sie selbst zum Beispiel Computerspiele nutzen, andere müssten sich diesbezüglich informieren, um eine Beratung im Bereich exzessiver Mediennutzung leisten zu können.

Fazit

Aus der Beschreibung der beruflichen Praxis der Experten ergeben sich zwei markante Ausgangspunkte für den Umgang mit exzessiver Mediennutzung im Jugendalter. Erstens zeigt sich, dass die Arbeit mit der Familie einen zentralen Ansatzpunkt darstellt, um Probleme zu identifizieren und einen Lösungsweg unter Einbezug aller Familienmitglieder einzuschlagen. Dieser Aspekt wird in den nächsten Abschnitten weiter ausdifferenziert. Zweitens ist die Praxis im institutionellen Hilfesystem für pathologische Mediennutzung nicht durch adäquate Qualifizierungsangebote gesteuert, sondern durch eine notwendige Reaktion auf aktuelle Bedarfe. Betroffene Familien und Jugendliche sind auf eine selbstinitiierte Professionalisierung der Experten und den engagierten Austausch von Fachleuten angewiesen, um eine hochwertige Beratung zu erhalten.⁴⁶ In den Interviews werden wichtige Besonderheiten bei der Behandlung pathologischer Mediennutzung thematisiert wie zum Beispiel die Unmöglichkeit, eine Abstinenz von Computer und Internet als Therapieziel zu formulieren, die Notwendigkeit, Zugangswege bereitzustellen, die an die Ausgangslage Betroffener angepasst sind sowie die digital-interaktiven Mediengewohnheiten der Klienten verstehen zu lernen. Obwohl sich eine vielseitige Angebotsstruktur entwickelt hat, fehlt es aktuell an einem spezifischen Qualifizierungsangebot für Fachkräfte im Bereich der pathologischen Mediennutzung und an einem flächendeckenden Beratungsangebot (siehe auch Petersen & Thomasius 2010a, S. 263–268). Um Qualifizierungs- und Beratungsangebote verbindlich anbieten, ausweiten und deren Finanzierung sichern zu können, muss zunächst entschieden werden, ob es sich bei pathologischem Internetgebrauch um eine eigenständige Suchterkrankung oder eine Impulskontrollstörung handelt (vgl. Kapitel II.).

⁴⁶ Für weitere Informationen über die Diagnostik und Therapieverfahren bei Computerspiel- bzw. Internetabhängigkeit auch aus internationaler Perspektive siehe Mücken et al. 2010 oder Möller & Flach 2011.

7.2.2 Über den Umgang mit exzessiver Computer- und Internetnutzung in Familien

Im folgenden Abschnitt werden aus Sicht der Experten die Familien beschrieben, die eine Beratung aufgrund exzessiver Mediennutzung in Anspruch nehmen, um im letzten Schritt den Blick der Befragten auf die Zusammenhänge mit den familialen Strukturen beschreiben zu können. Zunächst werden die Bildungshintergründe, typische Familienformen und zentrale Merkmale der Jugendlichen wiedergegeben. Dann werden die Schilderungen des Familienklimas sowie der dyadischen Beziehungen zwischen dem Jugendlichen und seiner Mutter bzw. seinem Vater zusammengetragen. Im nächsten Abschnitt geht es um die Problembeschreibung. Dabei wird zum einen der Blick auf die Genese und die Verläufe exzessiver oder pathologischer Mediennutzung gerichtet, um dann die verschiedenen Perspektiven der Beteiligten auf Gründe und Ursachen zu beschreiben. Abschließend werden die Zusammenhänge zwischen dem medienerzieherischen Handeln der Eltern und ihrem Erziehungsstil im Allgemeinen aus der Perspektive der Experten nachgezeichnet.

7.2.2.1 Zentrale Merkmale der familialen Strukturen

Entlang der Leitfragen wurden in den Interviews Informationen über die Berufe, den Bildungsstand der Eltern und die Zusammensetzung betroffener Familien gesammelt, sodass sich im Folgenden Gemeinsamkeiten und Unterschiede dieser Familien aus der Berufspraxis der Experten beschreiben lassen. Durch weitere Fragen nach den Lebensumständen und Persönlichkeitsmerkmalen der Jugendlichen konnte in der Auswertung diesbezüglich ein konkreteres Bild gewonnen werden.

Bildungsniveau in den Familien

Auch wenn die Experten die Familien, die ihre Institution aufsuchen, zunächst in unterschiedlichsten Bildungs- und Milieuschichten verorten, wird tendenziell ein „bildungsnahe“ (E4) oder hohes Bildungsniveau beschrieben. Anzumerken ist, dass die selektive Inanspruchnahme von institutioneller Hilfe das Bild der betroffenen Familien verzerren könnte. Dennoch ist, laut der Expertenaussagen, die exzessive Computer- und Internetnutzung nicht ein Problem sozial schwächerer Schichten, sondern bei Familien aus jeglichen Milieus und mit jeglichen Bildungshintergründen zu finden. Dies spiegelt sich dann auch in den Beschreibungen der Jugendlichen wider: Es sind nach den meisten Aussagen der Befragten eher Gymnasiasten oder Realschüler, die wegen einer exzessiven Computer- oder Internetnutzung Hilfe brauchen, obwohl insgesamt alle Schulformen vertreten sind. Häufig wird den Jugendlichen eine eher hohe Intelligenz oder besondere Raffinesse zugeschrieben. Für den Bereich der schulischen Hintergründe werden Beschreibungen von leistungsbezogenen Abstiegen relevant, die von Eltern und Experten durch die Fokussierung der Heranwachsenden auf die Mediennutzung erklärt werden.

Merkmale der Jugendlichen

In ihren beruflichen Kontexten stellen die Experten fest, dass der Großteil der betroffenen Jugendlichen männlich ist. Weibliche Problemfälle werden nur selten oder teilweise gar nicht gemeldet. Diese zeigen dann vermehrt kommunikationsbasierte Mediennutzungsmuster, männliche Jugendliche spielen im Vergleich dazu vor allem Onlinerollenspiele.

Fragt man nach dem Alter der betroffenen Jugendlichen, so zeigt sich, dass früheste Probleme mit elf Jahren gesehen werden. Der Hauptteil der heranwachsenden Klienten sei aber zwischen 14 und 17 Jahre alt. Allerdings gebe es auch einige, die in der späten Adoleszenz mit dieser Problematik kämpfen. Hinsichtlich der Persönlichkeitsbeschreibung der Jugendlichen überwiegt die Wahrnehmung von sozialen Ängsten und Schüchternheit sowie von Defiziten im Bereich der sozialen Kompetenz. Kontakte zu Gleichaltrigen seien oftmals auf die Ebene virtueller Kommunikation konzentriert oder gar beschränkt.

Die Beschreibungen einiger Experten decken sich auch, wenn es um die Selbstwahrnehmung und Zukunftsperspektiven der Jugendlichen geht. Die Jugendlichen hätten oftmals „keine Zukunftsvisionen (2). Der Satz, der am häufigsten auftritt, ist: „Ich weiß nicht.“ [Sie haben] auch überhaupt keinen Sinn dafür, was kann ich, was kann ich nicht? Wo sind meine Fähigkeiten? [...] [Was **macht** mir wohl Spaß? Was **macht** mir keinen Spaß?“ (E5). Zusammenfassend werden sie von anderen Experten als „selbstunsichere Persönlichkeiten“ (E6) beschrieben, die auch oftmals unrealistische Zukunftsperspektiven äußerten oder Entwicklungsverzögerungen aufwiesen. In diesem Kontext spielen auch ein attestiertes geringes Selbstwertgefühl oder Minderwertigkeitskomplexe der Jugendlichen eine Rolle.

Des Weiteren wird die Bedeutung von psychischen Komorbiditäten, im Besonderen Depressionen und Persönlichkeitsstörungen, betont. Auch eine Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung (ADHS) gehe oftmals mit einer exzessiven oder pathologischen Mediennutzung einher.

Familienformen

Ein dominierendes Merkmal der Familien, die Beratungsstellen aufsuchen, betrifft nach Einschätzung der meisten Experten die Familienform: Es seien vorrangig alleinerziehende Mütter mit männlichen Jugendlichen, die professionelle Unterstützung suchen. Allerdings wird die Auffälligkeit dieser Konstellation nicht von allen Experten bestätigt: Ein Experte aus der Drogenberatung betont, dass Patchworkfamilien heute als Normalität zu betrachten seien, und sieht auch bei Alleinerziehenden keinen spezifischen „Störfaktor“ (E11). Ein Familienberater arbeitet in seiner Einrichtung überwiegend mit „intakten Familien“ (E8). Dass keine Familienform besonders häufig von exzessiver Mediennutzung betroffen sei, beobachtet ein Psychotherapeut und benennt vielmehr die Auffälligkeit von „Broken-Home-Situationen“ (E12) insgesamt.⁴⁷ Darunter fällt auch die Erfahrung mehrerer Experten, dass Familien, in denen der Tod eines Elternteils zu einer Veränderung der Familienstruktur führte, häufig Hilfe nachsuchen. Zeichen für eine funktionelle *Broken-Home-Situation* wie schwierige oder defizitäre Beziehungsstrukturen oder Depressionserkrankungen der Mütter sind häufig in den Beschreibungen der Experten zu finden. Konkrete Auffälligkeiten und Schilderungen der familialen Situa-

47 In der Forschung zu Familie und Sucht wird *Broken-Home-Situationen* eine hohe Bedeutung zugeschrieben. Unter einer strukturellen *Broken-Home-Situation* subsumiert man unvollständige Familien, die zum Beispiel durch die andauernde physische Abwesenheit eines Elternteils oder beider Eltern als Folge von Trennung, Scheidung oder Heimaufenthalt des Kindes gekennzeichnet sind (vgl. Dembach 2005, S. 4). Eine funktionelle *Broken-Home-Situation* beinhaltet „die Unfähigkeit, die wechselseitige Befriedigung von Bedürfnissen sicherzustellen, sowie [...] sozialisatorische Defizite der Familie. Die zwischenmenschlichen Beziehungen weisen erhebliche Defizite auf, die von einer emotionalen Distanz (Beziehungslosigkeit), einschließlich elterlicher Vernachlässigung und Zurückweisung, bis hin zu einer symbiotischen Verklammerung reichen können“ (ebd.). Allerdings ist der Begriff *Broken-Home-Situation* wissenschaftlich umstritten, da eine „wachsende Normalität multipler Elternschaftskonstellationen für Kinder zu konstatieren“ (Bohrhardt 2006, S. 170) sei.

tionen und der Beziehungsstrukturen von Familien, in denen ein Problem mit exzessiver Computer- und Internetnutzung besteht, erfolgen im nächsten Abschnitt.

Fazit und Perspektiven

Trotz der benannten Widersprüche ist die Dominanz der Familienform, alleinerziehende Mutter und Sohn, die von elf Experten gesehen wird, bemerkenswert. Die divergierenden Aussagen gilt es mit den Ergebnissen aus den anderen Forschungsmodulen abzugleichen (vgl. Kapitel 8.1).⁴⁸ Erste Hinweise der Experten auf typische diffizile Ausgangslagen bei exzessiver Mediennutzung zielen auf die Beschreibung unvollständiger Familien sowie auf eine defizitäre soziale Integration betroffener Jugendlicher. Der Zusammenhang zwischen sozialer Isolation und problematischem Internetgebrauch wurde bereits in einigen Studien untersucht (siehe Caplan 2003; Lo et al. 2005). Caplan nimmt ausgehend von seinen Untersuchungsergebnissen an, dass der Zusammenhang zwischen sozialen Ängsten und einer problematischen Präferenz für Onlinekommunikation aus einem erhöhten Kontrollgefühl und einem ansteigenden Gefühl der Selbstsicherheit erwächst (vgl. Caplan 2007). Die Frage, inwiefern ein überwiegend virtueller Kontakt mit sozialer Isolation einhergehen kann, wie es auch die Experten beschreiben, sollte diskutiert werden (vgl. Kapitel 8.1). Denn dass Heranwachsende eine Vielzahl an Kontakten über das Internet pflegen, verweist auf einen aktuellen medienpädagogischen Diskurs bezüglich des Verhältnisses zwischen virtueller und realer Kommunikation (vgl. Lampert & Schwinge 2011).

7.2.2.2 Beziehungsstrukturen in den Familien

Zur Analyse der Beziehungsstrukturen wird die Familie im Forschungsprojekt als System betrachtet (siehe Kapitel 3.2), d. h., sie wird in ihrer Gesamtstruktur sowie in ihren Subsystemen untersucht. Dies beinhaltet auch die Untersuchung des Individuums und der dyadischen Beziehungen (vgl. Cierpka 2008, S. 27).⁴⁹ Im folgenden Abschnitt werden die typischen Merkmale der Beziehungsstrukturen betroffener Familien aus Sicht der Experten wiedergegeben.

Beziehungsqualität der Familie als Ganzes

Die Beziehungsstrukturen werden einerseits anhand der Interviewaussagen über die emotionale Nähe bzw. die Distanz in den Familien und andererseits über die Dimensionen Autonomiegewährung und Kontrolle (siehe Kapitel 3.2) untersucht. Diesbezüglich lassen sich die Aussagen über die Eltern-Kind-Beziehung in zwei Phasen untergliedern: Zum einen betrifft dies den Umgang der Familienmitglieder untereinander unter Berücksichtigung einer biografischen Rückblende bzw. einer grundlegenden Emotionalität und Stabilität innerhalb der Familie und zum anderen die Veränderung des Miteinanders durch die exzessive Computer- und Internetnutzung des Jugendlichen.

Wendet man sich der ersten Phase zu, sprechen die Experten von Familien, in denen die Kinder sehr „behütet“ und „umsorgt“ (E5) aufwachsen oder in denen eine „starke Liebe“ (E13) existiert.

48 Denn es ist zu hinterfragen, inwieweit alleinerziehende Mütter sich vermehrt institutionelle Hilfe suchen, wenn väterliche Unterstützungsstrukturen weniger vorhanden sind.

49 Die Analyse der triadischen Beziehungsstrukturen war anhand der Interviewaussagen nicht möglich. Die Untersuchung ist außerdem auf das Mikrosystem mit seinen Subsystemen konzentriert. Die Einflüsse des Mesosystems, der Exosysteme und der Makrosysteme werden nicht systematisch betrachtet, sondern nur an den von den Experten genannten relevanten Stellen miteinbezogen (vgl. Hofer et al. 2002, S. 13).

tiert. Es wird nicht nur der Haltung der Eltern entnommen, dass eine große Wärme und Nähe zu den Kindern besteht, sondern auch aus der Perspektive des Jugendlichen wird beschrieben, „dass sie eigentlich die Eltern an sich **mögen** und **nicht** auswechseln möchten“ (E8).

Die Schilderungen der aktuellen häuslichen Situationen, die stark von Konflikten über die exzessive Mediennutzung, schulische Belange und familiäre Verpflichtungen des Jugendlichen geprägt seien, zeigen jedoch, dass die Distanz zwischen den Familienmitgliedern durch die Konflikte gewachsen ist und sich daraus resultierend die Beziehungsqualität zwischen den Familienmitgliedern verschlechtert hat. Die tägliche Zeit für Interaktionen sei stark reduziert und die Kommunikationsinhalte würden sich oft auf Konfliktgespräche oder aggressionsgeladene Auseinandersetzungen beschränken. Das Verständnis für das jugendliche Handeln sei vonseiten der Eltern stark gesunken. Dies spitzt sich in der abwertenden Haltung oder einem starken Desinteresse vieler Eltern den medialen Aktivitäten ihres Kindes gegenüber zu. Dass aber in der zweiten Phase trotzdem ein fundamentales Interesse für das Kind bestehen geblieben ist, spiegelt sich nach Angaben einiger Experten darin wider, dass die Eltern sich sorgen und sich auf zahlreichen Wegen bemühen würden, die Beziehung aufrechtzuerhalten oder zu verbessern und dafür institutionelle Hilfe in Anspruch nähmen.

Zusammenfassend beschreibt ein Experte die typischen Familienbeziehungen als eine „[...] *Konstellation, teilweise sehr **dicht** und gleichzeitig ganz fern aufgrund eines **massiven** Konflikts*“ (E9).

Dyadische Beziehungsstrukturen

Mutter-Sohn-Beziehung

Blickt man nun von dem gesamten System Familie auf die dyadischen Beziehungsstrukturen, so wird deutlich, dass die intensive Nähe innerhalb der Familie in den Beschreibungen der Experten hauptsächlich bei der Beziehung zwischen Mutter und Sohn eine Rolle spielt.⁵⁰ Die Dyade Mutter und Sohn sei oftmals von einer übermäßigen Nähe geprägt, enthalte „*narzisstische Themen*“ (E3) oder sei durch „*symbiotische Zustände*“ (E10) gekennzeichnet. Allerdings stellt es sich so dar, als ginge der Wunsch nach Nähe vornehmlich vonseiten der Mütter aus. Erstens wird beschrieben, dass es ihnen schwerfalle, ihre Söhne loszulassen und diesen ausreichend Autonomie zu gewähren. Dies wird auch deutlich in Schilderungen der Interviewten, in denen Mütter häusliche Aufgaben und sonstige Verantwortung für den Jugendlichen übernehmen und er selbst kaum Pflichten hat. Die verwöhnende Art der Mütter könnte ein Verhalten darstellen, durch das ein Abhängigkeitsverhältnis aufrechterhalten wird und so das Bedürfnis der Mutter nach (übermäßiger) Nähe befriedigt.

Darüber hinaus werden Konstellationen geschildert, in denen Söhne als Partnerersatz fungieren oder die Abwesenheit des Vaters kompensieren sollen. An diesen und anderen Beispielen wird deutlich, dass die Beziehung zwischen Mutter und Sohn häufig unausgewogen ist. Gleichzeitig sind ambivalente Strukturen erkennbar: Denn auf interaktionaler Ebene wird von den Experten wahrgenommen, dass die Jugendlichen „*die Mütter ganz gut im Griff haben*“ (E16), dominant sind und sich gegen die schwächeren Mütter durchsetzen. Des Weiteren beschreiben

⁵⁰ Die inhaltsanalytische Auswertung ist auf die Beziehung zwischen Mutter und Sohn bzw. Vater und Sohn begrenzt, weil die Experten überwiegend mit diesen Konstellationen Erfahrungen gesammelt haben.

die Experten Mutter-Kind-Dyaden, in denen die Jugendlichen für die schwächeren Mütter, die durch Depressionen oder Krankheiten überwiegend mit sich selbst beschäftigt sind, Verantwortung übernehmen. Die Söhne zögen die Möglichkeit vor, durch die Mediennutzung zu Hause zu bleiben, um dort präsent zu sein und sich um ihre Mütter kümmern zu können. Auch hier wird ein sehr enges Verhältnis zur Mutter beschrieben.

Vater-Kind-Dyade

Konträr dazu stellen sich die Schilderungen einer typischen Vater-Sohn-Beziehung dar. Die Eindrücke der Experten lassen sich in drei relevante Kategorien unterteilen: Überwiegend sei die Rolle des Vaters erstens durch dessen Abwesenheit gekennzeichnet, die sich infolge einer Trennung der Eltern oder eines hohen beruflichen Engagements ergibt. *„Zusätzlich wenn der Vater auch noch bei der Familie ist, also wenn noch beide Eltern Erziehende sind, dann ist es häufig so, dass der Vater wenig da ist oder wenig ansprechbar für den Jugendlichen ist“* (E5). Oftmals träten sie zweitens als dominante Väter auf, die hohe, vor allem erfolgsorientierte Ansprüche an ihre Söhne stellten. In einer dritten Kategorie werden sie als unbeteiligte Dritte beschrieben, die der exzessiven Mediennutzung der Söhne eher sorglos gegenüberstehen.

Fazit und Perspektiven

Basierend auf der inhaltsanalytischen Auswertung der Experteninterviews zeigt sich, dass die beziehungsrelevanten Dimensionen Nähe und Distanz sowie Kontrolle und Autonomie in Familien, in denen ein Problem mit der exzessiven Mediennutzung eines Jugendlichen besteht, oftmals nicht ausgewogen sind. Auf der einen Seite ist die Beziehung zwischen Mutter und Sohn häufig durch eine sehr enge Bindung gekennzeichnet. Infolge des verwöhnenden Verhaltens der Mutter und ihres übermäßigen Wunsches nach Nähe kann vermutet werden, dass dem Jugendlichen der adoleszenztypische Zuwachs an Autonomie nicht ausreichend gewährt wird (siehe Kapitel 3.1). Der Beitrag der Eltern zur Familienentwicklungsaufgabe im Jugendalter scheint vonseiten der Mütter in diesen Beziehungen nur unzureichend erfüllt. Die Zunahme von Distanz in der Mutter-Kind-Beziehung kann ebenso erschwert werden, wenn der Jugendliche aufgrund der psychischen oder physischen Labilität der Mutter eine verantwortungsbewusste und fürsorgliche Haltung einnimmt und so eine Rollenverschiebung stattfindet. Eine problemreiche Rollenverteilung wird zusätzlich beschrieben, wenn der Jugendliche für die Mutter als Partnerersatz fungiert. Auch diese Konstellation scheint unter dem Zeichen der übermäßigen Nähe zu stehen und aufgrund der missbräuchlichen Rollenverteilung zu Schwierigkeiten zu führen.

Außerdem zeigen die Jugendlichen in einigen Familien eine Dominanz gegenüber ihrer Mutter, sodass ein förderliches Setzen von Grenzen (insbesondere in Bezug auf die Mediennutzung) seitens der Mutter erschwert oder gar unmöglich erscheint (siehe hierzu Kapitel 3.2).

Im Gegensatz zur engen Beziehung zwischen Mutter und Sohn ist die Beziehung zwischen Vater und Sohn überwiegend durch ein hohes Maß an Distanz gekennzeichnet. Auch dies kann die Bewältigung der Entwicklungsaufgaben für den Jugendlichen erschweren, da es ebenso ein Ziel ist, Nähe zu den Eltern aufrechtzuerhalten (vgl. Gerhard 2005).

Die zentralen Themen der Adoleszenz, Autonomiegewährung und Grenzsetzung auf der mütterlichen Seite sowie das Aufrechterhalten von Nähe auf der väterlichen Seite, scheinen in betroffenen Familien Kernprobleme zu sein. In den folgenden Abschnitten wird analysiert, auf welche Art sich diese Themen im Konflikt um die übermäßige Computer- und Internetnutzung widerspiegeln.

7.2.2.3 Problembeschreibung, -genese und -ursachen aus Sicht der Familienmitglieder und der Experten

Zur Konkretisierung wahrgenommener Probleme bei exzessiver oder pathologischer Computer- und Internetnutzung werden die verschiedenen Blickwinkel der Eltern, der Jugendlichen und der Experten separat analysiert (vgl. Kapitel 4.4). Dabei wurde die aktuelle, die retrospektive (der Blick auf Gründe und Ursachen) sowie die zukunftsgerichtete Problemwahrnehmung (befürchtete oder wahrgenommene Entwicklungsrisiken) der Beteiligten getrennt voneinander nachvollzogen.

Problematische Computer- und Internetnutzung aus Sicht der Eltern

Eine zunächst subjektiv wahrgenommene, ausufernde oder pathologische Mediennutzung wird in institutionellen Kontexten größtenteils von den Eltern, überwiegend von Müttern, gemeldet und nicht von den jugendlichen Nutzern selbst. Es schließt sich die Frage an, welche konkreten Schwierigkeiten die Eltern dazu animieren, sich institutionelle Hilfe zu suchen. Den Beschreibungen der Experten zufolge ist nicht der zeitliche Umfang ausschlaggebend, sondern die dadurch entstehenden Probleme. Besonders relevant scheinen für die ratsuchenden Eltern die Auswirkungen der exzessiven Mediennutzung auf das alltägliche Familienleben: Eltern würden einerseits die fehlende Beteiligung des Jugendlichen an häuslichen Aufgaben beklagen, andererseits die reduzierte Teilnahme am familialen Leben, am gemeinsamen Mittagessen oder an Familienfesten monieren. Insbesondere die Mütter empfänden es als bedrückend, dass der Austausch auf wenige Minuten am Tag reduziert sei. In folgenden Äußerungen spitzen sich die elterlichen Belastungen zu: Der Computer mache allen Beteiligten das Familienleben streitig und „zerstört die Familie“ (E10).

Die Eltern nähmen ebenso wahr, dass durch die Fokussierung auf die mediale Beschäftigung früher geliebte Freizeitbeschäftigungen, der Kontakt zu Freunden sowie schulische Verpflichtungen vernachlässigt werden. An diesem Punkt würden von den Eltern auch Entwicklungsrisiken angesiedelt, die vorrangig auf der Ebene des schulischen Weiterkommens gesehen werden oder die Befürchtung betreffen, Lebenskompetenzen könnten nur defizitär entwickelt werden und so die Bewältigung des späteren Lebens erschweren.

Die Perspektive der Jugendlichen

Wendet man sich der von den Experten rekapitulierten Problemwahrnehmung der Jugendlichen zu, ist zunächst auffällig, dass zu Beginn der professionellen Intervention sehr selten ein Problembewusstsein bezüglich der Mediennutzung existiert. Belastet seien die Jugendlichen zunächst vor allem durch die familialen Konflikte oder auch durch schulische Misserfolge. Gleichzeitig bemerken einige Experten, dass auch in den Jugendlichen das Gefühl aufkomme, etwas sei nicht in Ordnung. Es sei dann die Aufgabe der Beratenden, eine Problemeinsicht mit dem Jugendlichen zu erarbeiten, um ein potenziell risikoreiches Verhalten und in diesem Zuge auch die belastende Situation für die Eltern zu verändern.

Konträr zu einer unzureichenden Problemeinsicht komme es in präventiv ausgerichteten Institutionen vor allem bei der Interaktion mit Gleichaltrigen des Öfteren dazu, dass die Jugendlichen sich selbst sehr schnell als süchtig bezeichneten. Fragenkataloge dienten dann dazu, subjektive Einschätzungen zu revidieren und Problemlagen besser einschätzen zu können.

Einschätzungen der Problematik aus Sicht der Experten

Erkannt wird von den Experten erstens die Schwierigkeit, das Mediennutzungsverhalten der Jugendlichen aus elterlicher Perspektive richtig zu bewerten: Es gebe Familien, in denen sehr früh eine zugeschriebene, exzessive Mediennutzung thematisiert werde, und ebenso Familien, in denen schon lange eine problematische Form der Nutzung vorliege, diese aber als solche nicht erkannt werde. Eltern würden sich melden, weil ihr Kind zwei Stunden pro Tag am Computer sitzt und sie sich fragten, inwiefern hier schon eine Suchtproblematik bestehen könnte. Beruhigend könnten die Therapeuten dann Aufklärungsarbeit leisten und es bei kurzzeitigen Interventionen belassen. Konträr dazu wird von zeitlichen Investitionen von über zehn Stunden Spielzeit am Tag berichtet, die sich über mehrere Monate erstrecken würden. In diesen Fällen könne ein früheres Intervenieren die Zunahme und Intensivierung von Problemfeldern für den Jugendlichen und seine Familie möglicherweise verhindern sowie die Phase des exzessiven Medienkonsums verkürzen.

Weitere problematische Konsequenzen liegen aus Sicht der Experten bei einem Realitätsverlust, der in manchen Fällen mit exzessiver Mediennutzung einhergehen könne: Die absolute Prioritätensetzung des Jugendlichen auf die mediale Beschäftigung bringe die Vernachlässigung anderer Lebensbereiche, wie schulischer Verpflichtungen und sozialer Kontakte, mit sich. Einige Berater beobachten bei den Jugendlichen eine Perspektivlosigkeit bis hin zu einer rudimentären Kommunikationsfähigkeit oder einer verlangsamten Entwicklung, die für die weitere Lebensbewältigung bedeutsame Folgen haben könne. Als schwerwiegend betrachten es die Experten zudem, dass eigentliche Problemthemen – nicht selten diejenigen, die zu einer exzessiven Mediennutzung führten – verdrängt würden, unbehandelt blieben und sich so neue Schwierigkeiten addieren könnten.

Darüber hinaus sehen die Befragten durch die andauernden Sorgen, Bemühungen und Streitigkeiten auch gravierende Folgen für die Eltern. Diese würden ihre eigenen Bedürfnisse stark vernachlässigen, teils gravierende psychische Probleme entwickeln und auch Partnerschaften könnten zerbrechen. Damit eröffnet sich ein neuer Problembereich, der bei der Debatte um eine pathologische Internetnutzung bislang nicht thematisiert wurde und in weitere Forschungen einbezogen werden könnte.

Ursachenzuschreibungen aus Perspektive der Eltern

Die von den Experten wahrgenommenen Ursachenzuschreibungen seitens der Eltern ergeben, dass die Schuld für eine problematische Computer- und Internetnutzung primär beim Medium selbst gesehen oder auf Eigenschaften des Kindes zurückgeführt wird:

„Ja, das Verhalten (4), dass der Sohn eher **faul** ist und sich nicht **kümmert** und seine Pflichten nicht macht. Ja, er hat's eigentlich **so** gut und muss **so** wenig machen und das schafft er nicht. Also, dieser Misserfolg (2) vom Sohn steht meistens im Vordergrund. Kriegt nichts gebacken. [...] In dem Moment denk ich immer, der Mensch **an sich** wird infrage gestellt, (2) die Person an sich.“ (E13)

An dieser Stelle wird eine stark abwertende Haltung einiger Eltern gegenüber dem eigenen Kind sichtbar. Ähnliche Zuschreibungen seitens der Eltern werden von mehreren Experten rekapituliert: Der Jugendliche habe schon immer Kontaktschwierigkeiten gehabt oder sei schon immer faul gewesen.

Erst nach mehreren Gesprächen mit den Beratern würden einige Eltern auch auf familiäre Problemlagen blicken: Erarbeitet werde dann unter anderem die Bedeutsamkeit von Trennungsphasen für den Jugendlichen, aber auch medienerzieherische Defizite wie die fehlende Begleitung oder eine unzureichende Formulierung von Regeln. Die Befragten machen darauf aufmerksam, dass die Ursachenzuschreibung für den Lösungsprozess des Problems von fundamentaler Bedeutung sei: Eltern gingen zunächst davon aus, dass der Jugendliche selbst eine Veränderung bewirken müsse. Dass Eltern einen Beitrag zur Verbesserung der Situation leisten, wird in manchen Fällen erst möglich, wenn sie ihren Anteil an der Problemkonstellation erkennen:

„[D]ie Eltern finden in der Regel in erster Linie ihren Sohn problematisch und den **Computer** und die **Spiele**. Dass sie sich selbst damit in Zusammenhang bringen, **ganz** selten und meistens nur am **Rande**. Es kommt meistens vor, wenn man dann nach einem Termin durch den Flur läuft, dann sagen die Mütter plötzlich: ‚Ja, er **hat's** auch **echt** nicht leicht gehabt, **damals** als sein Vater und die Trennung‘. [D]iese Konflikte in der Familie damals und solche **familiären** Probleme, die kommen meistens dann erst **so ganz am Rande raus**. In erster Linie wird sozusagen der Sohn erstmal als das Problem betitelt.“ (E13)

Ursachen und Gründe nach Einschätzung der Experten

Die Benennung von Ursachen aus der Perspektive der Interviewten stellt sich differenzierter dar als die rekapitulierte Wahrnehmung der Ursachen aus der Perspektive der Eltern: Exzessive oder pathologische Computer- und Internetnutzung wird immer als ein Symptom betrachtet, wobei ein Bündel an Faktoren zur problematischen Mediennutzung führe. Zum einen werden Erklärungen benannt, die auf der Ebene der Persönlichkeit des Jugendlichen angesiedelt sind, wie beispielsweise Selbstwertprobleme oder Schwierigkeiten mit sozialen Kontakten bis hin zu gravierenden psychischen Komorbiditäten. Immer wieder verweisen die Experten auch auf den Zusammenhang mit entwicklungspsychologischen Herausforderungen im Jugendalter. Es wird gleichzeitig betont, dass exzessive Phasen und eine Grenzüberletzung in diesem Lebensabschnitt nicht unüblich seien: „Ich denke, diese Phasen sind nichts Grundschlimes, aber wenn sie natürlich anhalten ((lachend)) über diese Phase hinaus, dann wird's auch brenzlig und gefährlich.“ (E4)

Zum anderen werden oftmals familiäre Problemlagen, wie „*diffuse Familienprobleme*“ (E3), der Tod eines Elternteils oder die Trennung der Eltern, als Teil der Ursache erkannt. Problemreiche Lebensphasen führten Eltern wie Jugendliche in einen Zustand der Überforderung. Für den Jugendlichen stelle der Computer dann einen Weg dar, mit den Problemen umzugehen. Dabei griffen die Defizite in der realen Welt mit den Reizen von Computer und Internet nach dem „*Schlüssel-Schloss-Prinzip*“ (E9) ineinander – bei Computerspielen seien dies zum Beispiel Erfolgserlebnisse, soziale Kontaktmöglichkeiten, Abenteuer, Verfügbarkeit und Grenzenlosigkeit. Die medialen Angebote seien daher nicht Ursache einer exzessiven Nutzung, sondern werden als Mittel der Selbstmedikation oder der Kompensation für realweltliche Defizite gebraucht. „*Computersucht ist nie die Ursache, immer nur ’n Symptom.*“ (E9)

Die Eltern dagegen würden es – auch aufgrund der eigenen Überforderung mit schwierigen Lebenssituationen – mit erzieherischen Maßnahmen nicht mehr schaffen, die exzessive Mediennutzung des Jugendlichen auf ein für sie angemessenes Maß zu reduzieren. Ungeeignete Erziehungsstile sowie Kommunikationsstörungen, aber auch Rollenverschiebungen sehen die Experten nicht nur in diesem speziellen Zusammenhang, sondern generell als Teil der Ursache für eine problematische Mediennutzung. Der Zusammenhang zwischen der exzessiven Mediennutzung und den familialen Interaktionsmustern wird in Kapitel 7.2.3 ausdifferenziert.

Fazit

Aus den Schilderungen der Experten geht hervor, dass die Problematiken, die eine exzessive Mediennutzung begleiten, sehr vielfältig sind. Aus der Nutzung entstandene, diese begleitende sowie vorangegangene Probleme können sich summieren oder überlagern. Damit stellen das ausufernde Handeln des Jugendlichen und die familiären Schwierigkeiten für die gesunde Entwicklung des Jugendlichen ein Risiko dar. Auf die Ursachen für eine exzessive Mediennutzung haben die Eltern oftmals eine medienzentrierte Sichtweise oder kritisieren Eigenschaften des Jugendlichen sowie sein unangemessenes Verhalten. Familiäre Problemlagen werden mit der exzessiven Mediennutzung zunächst nicht in Zusammenhang gebracht. Die Experten hingegen sehen immer mehrere Umstände, die letztlich zu einer problematischen Mediennutzung führen. Benannt werden erstens Dispositionen in der Persönlichkeit des Jugendlichen sowie psychische Komorbiditäten, zweitens schwierige Lebensphasen wie die Trennung der Eltern oder altersspezifische Anforderungen und drittens familiäre Interaktionsschwierigkeiten. Die komplexen Ausgangslagen und Zusammenhänge zeigen, dass eine problematische Mediennutzung hinsichtlich des Problemgrades und der Symptomatik individuell untersucht werden sollte und nicht pauschal auf Wirkungsfaktoren medialer Angebote zurückzuführen ist.

7.2.2.4 Problemverläufe und -löseversuche aus Sicht der Familienmitglieder und der Experten

Auch wenn es einige Eltern gibt, die sehr früh eine vermeintlich problematische Computer- und Internetnutzung melden, liegen nach den Erfahrungen der Experten die Anfänge einer tatsächlich problematischen oder pathologischen Mediennutzung in vielen Fällen oft schon mehrere Jahre zurück.

„Bei den **Familien** und Angehörigen ist es meistens ein **Prozess** in mehreren **Wellen**. Wenn man ein Problem **wahrnimmt**, gibt es eine Phase, in der man im Grunde vielleicht hofft, ‚Ja, **regelt** sich wieder.‘ (3) Teils passiert es dann ja auch. Dann gibt es einen Punkt, an dem man meint ‚Okay, jetzt werden wir hier strengere Regeln und sonst was aufstellen.‘ Im Grunde wird versucht **dagegen** zusteuern. Dann passiert’s meistens, [dass die] Eltern dann nicht **konsequent** sind oder das nicht transparent machen, es dann meinetwegen für [... den Jugendlichen] **willkürlich** erscheint, dass sich so ’n Konflikt dann erst verschärft.“ (E9)

Von den Experten wird eine Reihe von Problemlöseversuchen benannt, die in den langen Prozessen von Eltern eingesetzt worden seien. Darunter finden sich vorrangig Erziehungsmaßnahmen, wie das schlichte Verbot der Computer- und Internetnutzung, die Begrenzung durch Zeitregelungen oder das Sanktionieren des Spielens. Nicht selten würden auch auf technischem Weg oder durch den Entzug von Geräten Begrenzungen gesetzt. In einigen Familien – dies aber seltener – würden Versuche unternommen, mit dem Jugendlichen über sein Verhalten zu sprechen und nachzuvollziehen, was ihn an seiner medialen Aktivität fasziniert. Es bestünden auch Bemühungen der Eltern, jenseits der medialen Beschäftigung wieder gemeinsame Ausflüge oder Aktivitäten zu initiieren. Ebenso sprächen sie Aufforderungen aus, frühere Freunde zu treffen, sportlich aktiv zu werden oder anderen nonmedialen Beschäftigungen nachzugehen. Dennoch gelinge es den Eltern nicht, den Jugendlichen zu einer Reduktion seines Medienkonsums zu bewegen. Dabei spiele in einigen Familien auch eine Rolle, dass lediglich die Mütter eine Problematik sähen, die Väter das Verhalten als unproblematisch bewerteten und die Mütter in ihren Regulierungsversuchen nicht unterstützen würden.

Die Erfolglosigkeit vielfältiger Problemlöseversuche belastete das familiäre Klima stark. Die Reaktionen der Eltern variieren in den langen Prozessen von resignativer Zurückhaltung bis hin zu aggressiver Kommunikation, Stigmatisierung und ständiger Kritik:

„In der Situation, wo wir die Familien hier erleben, ist das Miteinander häufig geprägt durch massive Auseinandersetzungen, die sich um den PC-Konsum drehen. Das ist der **eine** Teil der Familie. **Oder** ist geprägt durch eine **Hilflosigkeit** der Eltern, die eigentlich kaum noch Erziehungsangebote oder Erziehungs**methoden** anwenden, sondern resigniert dann einfach zuschauen, wie ihre Kinder da am PC sitzen und ihre Zeit verbringen.“ (E12)

Die Experten berichten, dass sich die Problemthemen über die Zeit zugespitzt hätten, bis die Familien tatsächlich institutionelle Hilfeangebote aufsuchen würden. Die Eltern befänden sich oftmals in Zuständen der Hilflosigkeit, der Ohnmacht und Verzweiflung; die Distanz zwischen Eltern und Jugendlichen sei stark gewachsen. Daraus entstünden Kommunikationsschwierigkeiten oder -unfähigkeiten, die das gegenseitige Unverständnis sowie aggressionsgeladene Interaktionen weiter forcieren würden. In den schlimmsten Fällen komme es zu Kontaktabbrüchen. Die familiäre Kontaktreduktion erfolge trotz des hohen Konfliktpotenzials überwiegend durch den Rückzug des Jugendlichen; die Nähe und der Austausch würden von den Eltern hingegen „schmerzlich vermisst“ (E8). Dies spiegelt sich auch in den zahlreichen Bemühungen und dem hohen emotionalen Engagement der Eltern wider, die Lebenssituation des Jugendlichen und der gesamten Familie verbessern zu wollen.

Fazit

Aus den Beschreibungen der Experten geht hervor, dass eine problematische Mediennutzung von Jugendlichen in manchen Familien teils über lange Zeiträume ignoriert wird. Maßnahmen werden häufig viel zu spät ergriffen und dann nur unregelmäßig und inkonsequent eingefordert. Teilweise scheinen die Reaktionen der Eltern dann oftmals nicht an die Lebenswelt der Jugendlichen angepasst zu sein, zum Beispiel wenn nach einer langen Phase des unregulierten Medienkonsums plötzlich eine rigide Begrenzung erfolgt. Andere der genannten Problemlöseversuche entsprechen aber häufig auch den Empfehlungen der Professionellen, wie das Aufstellen von Regeln oder der Versuch, die Faszination des Kindes für das Medium nachzuvollziehen. Dies legt die Frage nahe, welche Faktoren dazu führen, dass die Maßnahmen der Eltern nicht den gewünschten Erfolg mit sich bringen und wie es zu dauerhaften, massiven Auseinandersetzungen und der Distanzierung zwischen den Familienmitgliedern kommen kann. Diesbezüglich geben erste Analyseergebnisse über die Zusammenhänge zwischen den familialen Strukturen und der exzessiven Mediennutzung im nächsten Kapitel Aufschluss.

7.2.3 Zusammenhänge zwischen den Familienstrukturen, den (medienbezogenen) Erziehungsstilen und der problematischen Computer- und Internetnutzung

Fragt man die Therapeuten und Berater nach den Zusammenhängen zwischen Familienstrukturen sowie Interaktionsmustern und einer problematischen Mediennutzung, skizzieren sie unterschiedliche Facetten:

Erstens: Medienerziehung und generationale Differenzen im Verhältnis zu Medien

Für den Bereich der Medienerziehung nehmen die Experten in den betroffenen Familien sehr häufig eine unzureichende Formulierung von Regeln bezüglich der Mediennutzung wahr. Grenzen würden nicht eindeutig gesetzt und die Einhaltung bestehender Regeln nicht mit ausreichender Konsequenz eingefordert oder kontrolliert. Eine diffuse Regelformulierung kann anhand einschlägiger Interviewpassagen als zentrales Element identifiziert werden, das mit einer exzessiven Mediennutzung einhergeht. Die Form der Regelaufstellung wird von den Experten teils mit bestimmten Ausgangslagen in den Familien, mit dominierenden Erziehungsstilen und mit typischen familialen Strukturen in Verbindung gebracht.

Der Mangel an klaren Regeln geht nach den Beobachtungen der Experten in einigen Fällen mit einer vergleichsweise umfangreichen Medienausstattung im Kindesalter einher. Viele der exzessiv spielenden Jugendlichen hätten schon relativ früh einen Fernseher oder einen Computer im eigenen Zimmer gehabt. Existiere zu Beginn häufig keine angemessene erzieherische Begleitung der Mediennutzung des Kindes oder des Jugendlichen, folge bei auftretenden Problemen in einigen Familien dann eine unerwartet rigide Begrenzung; die Reaktionen und Inhalte der Regeln seien dann oftmals fern von den Bedürfnissen und der Lebenswelt der Jugendlichen und machten ihre Einhaltung unmöglich.

In Bezug auf die Regulierung von Zeiten sowie von Inhalten des Medienkonsums der Jugendlichen registrieren die Experten eine spürbare Unsicherheit und Unwissenheit der Eltern. Es kämen oftmals Eltern, die selbst sehr wenig digital-interaktive Medien nutzen, diese höchstens

als Arbeitsgerät ansähen und sich auch sehr wenig für die Inhalte der Computer- und Internetnutzung ihres Kindes interessierten. Die benannte Unsicherheit und Unwissenheit führt nach den Eindrücken der Interviewten erstens dazu, dass es häufig versäumt werde, die Mediennutzung zu einem frühen Zeitpunkt zu begrenzen, und zweitens dazu, dass die Eltern nicht in der Lage seien, die konkreten Regeln angemessen auszugestalten. Die Experten beschreiben Strukturen der Orientierungslosigkeit und Überforderung:

*„Ich weiß, dass es durchaus Mütter gibt, die sagen: ‚Ich **habe** einfach kein Interesse daran. Ich weiß, dass ich das eigentlich **sollte**, aber es interessiert mich nicht.‘ Und natürlich dann auch tatsächlich nicht so genau Bescheid wissen, was da eigentlich passiert und **was** ihre Söhne da auch **machen**.“ (E1)*

Die Eltern könnten nicht verstehen, was den Jugendlichen beschäftigt und fasziniert, dies führe manchmal zu einer Abwertung des jugendlichen Verhaltens. Die Distanz zwischen den Familienmitgliedern nehme zu und verschlechtere die Basis für Dialoge. Differenzen im Verhältnis zu digital-interaktiven Medien verschärfen aus der Wahrnehmung der Befragten nicht selten das Konfliktpotenzial zwischen Eltern und Kind. Es ist naheliegend, dass das Desinteresse an der Mediennutzung des eigenen Kindes eine angemessene Medienerziehung erschwert und die Kluft zwischen Eltern und Kind im Bereich Medien größer werden lässt.

Aus anderen Interviewpassagen geht allerdings hervor, dass Eltern sich auch Unterstützung von außen wünschen, um diese Orientierungslosigkeit zu überwinden und kompetenter erziehen zu können. *„[Oft] ist es auch ein Stück Orientierungslosigkeit. [Die Eltern] wollen so 'ne Absicherung, was ist gesund? Wie funktioniert [das]? Was dürfen wir dem erlauben [...]?“ (E3)*

Den Beschreibungen der Experten ist zu entnehmen, dass einige Eltern die Notwendigkeit medienerzieherischer Begleitung zwar erkennen, dieser wegen Unsicherheiten trotz ihrer Sorgen aber nicht nachkommen. Sie sehnen sich scheinbar nach Hilfe von außen, um dem Gefühl der Unsicherheit und der Unwissenheit durch eine professionelle Absicherung und Aufklärung entgegenzuwirken und letztlich Probleme mit der jugendlichen Mediennutzung lösen zu können. Die Haltung der Eltern, Probleme mit der Computer- und Internetnutzung an professionelle Einrichtungen abgeben zu wollen, erleben einige Experten in ihrer beruflichen Praxis.

*„Dass [die Eltern] immer jegliche Verantwortung abgeben wollen an **uns** als Berater. Jegliche Anteile an sich selber auch gar nicht sehen, dass sie auch mit dieser ganzen Problematik eigentlich gar nichts zu tun haben. [...] Wenn man die Verantwortung wirklich auch an die Eltern zurückgibt, [...] sind die unheimlich enttäuscht und fühlen sich da auch so ein bisschen vors Schienbein getreten und sind auch oftmals gar nicht bereit oder in der Lage, auch wirklich zu insistieren und auch mal zu sagen: ‚Okay, vielleicht müssten wir auch mal was verändern an unserem Verhalten, vielleicht müssten wir auch mehr Angebote schaffen. Vielleicht müssten wir auch mal ein bisschen auf (deren) Ideen eingehen.‘ Das ist oftmals ein sehr starkes Abgeben der Verantwortung.“ (E4)*

Basierend auf den Beschreibungen der Experten kann zusammengefasst werden, dass die Themen Medien und Medienerziehung in vielen betroffenen Familien mit Unwissenheit besetzt sind, woraus ein Gefühl der Überforderung und Orientierungslosigkeit resultiert. Das medienerzieherische Handeln insgesamt wird als diffus und inkonsequent beschrieben. Einige Eltern wünschen sich Unterstützung von außen, um die Probleme medienerzieherisch lösen zu können. Andere wiederum schrecken derart vor dem Verantwortungsbereich Medien zurück, dass sie die Verantwortung am liebsten insgesamt an Experten abgeben möchten.

Zweitens: Der Einfluss der Erziehungsstile

Dass es vielen Eltern in Familien mit einem Problem wegen exzessiver Mediennutzung schwerfällt, klare Grenzen zu setzen und diese auch konsequent einzufordern, ist nach Einschätzung einiger Experten nicht nur auf den Sonderstatus digital-interaktiver Medien zurückzuführen, sondern zeigt sich auch im sonst vorherrschenden Erziehungsstil. Obwohl teilweise rigide Erziehungsstile beobachtet werden, sehen die Interviewten überwiegend einen „*einvernehmlichen*“ (E1), „*partnerschaftlichen*“ (E10), „*antiautoritären*“ (E6, E11) oder einen „*Laissez-faire-Stil*“ (E6, E8, E9) in den Familien. Ein Experte beschreibt den Zusammenhang zwischen den Erziehungsstilen und der exzessiven Computer- und Internetnutzung wie folgt: „*Und bei den Eltern, [...] da ist dieses Inkonsistente in der Erziehung schon etwas, was [eine exzessive Mediennutzung] auch langsam chronifiziert.*“ (E12)

In den beschriebenen Familien stellt es sich fast gänzlich so dar, dass die Mütter für die Medienerziehung verantwortlich sind. Es fehle den Müttern nicht nur häufig die Zeit, den Medienkonsum der Kinder zu kontrollieren, sondern oftmals wird ihnen Inkonsequenz bei der Durchsetzung der Regeln zugeschrieben. Ihre liebevolle Art und das dringende Bedürfnis, die Nähe zum Sohn aufrechtzuerhalten, könne zur Konsequenz haben, dass die Mediennutzung nicht mit genügender Strenge begrenzt wird und der Jugendliche, teils mit aggressionsgeladenen Handlungen, seinen Willen durchsetzen kann. Ein Suchtberater erkennt hierin einen protektiven Erziehungsstil, ein anderer beschreibt:

„... die Eltern sind in ihrer Verzweiflung und in misslingenden Versuchen, eine Grenze zu setzen, manchmal auch mitfühlend solidarisch und versuchen alles, sich einzuschränken, damit sich der Jugendliche auch einschränken würde, was nicht wirklich zielführend ist.“ (E8)

Drittens: Hierarchie und Verantwortung

Die Auseinandersetzungen zwischen Eltern und Jugendlichen, die auch von den benannten typischen Mustern der Regellosigkeit, des partnerschaftlichen Umgangs oder des fast übermäßig liebevollen Miteinanders bestimmt werden, machen nach Einschätzung einiger der Befragten auf diffizile hierarchische Strukturen aufmerksam, in denen eine problematische Verantwortungsverschiebung wahrnehmbar ist:

„[E]ine Verantwortungsübernahme vonseiten der Eltern find ich ganz wichtig. [D]a alles teilweise nicht greift in den Familien, seh ich da einen starken Zusammenhang zwischen der Erziehung und der Problematik. Weil viele Jugendliche wissen es nicht besser. Sie kennen keine Grenzen und sie selber setzen sich keine.“ (E13)

„Das ist einfach wichtig, Grenzen im Sinne von Halt und Orientierung, nicht Grenzen im Sinne von Unterdrückung (2) und autoritärem Ausleben von allem, was ich nur denke und meinen Kindern antun zu können und zu wollen und zu müssen. Das fehlt häufig und der Hebel ist dann eben auch nicht leicht umgelegt.“ (E7)

Fazit und Perspektiven

Neben den allgemeinen Beschreibungen der Interviewten zu familialen Strukturen und Problemwahrnehmungen in den Familien konnte die direkte Frage nach den Zusammenhängen zwischen einer exzessiven Mediennutzung und den familialen Begebenheiten weiteren Aufschluss über den Forschungsgegenstand bieten. Erkannt wurde, dass medienerzieherische Defizite in betroffenen Familien nicht selten sind und entsprechende Problemlöseversuche, zum Beispiel aufgrund einer verspäteten, unangemessenen oder inkonsequenten Regelaufstellung, erfolglos bleiben. Ebenso führen partnerschaftliche oder antiautoritäre Erziehungsstile oftmals zu einer unzureichenden und undurchsichtigen Grenzsetzung – nicht nur bezogen auf die Dauer der Mediennutzung. In Familien fehlt es dadurch an Halt und Orientierung, was nach Einschätzung der Experten auch mit einer mangelnden Verantwortungsübernahme einhergeht. Der Anspruch an eine förderliche Erziehung als „Freiheit in Grenzen“ (Schneewind 2002), das Aufrechterhalten von Struktur (Steinberg 2001) scheint neben den Dimensionen Autonomie und Nähe ein weiteres Kernthema in Familien mit einer exzessiven Mediennutzung darzustellen.

Die Beschreibungen typischer Erziehungsmuster in betroffenen Familien machen zusätzlich auf eine generelle Veränderung in der Beziehung zwischen Eltern und Kindern aufmerksam: eine „Enthierarchisierung des Eltern-Kind-Verhältnisses“ (Walper 2004, S. 219). Walper erscheint die „im Erziehungsbegriff implizierte Asymmetrie in Macht und Expertise“ (ebd.) infolgedessen fragwürdig, was eine Diskussion der Konsequenzen erfordere. Die Tendenz der Enthierarchisierung scheint sich bei Problemen mit exzessiver Computer- und Internetnutzung zu verschärfen. Denn beschrieben wird eine Unwissenheit und Überforderung im Bereich der Medienerziehung, die in medienbiografischen Unterschieden begründet liegt und die erstens eine notwendige Grenzsetzung erschwert und aus der zweitens eine Verantwortungsabgabe resultieren kann. Dabei zeigt die Präsenz der Debatte um exzessive oder pathologische Mediennutzung in wissenschaftlichen, öffentlichen und familialen Kontexten, welche Folgen eine unzureichende Medienerziehung und eine Verantwortungsabgabe seitens der Eltern haben können. Die Diskussion, inwiefern die Veränderung des Beziehungsverhältnisses zwischen Eltern und Kind das Erziehungsverhältnis beeinflusst, sollte in erziehungswissenschaftlichen Diskursen verfolgt werden. Die Auswertung der Experteninterviews hat dabei verdeutlicht, dass die Bedeutung der Medien vor allem auch als zentrales Element der Sozialisation (vgl. Vollbrecht & Wegener 2010; Süss 2004; Hoffmann & Mikos 2007) bei der Analyse der Veränderungsprozesse nicht außer Acht gelassen werden darf.

7.2.4 Resümee und erziehungswissenschaftliche Einordnung

In den leitfadengestützten Interviews mit 16 Experten, die (therapeutische) Beratungen bei exzessivem Medienkonsum anbieten, wird dargelegt, inwiefern sich die Formen problematischer Computer- und Internetnutzung von Jugendlichen graduell von exzessiven Phasen bis

hin zu suchtartigen Verhaltensweisen erstrecken können. Eine problematische Mediennutzung liegt nach Expertenaussagen immer in einem Bündel an Faktoren begründet. Dabei spielen sowohl Dispositionen in der Persönlichkeit oder Komorbiditäten als auch schwierige Lebens- und Entwicklungsphasen eine Rolle. In der vorliegenden Studie wurde der Fokus auf die Zusammenhänge zwischen der exzessiven Computer- und Internetnutzung, den familialen Strukturen und dem (medien-)erzieherischen Handeln gerichtet. Auf Basis der inhaltsanalytischen Auswertung konnten familiale Einflussfaktoren ausgemacht werden, die ein problematisches Medienverhalten im Vorhinein und im Verlauf forcieren. Zusätzlich wurde eruiert, welche Ressourcen Familien besitzen, um ein entsprechendes Problem zu lösen. Zentrale Einflussfaktoren und Erklärungsansätze werden nun zusammengefasst und mit (medien-)pädagogischen Annahmen und Befunden in Zusammenhang gebracht.

Typische familiale Strukturen

Anhand der Experteninterviews wird die Heterogenität des Problems exzessiver Computer- und Internetnutzung in Familien sichtbar: Einige Eltern bewerten den Medienkonsum ihres Kindes vorschnell als exzessiv und suchen Rat, andere Jugendliche zeigen riskante Formen der Computer- und Internetnutzung, die von ihren Familien über einen langen Zeitraum nicht erkannt werden. In wieder anderen Fällen ändert der Jugendliche trotz umfassender Bemühungen der Eltern sein problematisches Medienverhalten nicht und es kommt zu andauernden Konflikten in den Familien. Trotz der Heterogenität der Problematik in den Familien konnten die Experten typische familiale Strukturen und Handlungsweisen beschreiben. In den institutionellen Kontexten zeigt sich, dass eine übermäßige oder pathologische Computer- und Internetnutzung vor allem männliche Jugendliche betrifft, die mit einer alleinerziehenden Mutter zusammenleben. Insgesamt wird berichtet, dass die Jugendlichen häufig aus unvollständigen Familien kommen. Trennungen, schwierige Lebensphasen, oft auch der Tod eines Elternteils oder diffuse Familienprobleme seien dann Anlass für eine exzessive Phase der Mediennutzung. Erste interessierende Zusammenhänge lassen sich demnach auf Spezifika in der Familienstruktur und -geschichte zurückführen.

Verschlechterung des Familienklimas

Obwohl in vielen der betroffenen Familien retrospektiv ein warmes emotionales Klima festzustellen ist und obwohl zahlreiche durchaus ratsame Problemlöseversuche unternommen werden, lässt sich die zeitausufernde Mediennutzung einiger Jugendlicher von den Eltern nicht einschränken und es kommt zu teils starken, dauerhaften Auseinandersetzungen. Die Erfolglosigkeit zahlreicher Interventionsversuche seitens der Eltern endet oft in resignativen oder aggressiven Handlungen. All dies führt zu einer Verschlechterung des familialen Klimas und in den schlimmsten Fällen sogar zu einem Kontaktabbruch. Die Distanz zwischen den Jugendlichen und den Eltern nimmt zu. Die Grundlage für das gemeinsame Lösen der bestehenden Probleme schwindet. Mögliche Konsequenzen einer dauerhaft exzessiven oder pathologischen Computer- und Internetnutzung beschränken sich dann nicht auf schlechte Schulleistungen, Entwicklungsverzögerungen oder Einschränkungen in der Handlungsfähigkeit und Lebensqualität (siehe auch Hirschhäuser & Kammerl 2011), sondern können die grundlegende emotionale Verbundenheit zu den Eltern gefährden (vgl. Hofer & Pikowsky 2002, S. 246 f.).

Probleme durch die adoleszenztypische Veränderung der Eltern-Kind-Beziehung

Bei der Analyse der familialen Beziehungen anhand der Dimensionen Nähe und Distanz sowie Autonomiegewährung und Struktur ließen sich weitere Zusammenhänge erkennen. Nimmt man zunächst die Dyade Mutter und Sohn in den Blick, wird berichtet, die Mütter seien sehr

liebevoll und bemüht um ihre Söhne. Einige Experten sprechen von Beziehungen, in denen eine übermäßige Nähe oder gar ein symbiotisches Verhältnis zu beobachten ist. Ausgehend von dem Modell der Familienentwicklungsaufgaben (Carter & McGoldrick 1988) wird deutlich, dass eine übermäßige Nähe konträr zu der Entwicklungsaufgabe des Jugendlichen steht, mehr Autonomiebereiche zu gewinnen, die ihm von der Familie eben auch gewährt werden müssen. Aufmerksam macht bei dieser Ausgangslage auch ein medienspezifischer Zusammenhang: Medien fungierten als Mittel der Distanzierung von den Eltern (vgl. Durkin 2006, S. 421; Süß & Hipeli 2010, S. 144). Der Jugendliche schafft sich durch die exzessive Nutzung des Computers einen autonomen Raum, in dem er abseits von den Eltern, oder genauer der Mutter, agieren könne. Begünstigt werden kann eine Distanzierung möglicherweise durch die attestierte Unwissenheit und Orientierungslosigkeit von Müttern und Vätern im Bereich Medien. Diese Möglichkeit, sich der übermäßigen Nähe der Mutter durch die exzessive Mediennutzung zu entziehen, kann eine Erklärung für das Verhalten des Jugendlichen sein. Bedeutsam wird an dieser Stelle auch die beschriebene Abwesenheit der Väter, denn in der Familienforschung wird davon ausgegangen, dass Väter stärker die Autonomie der Jugendlichen unterstützen, die Mütter eher eine Verbundenheit aufrechterhalten wollen (vgl. Gloger-Tippelt 2007, S. 169). Durch die Abwesenheit der Väter in betroffenen Familien kann die Autonomiegewährung des Jugendlichen möglicherweise nicht ausreichend unterstützt werden, der Wunsch nach Nähe seitens der Mutter bleibt dominant.

Konträr dazu beschreiben die Experten also ein von Distanz geprägtes Verhältnis zwischen Vater und Sohn. Dieses ist, wie beschrieben, überwiegend gekennzeichnet durch die Abwesenheit der Väter oder durch deren Sorglosigkeit gegenüber einer problematischen Mediennutzung des Kindes. Versuche, die Computer- und Internetnutzung des Kindes einzuschränken, erfolgen dann häufig sehr spät und mit einer übermäßigen Strenge. Dabei wird in der Adoleszenzphase, in der Eltern bereichsweise ihre Kontrolle zurücknehmen sollten (vgl. Schuster 2005, S. 48), die Frage relevant, inwiefern eine in der Kindheit unregulierte Mediennutzung im Jugendalter plötzlich zu regulieren ist. Angewandte Problemlöseversuche, die zunächst ratsam erscheinen, wie z. B. die mediale Welt des Jugendlichen besser zu verstehen, familiäre Aktivitäten zu veranlassen oder sportliches Engagement zu unterstützen, passen in ihrer konkreten Umsetzung aufgrund dieser Ausgangslagen möglicherweise nicht zu den Bedürfnissen und Schwierigkeiten des Jugendlichen und scheitern aus diesem Grund. Die Zuspitzung des Konfliktthemas und die Ausweitung der Probleme auf andere Lebensbereiche können dann, trotz etlicher Bemühungen und gutgemeinter Versuche, daraus resultieren. Hilfreich erscheint es in diesen Familien, dass auch die Eltern selbst an ihrem Verhalten etwas ändern, um die Dimensionen Nähe und Distanz im System Familie auszubalancieren und die Familienentwicklungsaufgaben im Jugendalter bewältigen zu können. An diesen Stellen kann das Intervenieren eines Beraters oder Therapeuten unumgänglich werden.

Die unterschätzte Bedeutung der Medienerziehung

Standen bei den eben beschriebenen Zusammenhängen zwischen den familialen Beziehungen und der exzessiven Mediennutzung die Dimensionen Nähe und Distanz im Vordergrund, verweisen die Experten auch auf charakteristische Probleme hinsichtlich der dritten von Steinberg (2001) und Schneewind (2002) beschriebenen Dimensionen der Struktur bzw. der Grenzsetzung. Zum einen hemmen partnerschaftliche Erziehungsstile sowie aufgelöste hierarchische Strukturen, wie sie von den Experten beschrieben werden, das frühzeitige Begrenzen

oder später konsequente Beschränken einer ausufernden Mediennutzung. Zum anderen betrifft dies den Bereich der digital-interaktiven Medien, der für viele Eltern mit Desinteresse, Skepsis und Unwissenheit assoziiert ist. Viele Eltern schrecken vor diesem Erziehungsbereich zurück, geben ihre erzieherische Verantwortung auf oder ab und verpassen eine frühzeitige, konsequente und dauerhafte Begleitung. Ein weiteres Ergebnis aus den Experteninterviews zeigt, dass gerade eine frühe Begleitung und Begrenzung der Mediennutzung vonnöten ist, denn eine späte Regulierung im Jugendalter stellt eine weitaus größere Herausforderung dar. Um eine problematische Mediennutzung zu vermeiden, muss das Verantwortungsbewusstsein der Eltern für den noch neuen Erziehungsbereich aufgrund dieser Hinweise dringend gestärkt werden. Diese Forderung wird auch durch weitere Befunde gestützt: Insbesondere in sozial benachteiligten Familien sei oftmals „kein ausgeprägtes Bewusstsein dafür und keine realistische Reflexion darüber [vorhanden], wie stark Medien in [den jugendlichen] Alltag integriert sind“ (Paus-Hasebrink 2010, S. 21). Eine Befragung von Eltern in Österreich zeigt außerdem, dass in Familien mit geringerem Bildungshintergrund sowie bei älteren Eltern weiterhin die Wahrnehmung verbreitet ist, Jugendliche würden sich mit dem Internet besser auskennen (vgl. Pfarrhofer 2011, S. 4 f.). Eltern sollte bewusst gemacht werden, dass Medienkompetenz nicht nur Anwendungskompetenz bedeutet, sondern auch den kritischen, sozialverträglichen und selbstverantwortlichen Umgang mit Medien. Mit dieser Einsicht gewinnen sie im besten Fall ein Verantwortungsbewusstsein und ein Gefühl der Kompetenz zurück und können ihre Kinder im verantwortungsbewussten Umgang mit Medien stärken. Um eine Sensibilisierung der Eltern zu erreichen, müssen Informations- und Unterstützungsangebote bereitgestellt werden. Die Experten verweisen darauf, dass betroffene Eltern sich mehr Orientierung und Informationen wünschen. Diese Tendenz zeigt sich ebenfalls in der österreichischen Befragung, worin der Wunsch der Eltern konkretisiert wird, dass insbesondere die Schule diesbezüglich Angebote bereitstellen solle (ebd., S. 4).

Die Beschreibung typischer Beziehungsstrukturen und Interaktionsmuster ergibt, dass gerade die Arbeit mit der gesamten Familie in vielen Fällen als vielversprechend eingeschätzt wird. Dies ist erstens auf die Ausgangslage zurückzuführen, in der die Eltern selbst (vorrangig die Mütter) den Kontakt zu den Institutionen suchen und Jugendliche oftmals ein Problem zunächst nicht erkennen. Wie aus den Interviews hervorgeht, ist es dann ausschlaggebend, dass eine übermäßige Computer- und Internetnutzung nicht selten in familialen Problemlagen, wie einer Trennung der Eltern, begründet liegt und des Weiteren beschriebene Beziehungsstrukturen zwischen Eltern und Jugendlichen zu einer exzessiven Computer- und Internetnutzung beitragen können. Drittens wurde aufgezeigt, dass das erfolglose Intervenieren der Eltern häufig auf Interaktions- und Erziehungsschwierigkeiten zurückzuführen ist und diese teils zu einer Manifestation der Problematik beitragen können. Auch wenn Gründe und Ursachen für eine exzessive Computer- und Internetnutzung ebenso jenseits familialer Strukturen zu finden sind, kann die Arbeit mit der gesamten Familie zu einer Verbesserung der Situation beitragen.

7.2.5 Triangulationsprozess – Rückblick und Ausblick

Einige zentrale Ergebnisse der Experteninterviews, die einen Zusammenhang zwischen dem (medien-)erzieherischen und interaktionalen Handeln in Familien und der exzessiven Computer- und Internetnutzung Jugendlicher aufzeigen, wie die Dominanz der Familienform allein-

erziehende Mutter und Sohn, der Mangel an klaren Regeln bzw. deren konsequenter Durchsetzung in den Familien, die beschriebene Unwissenheit und Skepsis der Eltern gegenüber Medien sowie die Bedeutung einer umfangreichen Medienausstattung, flossen in die Konzeption der Gruppendiskussionen und die Konstruktion des quantitativen Forschungsmoduls ein. Somit konnte das Prinzip, sich einem Forschungsgegenstand zunächst auf qualitativem Weg zu nähern, um Hypothesen zu generieren und zentrale Bedingungen zu erfassen, in der ersten Phase der Triangulation realisiert werden.

In der zweiten Phase der Triangulation werden ausgewählte Ergebnisse der qualitativen und quantitativen Forschungsmodule direkt miteinander in Bezug gesetzt. Die Diskussion ist in Kapitel 8.1 nachzulesen. An dieser Stelle soll ein Ausblick gegeben werden, welche Ergebnisse an späterer Stelle noch einmal auf dem Weg der Triangulation präzisiert werden. Zunächst betrifft dies die Feststellung der meisten Experten, es seien vorrangig alleinerziehende Mütter mit männlichen Jugendlichen, die professionelle Unterstützung suchen und ein Problem mit der Mediennutzung haben. Eine solche charakteristische Konstellation wäre für den Blick auf exzessive Mediennutzung folgenreich. Aufgrund der qualitativen Experteninterviews bleibt die Frage zentral, ob sich die beschriebene Häufung ergibt, weil alleinerziehende Mütter häufiger Unterstützungsleistungen nachfragen, oder ob in dieser Familienstruktur exzessive Mediennutzung tatsächlich besonders häufig zu einem Problem wird. Durch die Quotierung des Anteils Alleinerziehender in der quantitativen Befragung kann dieser Fragestellung nun präzisiert nachgegangen werden.

Die Eltern-Kind-Beziehung wird nach Aussagen der Experten von einem warmen emotionalen Klima bestimmt. Sorge, Behütung und Interesse füreinander sind zumindest vonseiten der Eltern, aber auch aufseiten der Jugendlichen ein zentraler Bestandteil der Beziehung. Der Einsatz der Familienbögen nach Cierpka und Frevert (1994) in der standardisierten Befragung misst das Familienklima anhand der Dimensionen Aufgabenerfüllung, Rollenverhalten, Kommunikation, Emotionalität, affektive Beziehungsaufnahme, Kontrolle sowie Werte und Normen. Hier können die Ergebnisse aus den beiden Forschungsmodulen verglichen werden und durch die verschiedenen Forschungsperspektiven zu einem komplementären Ergebnis führen.

Die Experten beschreiben, dass Probleme mit der exzessiven Mediennutzung häufig aus einer fehlenden Medienkompetenz oder Medienerfahrung der Eltern resultieren würden, dass Eltern die Medienaktivität des Kindes nicht verstehen könnten, sich dafür nicht interessierten, sich im Bereich der Medienerziehung unsicher fühlten und so die Mediennutzung nicht angemessen reguliert und begleitet werden könne. Inwiefern dies tatsächlich ein Spezifikum für Familien darstellt, in denen es zu einer exzessiven oder pathologischen Computer- und Internetnutzung Jugendlicher kommt, oder ob dies generell auf generationsspezifische Unterschiede zurückzuführen ist, wird anhand der Daten der standardisierten Erhebung untersucht. Auch weitere Ergebnisse, wie die Konsequenz in der elterlichen Medienerziehungshaltung und die Bedeutung einer umfangreichen Medienausstattung werden in Kapitel 8.1 trianguliert.

7.3 Quantitative repräsentative Studie

Moritz Rosenkranz

In diesem Kapitel werden die Ergebnisse der quantitativen Befragung von 1.744 Jugendlichen und jeweils einem dazugehörigen Elternteil dargestellt. Zunächst werden noch einmal zentrale Fragestellungen benannt, die mithilfe der quantitativen Daten beantwortet und überprüft werden sollen. Im Ergebnisteil folgt eine Darstellung allgemeiner deskriptiver Auswertungen zur Soziodemografie, den Lebensumständen (Schule, Freizeitverhalten, Lebenszufriedenheit), der Mediennutzung bzw. diesbezüglichen Problemen und Lösungsversuchen, der Medienerziehung sowie zur Funktionalität der Familien. In einem weiteren Schritt werden relevante Variablen in logistische Regressionsmodelle eingeführt, mittels derer dann Aussagen darüber getroffen werden können, welche Einflüsse dazu beitragen, dass ein Jugendlicher einer der Problemgruppen (vgl. Kapitel 4.4) zugehörig ist. Abschließend werden die Ergebnisse kurz zusammengefasst. Eine kritische Einordnung der vorgefundenen Zusammenhänge sowie Bemerkungen zu Limitationen der Studie erfolgen im Kapitel 7.4.

7.3.1 Fragestellungen

Neben einer allgemeinen Beschreibung der Familien in der Stichprobe soll unter anderem den Fragen nachgegangen werden, wie hoch die Anteile der Familien sind, in denen die exzessive Computer- und Internetnutzung der Jugendlichen ein Problem darstellt, welche Gemeinsamkeiten diese Familien aufweisen sowie welche Maßnahmen ergriffen wurden, um die Problematik zu lösen. Welche Probleme genau entstehen durch die jugendliche Mediennutzung, sind diese eher mit dem Umfang oder mit (problematischen) Inhalten verbunden? Welche Rolle spielt die Mediennutzung der Eltern (Vorbildfunktion), welchen Einfluss können diese über medienerzieherische Regeln nehmen, welche Art von Regeln könnte Erfolg versprechend sein und gilt die weitverbreitete Annahme „Viel hilft viel“ oder ist es wichtiger, wenige ausgesuchte Regeln aufzustellen und diese dann auch durchzusetzen? Nicht zuletzt soll der Frage nachgegangen werden, wie es sich auf das Mediennutzungsverhalten der Jugendlichen auswirkt, wenn bestimmte Dimensionen der Funktionalität einer Familie Defizite aufweisen.

Im inferenzstatistischen Teil wird dann zusammenfassend untersucht, welche der oben benannten Einflussfaktoren die Wahrscheinlichkeit erhöhen, einer der bereits erwähnten Problemgruppen anzugehören. Im Fokus der Auswertungen stehen die Problemgruppen „w_e_k“ sowie „e“: Da in der Gruppe w_e_k eine Problematik nicht nur objektiv durch die CIUS angezeigt wurde, sondern ebenfalls in der Wahrnehmung der Eltern und auch aus Perspektive des Jugendlichen besteht (dreifache Problemdefinition), verweist die Zugehörigkeit zu dieser Gruppe aus unserer Sicht am validesten auf Familien, in denen es tatsächlich manifeste Probleme mit der Mediennutzung des Jugendlichen gibt. Auf der anderen Seite gibt es Familien (Gruppe e), in denen weder die Jugendlichen ihre eigene Computer- und Internetnutzung als problematisch ansehen noch die Beantwortung der CIUS Auffälligkeiten aufweist. Allerdings geben die Eltern der Jugendlichen in Gruppe e an, die Computer- und Internetnutzung ihres Kindes sei problematisch und übermäßig. Würde man sich nur Familien anschauen, in denen nach Beantwortung der CIUS eine Suchtproblematik festgestellt wurde, blieben die Familien aus Gruppe e außen vor. Durch die Problemsicht der Eltern ist aber davon auszugehen, dass die

Mediennutzung in diesen Familien ein konfliktbehaftetes Thema ist. Wie kommt es zu einer solchen Konstellation? Sind die Eltern dieser Jugendlichen überbesorgt oder treten in dieser Gruppe Probleme zutage, die jenseits einer Suchtproblematik liegen? Welche könnten das sein? Diesen Fragen wird im Folgenden nachgegangen.

7.3.2 Ergebnisse

An dieser Stelle sollen zunächst die soziodemografischen Kennwerte der Gesamtstichprobe überblicksartig dargestellt werden. Nach der Beschreibung der Operationalisierung der verschiedenen Problemgruppen werden Angaben zum Freizeitverhalten, zum Kontakt mit Gleichaltrigen, zur Lebenszufriedenheit, zur Medienausstattung und -nutzung, zu Problemen mit der Computer- und Internetnutzung sowie zu Lösungsversuchen jeweils für die Gruppen *w_e_k* und *e* beschrieben und mit den Ergebnissen einer Gruppe ohne Problemdefinition kontrastiert. Außerdem sollen ausgesuchte Ergebnisse aus den Auswertungen zur Funktionalität der Familien für die interessierenden Gruppen erläutert werden.

7.3.2.1 Deskriptive Auswertungen

Gesamtstichprobe und Datengrundlage

Wie im Methodenteil bereits beschrieben, wurden für die Variablen Alter, Geschlecht und besuchter Schultyp der befragten Jugendlichen sowie Wohnort, Ortsgröße und Familienform der Familien Quotierungsvorgaben gemacht. Tabelle 1 ist zu entnehmen, dass die Realisierung der Vorgaben bei der Stichprobenziehung sehr gut umgesetzt werden konnte.

Tabelle 1: Soziodemografie Jugendliche Gesamtstichprobe

		angestrebt	realisiert
Alter	14-Jährige	25,0%	25,0 %
	15-Jährige	25,0%	25,0%
	16-Jährige	25,0%	25,0%
	17-Jährige	25,0%	25,0%
Geschlecht	weiblich	50,0%	50,0%
	männlich	50,0%	50,0%
Schultyp	Hauptschule	21,0%	20,6%
	Realschule (bundeslandabhängig versch. Formen)	23,0%	24,2%
	(Fach-)Gymnasium	38,0%	37,9%
	Gesamtschule/Stadtteilschule	insg. 18 %	13,1%
	Förderschule		2,6%
	berufsbildende Schule/Berufskolleg/Fachoberschule/BVJ		1,2%
	andere Schule		0,4%

		angestrebt	realisiert
Nielsengebiet	Nielsen 1 (SH, HH, NDS, Bremen)	16,0%	15,6%
	Nielsen 2 (NRW)	22,0%	22,4%
	Nielsen 3 (Hessen, RPF, BW, Saarland)	28,0%	28,5%
	Nielsen 4 (Bayern)	20,0%	19,6%
	Nielsen 5 (Berlin)	3,0%	3,1%
	Nielsen 6 (BB, MVP, S-A)	5,0%	5,2%
	Nielsen 7 (S, TH)	6,0%	5,6%
Ortsgröße	< 20.000 Einwohner	44,0%	43,8%
	20.000 – < 100.000 Einwohner	29,0%	29,1%
	<=100.000 Einwohner	27,0%	27,1%
alleinerziehend	ja	14,0%	13,8%
	nein	86,0%	86,2%
Gesamt N (gew.) ⁵¹			1.744

Da die Interviews face-to-face geführt wurden, ist die Anzahl fehlender Werte (*missings*) sehr gering und die Datenqualität durchweg hoch. Der Gesamtdatensatz der quantitativen Erhebung besteht aus jeweils 1.744 verwertbaren Eltern- bzw. Jugendlichenfragebögen. Von den weiteren Auswertungen zur Gesamtstichprobe wurden 21 Familien (1,2 %) ausgeschlossen, da die Jugendlichen in diesen Familien angegeben hatten, nie das Internet zu benutzen. Die Datengrundlage der Auswertungen zur Gesamtstichprobe bilden also die Angaben aus jeweils 1.723 Eltern- und Jugendlicheninterviews.

Tabelle 2 lässt sich entnehmen, dass mit 84,5 % überwiegend weibliche Erziehungsberechtigte befragt wurden. Die Befragten waren im Mittel 43,6 Jahre alt. Die Auswertung des Messinstruments zur Erhebung des sozioökonomischen Status ergab nahezu die Verteilung, die auch in der 2. „World Vision Kinderstudie“ erhoben wurde, der dieses Instrument entnommen ist (vgl. Hurrelmann & Andresen 2010). Am stärksten sind mit jeweils knapp 30 % Angehörige der Mittelschicht bzw. oberen Mittelschicht vertreten, knapp 9 % sind der Unterschicht zuzuordnen, 15,4 % der Oberschicht.

Tabelle 2: Soziodemografie Erziehungsberechtigte Gesamtstichprobe

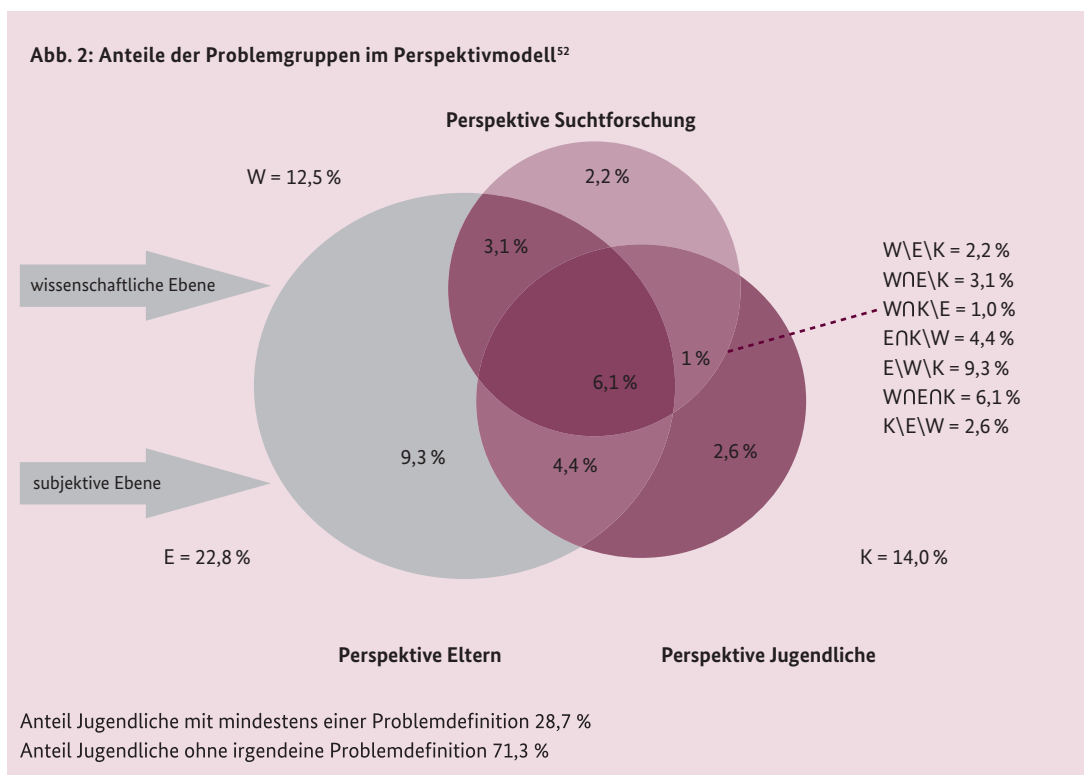
Erziehungsberechtigte		
Geschlecht	w	84,5 %
	m	15,5 %
Alter	M (SD)	43,6 J (5,1 J)

⁵¹ In dieser und den folgenden Tabellen ist immer die gewichtete Anzahl der Fälle ausgewiesen.

Sozialstatus	Unterschicht	8,6%
	Untere Mittelschicht	17,5%
	Mittelschicht	29,6%
	Obere Mittelschicht	28,9%
	Oberschicht	15,4%
	Gesamt	100,0%
	Gesamt N (gew.)	1.744

Die Problemgruppen

Zentrales Element des quantitativen Teils der Studie, auf dem alle weiteren Auswertungen basieren, ist die Einteilung der Familien in verschiedene Problemgruppen (vgl. Kapitel 4.4). Abbildung 2 zeigt schematisch, aufgrund welcher Perspektiven auf die Computer- und Internetnutzung der Jugendlichen die Einteilung erfolgt.



Als Grundlage für die wissenschaftliche Problemdefinition wurden die Ergebnisse der Auswertungen der Compulsive Internet Use Scale (CIUS) (Meerkerk et al. 2009) herangezogen, die im Methodenteil bereits erläutert wurde. Zur Beschreibung der subjektiven Problemperspektive der Eltern und der Jugendlichen wurden die Angaben auf die folgenden Fragen kombiniert, die sowohl den Eltern als auch den Jugendlichen gestellt wurden: „Was würden Sie sagen, wie häufig hat Ihr Kind (hast du) einen übermäßigen Computer-, Internet- oder Spielkonsolengebrauch?“ mit den Antwortkategorien „nie, selten, manchmal, häufig, sehr häufig“ sowie „Wie würden Sie (würdest du deinen) den Computer-, Internet- oder Spielkonsolengebrauch Ihres Kindes beschreiben?“ mit den Antwortmöglichkeiten „unproblematisch, leicht problematisch, mittel problematisch, schwer problematisch“.

⁵² Das Modell stellt die Größenverhältnisse nur annähernd dar.

Die wissenschaftliche Perspektive, die mithilfe der CIUS operationalisiert wurde, wird über den oberen Kreis (W) symbolisiert. Der Anteil der Jugendlichen in der Stichprobe, die nach Auswertung ihrer Aussagen zu den Fragen in der CIUS als „pathologische Internetnutzer“ klassifiziert werden, beträgt 12,5 %.

Auf der subjektiven Ebene entspricht der linke untere Kreis (E) dem Anteil an Jugendlichen, deren Computer- und Internetnutzung laut Aussage ihrer Eltern „manchmal, häufig oder sehr häufig übermäßig“ sowie „leicht, mittel oder schwer problematisch“ ist. Hierfür wurde ein Anteil von 22,8 % erhoben. Der untere rechte Kreis (K) entspricht dem Anteil von Jugendlichen, die ihre eigene Nutzung als manchmal, häufig oder sehr häufig übermäßig sowie leicht, mittel oder schwer problematisch bezeichnen (14,0 %). Insgesamt beträgt der Anteil an Jugendlichen in der Gesamtstichprobe, die aus mindestens einer der drei Perspektiven als problematische Internetnutzer definiert werden, 28,7 %. Dementsprechend verbleiben 71,3 % an Jugendlichen, die ohne irgendeine Problemdefinition sind, im folgenden Problemlos-Gruppe genannt.

Besonders interessant sind die Schnittmengen der Kreise, die im Folgenden näher erläutert werden. So entspricht die Schnittmenge w den 2,2 % von Jugendlichen, die nur aus der Perspektive der CIUS eine Problemdefinition erhalten, während ihre Eltern und die Jugendlichen selbst angeben, die Nutzung sei nie oder selten übermäßig und außerdem unproblematisch. Analog dazu sind in der Gruppe e diejenigen Jugendlichen (9,3 %) zusammengefasst, die nicht auf die CIUS anschlagen, ihre eigene Nutzung als nie/selten übermäßig sowie unproblematisch bezeichnen, deren Eltern aber in oben genannter Weise ein Problem definieren. In Gruppe k (2,6 %) wiederum bewerten die Jugendlichen ihre eigene Nutzung als problematisch und übermäßig, aber weder ihre Eltern sind dieser Ansicht, noch zeigen sie Auffälligkeiten in der CIUS-Auswertung. Der Überschneidungsbereich w_e, dem 3,1 % der Jugendlichen zuzuordnen sind, symbolisiert den Anteil an Jugendlichen, die aus wissenschaftlicher Sicht pathologische Nutzer sind, deren Eltern die Nutzung als problematisch und übermäßig ansehen, die aber keinerlei eigene Problemeinsicht zeigen. Dementsprechend sind die Jugendlichen der Gruppe w_k (1 %) aus Sicht der CIUS und aus ihrer eigenen Perspektive problematische Computer- und Internetnutzer, aber ihre Eltern sehen das nicht so. Die 4,4 % Jugendlichen in Gruppe e_k stimmen mit ihren Eltern darin überein, dass ihre Mediennutzung problematisch und übermäßig ist, allerdings erreichen sie in der CIUS nicht genügend Punkte, um sie als pathologische Internetnutzer zu klassifizieren. Schließlich gibt es noch die Gruppe w_e_k, in der sich Jugendliche befinden, die aus allen drei Perspektiven eine problematische Internetnutzung aufweisen: Diese 6,1 % schlagen auf die CIUS an und sind sich mit ihren Eltern darüber einig, dass ihre Computer- und Internetnutzung problematisch und übermäßig ist.

Im Fokus der weiteren Auswertungen steht zum einen die Gruppe w_e_k. Dass die Computer- und Internetnutzung dieser Gruppe tatsächlich gravierend problematisch ist, scheint durch die dreifache Problemdefinition gesichert. Durch die dreifache Perspektive auf die Problematik wird auch sichergestellt, dass hier nicht nur Jugendliche untersucht werden, deren Nutzung suchtartige Züge trägt, wie dies bei einer Auswertung nur der CIUS-Gruppe (W) der Fall gewesen wäre, sondern eben auch Befragte, deren Nutzung aus anderen Gründen als problematisch definiert wird.

Des Weiteren werden Ergebnisse für die Gruppe e dargestellt. Diese Gruppe ist ebenfalls von besonderem Interesse, da sie als Beispiel für Familien dienen kann, in denen die Mediennutzung des Jugendlichen (von den Eltern) als problematisch definiert wurde, die Eltern ihr weiteres Handeln auf Basis dieser Einschätzung ausrichten, aber gleichzeitig keine Problemeinsicht der Jugendlichen besteht und es auch keine wissenschaftlichen Hinweise auf eine suchtartig problematische Nutzung gibt. Diese Konstellation, so lässt sich vermuten, begünstigt Konflikte und Missverständnisse, die sich besonders schwer lösen lassen, da die Jugendlichen – anders als in der w_e_k-Gruppe – bei sich kein Fehlverhalten und somit vermutlich keinen Bedarf für eine Änderung ihres Verhaltens sehen. Als Vergleichsgruppe dient die Problemlos-Gruppe, welche die Jugendlichen mit unproblematischer Computer- und Internetnutzung repräsentiert, was die große Mehrheit der Nutzer ausmacht.

Gruppenauswertungen: w_e_k, e, Problemlos

Soziodemografie

Nach der allgemeinen Charakteristik der Gesamtstichprobe und der Beschreibung der Problemgruppen sollen nun also ausgewählte Ergebnisse jeweils getrennt für die Problemgruppen w_e_k und e sowie die Problemlos-Gruppe präsentiert werden. Zunächst erfolgt ein Überblick über die Soziodemografie der drei Gruppen (siehe Tabelle 3).

Tabelle 3: Soziodemografie nach Problemgruppen⁵³

	w_e_k	e	Gruppe ohne Problemdefinition
Geschlecht Jugendlicher			
Männlich	69,2%	68,4%	44,6%
Weiblich	30,8%	31,6%	55,4%
Sozialstatus			
Unterschicht	30,2%	13,7%	4,8%
Untere Mittelschicht	31,6%	20,3%	15,5%
Mittelschicht	15,4%	33,7%	30,8%
Obere Mittelschicht	20,8%	23,2%	30,3%
Oberschicht	2,0%	9,1%	18,6%
Aktuell besuchte Schulform/Schulabschluss Jugendlicher			
Hauptschule	29,2%	27,1%	18,5%
Realschule	18,0%	25,9%	24,4%
(Fach-)Gymnasium	18,0%	28,3%	42,5%
Gesamtschule/Stadtteilschule	20,4%	11,8%	12,1%
Förderschule	13,5%	5,0%	1,0%
Berufsbildende Schule/ Berufskolleg/Fachoberschule/ BVJ	0,0%	1,9%	1,2%

⁵³ In einigen Tabellen und Grafiken kann es vorkommen, dass sich die Anteile nicht exakt auf 100% summieren. Dies ist auf Rundungsfehler zurückzuführen.

	w_e_k	e	Gruppe ohne Problemdefinition
Durchschnittsnote im letzten Schuljahr Jugendlicher			
sehr gut	0,0%	1,3%	5,0%
gut	15,1%	26,4%	48,2%
befriedigend	42,5%	56,5%	40,8%
ausreichend	31,3%	13,2%	5,7%
mangelhaft	9,4%	2,5%	0,2%
ungenügend	1,9%	0,0%	0,1%
Alleinerziehend			
Ja	20,6%	13,9%	12,5%
Nein	79,4%	86,1%	87,5%
Gesamt N (gew.)	106	160	1.228

Es fällt auf, dass der Anteil männlicher Jugendlicher in beiden Problemgruppen jeweils ca. zwei Drittel beträgt (68,4%–69,2%), während in der Problemlos-Gruppe die Mädchen mit 55,4% leicht überrepräsentiert sind.

Nach Betrachtung der Verteilung der Problemgruppen innerhalb der fünf sozioökonomischen Schichten ist hervorzuheben, dass über 60% der Jugendlichen in der w_e_k-Gruppe der Unterschicht bzw. unteren Mittelschicht zuzuordnen sind, während dies nur auf jeden Fünften der Problemlos-Gruppe zutrifft (20,3%). Die Jugendlichen der Gruppe e leben jeweils zu ca. einem Drittel in Elternhäusern der Unterschicht/unteren Mittelschicht (34%), der Mittelschicht (33,7%) und der oberen Mittelschicht/Oberschicht (32,3%).

Jugendliche mit einer Problematik hinsichtlich ihrer Computer- und Internetnutzung besuchen gehäuft Hauptschulen: 29,2% bzw. 27,1% der Jugendlichen aus den Gruppen w_e_k resp. aus Gruppe e besuchen eine Hauptschule, in der Problemlos-Gruppe befinden sich lediglich 18,5% Hauptschüler. Umgekehrt dazu gehen 42,5% der letztgenannten Gruppe auf ein Gymnasium oder Fachgymnasium, dies trifft nur auf 18,0% der w_e_k-Gruppe bzw. 28,3% der Jugendlichen in Gruppe e zu. Erwähnenswert ist außerdem, dass mehr als jeder zehnte Jugendliche (13,5%) in der w_e_k-Gruppe Förderschüler ist, in der Gruppe e immerhin noch jeder zwanzigste (5,0%). In der Gruppe ohne Problemdefinition befinden sich nur 1% Förderschüler. Zudem befinden sich in der w_e_k-Gruppe deutlich weniger (sehr) gute Schüler (15,1%) als in Gruppe e (27,7%) und erst recht als in der Problemlos-Gruppe (53,2%). Umgekehrt gibt es vergleichsweise hohe Anteile schwächerer Schüler in der w_e_k-Gruppe.

Auch der Anteil der Jugendlichen, die nur mit einem Erziehungsberechtigten zusammenleben, ist mit 20,6% in der w_e_k-Gruppe fast doppelt so hoch wie in der Problemlos-Gruppe (12,5%). In der Gruppe e beträgt der Anteil Jugendlicher mit alleinerziehendem Elternteil 13,9%.

Nachdem nun ein erster Eindruck über die soziodemografische Zusammensetzung der drei hier betrachteten Gruppen vermittelt wurde, liegt der Fokus der nun folgenden Ergebnisse auf dem (medialen) Alltag der Jugendlichen. Was machen sie in ihrer Freizeit, sind sie sozial integriert, wie viele und welche Medien nutzen sie, sind Fragen, die durch das empirische Datenmaterial näher beleuchtet werden können.

Freizeit und soziale Integration

Die Jugendlichen wurden in der Befragung gebeten, drei Aktivitäten zu benennen, denen sie (fast) jeden Tag in ihrer Freizeit nachgehen und die nichts mit dem Internet zu tun haben. Zudem sollten sie angeben, wie viel Zeit sie für die jeweilige Aktivität an einem durchschnittlichen Schultag, Samstag sowie Sonntag aufwenden. Aus diesen Angaben wurden durchschnittliche wöchentliche Zeiten der wichtigsten Freizeitaktivitäten berechnet, die in Tabelle 4 ausgewiesen sind.

Tabelle 4: Freizeitaktivitäten nach Problemgruppen (Mehrfachantwort)

Wichtigste Freizeitaktivitäten in Stunden/Woche	w_e_k	e	Gruppe ohne Problemdefinition
	MW	MW	MW
Freunde treffen	16,7 h	20,6 h	18,9 h
Computer-/Konsole spielen offline	17,4 h	14,6 h	12,1 h
Sport machen	10,6 h	13,3 h	12,0 h
Fernsehen	19,3 h	20,3 h	17,5 h
Familienunternehmungen	10,3 h	12,5 h	13,7 h
Kreative Tätigkeiten	5,0 h	10,7 h	9,4 h
Auf Veranstaltungen gehen	0,0 h	6,0 h	7,0 h
(Gesellsch.) Engagement	0,0 h	9,6 h	7,8 h
Lesen	2,0 h	9,3 h	9,0 h
Handwerkliche Tätigkeiten	6,3 h	9,3 h	8,0 h
Musik hören	19,6 h	20,4 h	18,4 h
Gesamt N (gew.)	106	160	1.229

Die Top 3 unter den Freizeitaktivitäten der Problemlos-Gruppe sind Freunde treffen (18,9h/W), Musik hören (18,4h/W) und Fernsehen (17,5h/W). In der Gruppe mit dreifacher Problemdefinition fällt auf, dass mit Musik hören (19,6h/W), Fernsehen (19,3h/W) und Computer-/Konsolespiele offline (17,4h/W) ein weiteres Medium die Aktivität Freunde treffen (16,7h/W) vom dritten Platz verdrängt. In der Gruppe e mit alleiniger Elternproblemeinsicht liegen wiederum Freunde treffen (20,6h/W), Musik hören (20,4h/W) und Fernsehen (20,3h/W) fast gleichauf.

Wie eben gezeigt, gehört der Kontakt zu Freunden zu den wichtigsten Freizeitaktivitäten der Jugendlichen. Tabelle 5 weist Art und Anzahl dieser Sozialkontakte aus.

Tabelle 5: Sozialkontakte nach Problemgruppen

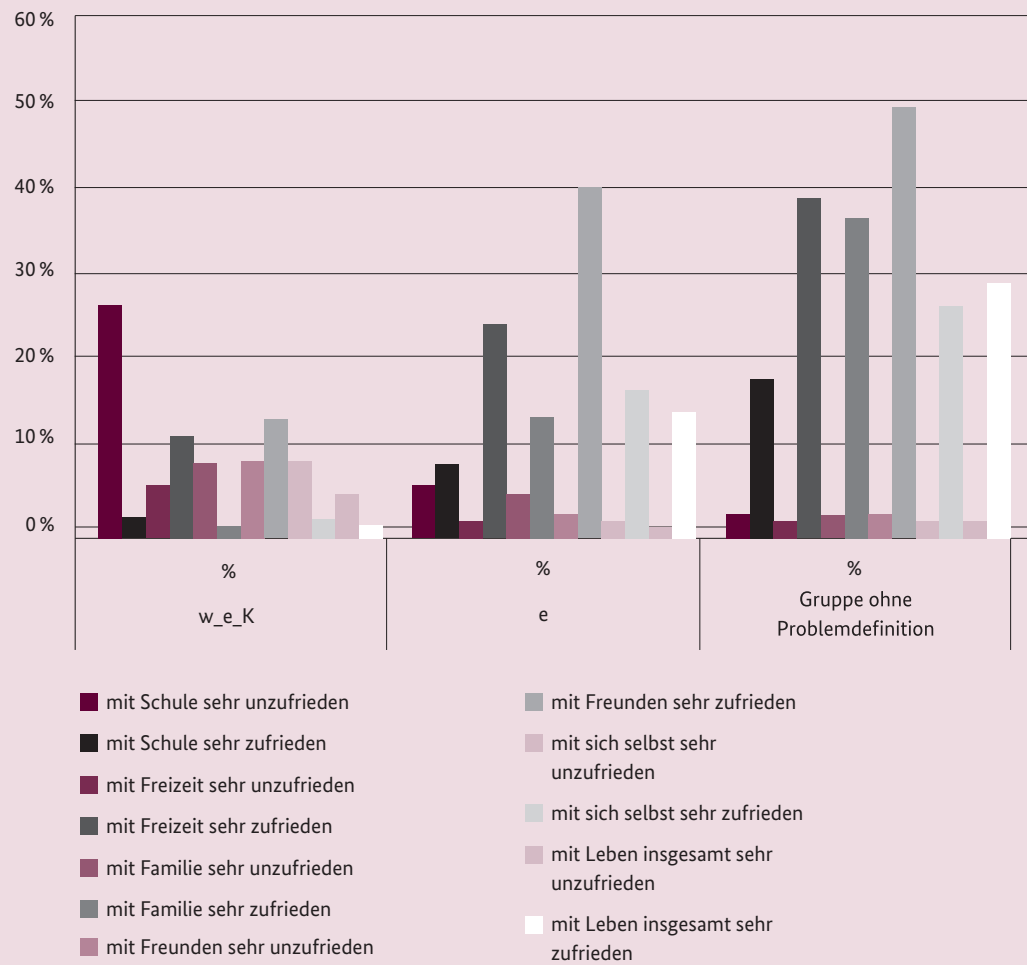
Sozialkontakte Tage/Woche	w_e_k	e	Gruppe ohne Problemdefinition
	MW	MW	MW
Freunde persönlich treffen	4 T	4 T	4 T
Kontakt zu Freunden über das Internet	6 T	6 T	5 T
Telefonieren mit Freunden	5 T	5 T	5 T
Gesamt N (gew.)	106	160	1.229

Interessanterweise unterscheiden sich die Gruppen diesbezüglich so gut wie gar nicht. Die Befragten beider Problemgruppen sowie die Jugendlichen in der Problemlos-Gruppe treffen sich im Schnitt viermal pro Woche mit Freunden außerhalb des Schulkontextes. Zudem telefonieren sie fünfmal wöchentlich mit ihren Freunden. Lediglich die Häufigkeit der Kontakte via Internet ist in der Problemlos-Gruppe mit fünf Tagen in der Woche im Mittel etwas niedriger als in den beiden Problemgruppen (6 Tage/W).

Thematisch eng mit den Freizeitaktivitäten bzw. Sozialkontakten verknüpft sind die Ergebnisse, die sich nach Auswertung der Skala zur Lebenszufriedenheit (Hurrelmann & Andresen 2010) ergeben. In Abbildung 3 sind die Anteile der Jugendlichen, die in verschiedenen Lebensbereichen sehr unzufrieden sind, den Anteilen gegenübergestellt, die sich aus den Angaben „sehr zufrieden“ ergeben.

Bei Betrachtung der Grafik fällt ins Auge, dass die Jugendlichen in der Gruppe ohne Problemdefinition zu großen Anteilen sehr zufrieden mit allen hier erfragten Lebensbereichen sind. Ein ähnliches Bild – wenn auch auf niedrigerem Niveau – zeigen die Angaben der Befragten in Gruppe e: Die Anteile der Jugendlichen, die mit den jeweiligen Bereichen sehr zufrieden sind, sind durchgehend deutlich höher als die Anteile derer, die sehr unzufrieden sind. Anders sieht es bei den Befragten aus der Gruppe w_e_k aus. Lediglich hinsichtlich der Zufriedenheit mit der Freizeit sowie mit den Freunden ergeben sich hier höhere Anteile der Angabe „sehr zufrieden“. Der Unterschied beträgt jedoch nur wenige Prozentpunkte. In allen anderen Bereichen sind die Anteile der Jugendlichen, die angegeben hatten, sehr unzufrieden zu sein, höher als die Anteile der sehr Zufriedenen. Am deutlichsten wird dies hinsichtlich der Zufriedenheit mit der Schule: 27,1% sind hier sehr unzufrieden und nur 2% sehr zufrieden. Fast jeder Zehnte (8,6%) ist mit seiner Familie sehr unzufrieden, aber nur 0,8% sehr zufrieden. Auch geben 8,6% an, mit sich selbst unzufrieden zu sein, während knapp 2% erklären, mit sich selbst sehr zufrieden zu sein.

Abb. 3: Lebenszufriedenheit in verschiedenen Bereichen nach Problemgruppen



Mediennutzung und Medienausstattung

Im nun folgenden Teil der Auswertungen zum Thema Mediennutzung wird die Perspektive der Eltern derjenigen der Jugendlichen gegenübergestellt. In den Gruppendiskussionen stellte sich heraus, dass Eltern und ihre Kinder deren Mediennutzung häufig sehr unterschiedlich wahrnehmen, beschreiben und bewerten. Wie Tabelle 6 zu entnehmen ist, unterscheiden sich auch in der quantitativen Stichprobe die Einschätzungen der Eltern über die Quantität der jugendlichen Mediennutzung teilweise erheblich von den Angaben der Jugendlichen. Festzuhalten bleibt erstens, dass die Jugendlichen durchweg höhere Stundenzahlen bezüglich im Internet verbrachter Zeit nennen, als ihre Eltern dies einschätzen. Des Weiteren sind die Angaben zu Nutzungszeiten in der w_e_k-Gruppe immer am höchsten, in der Problemlos-Gruppe am niedrigsten: Mit durchschnittlich 28,6 Stunden pro Woche wenden die Jugendlichen der w_e_k-Gruppe am meisten Zeit für ihre Internetnutzung auf, die Jugendlichen aus Gruppe e sind im wöchentlichen Mittel fast vier Stunden kürzer im Internet, während die Befragten der Problemlos-Gruppe mit 15,7 h/W nur etwa halb so viel Zeit im Internet verbringen wie die Jugendlichen mit dreifacher Problemdefinition. Die Eltern der letztgenannten Gruppe unterschätzen die Internetaktivitäten ihrer Kinder um durchschnittlich fast fünf Stunden pro Woche. Die Eltern mit exklusiver Problemsicht unterschätzen die Internetzeit ihrer Kinder um dreieinhalb Stunden, ähnlich wie die Eltern der Kinder in der Problemlos-Gruppe.

Tabelle 6: Einschätzung Internetnutzung des Jugendlichen nach Problemgruppen

Umfang h/Woche	w_e_k	e	Gruppe ohne Problemdefinition
	MW	MW	MW
Internetnutzung: Kindersicht	28,6 h	24,8 h	15,7 h
Internetnutzung: Elternsicht	23,8 h	21,2 h	12,8 h
Elterliche Internetnutzung	8,9 h	7,9 h	7,3 h
Unproblematische Nutzung: Kindersicht	22,7 h	23,8 h	18,6 h
Unproblematische Nutzung: Elternsicht	18,1 h	15,1 h	14,4 h
Gesamt N (gew.)	106	160	1.229

Befragt nach ihrer eigenen Internetnutzung, geben die Eltern der w_e_k-Jugendlichen mit durchschnittlich 8,9h/W die höchsten Nutzungszeiten an, gefolgt von den Eltern der Gruppe e (7,9h/W). Am wenigsten gehen die Eltern der unproblematisch nutzenden Jugendlichen ins Internet (7,3h/W).

Auch darüber, welche Nutzungszeiten gerade noch als unproblematisch anzusehen sind, herrscht Uneinigkeit zwischen Eltern und Jugendlichen. Aus Sicht der Kinder, deren Eltern eine exklusive Problemsicht haben, sind durchschnittlich 23,8 Stunden Internetzeit pro Woche gerade noch unproblematisch. Dieser Wert ist nicht nur der höchste innerhalb der drei hier betrachteten Gruppen, sondern auch die Diskrepanz zu den Angaben der Eltern bezüglich dieser Frage ist in dieser Gruppe am höchsten. Die Eltern der Gruppe e sind im Mittel nämlich der Ansicht, 15,1 h/W wären eine gerade noch als unproblematisch anzusehende Internetnutzungsdauer, was im Mittel einen Unterschied von über acht Stunden zur Auffassung ihrer Kinder darstellt. Interessant ist hier zudem die Tatsache, dass die Jugendlichen aus Gruppe e im Schnitt länger im Internet sind (24,8h/W), als sie es für unproblematisch halten, gleichzeitig aber ihre Nutzung als unproblematisch einschätzen. In der w_e_k-Gruppe halten die Jugendlichen 22,7h/W für gerade noch unproblematisch, ihre Eltern schätzen mit 18,1h/W eine um viereinhalb Stunden niedrigere wöchentliche Internetnutzungszeit als gerade noch unproblematisch ein. Mit 18,6h/W aus Kindersicht bzw. 14,4h/W aus Elternsicht sind die Befragten in der Problemlos-Gruppe am vorsichtigsten bezüglich der Einschätzung einer unproblematischen wöchentlichen Internetnutzungszeit.

Das Internet bietet verschiedenste Anwendungen, von Kommunikationsmöglichkeiten über Spiele bis hin zu Recherche und Downloadmöglichkeiten. Womit die befragten Jugendlichen nun konkret ihre Zeit im Internet verbringen, darüber gibt Tabelle 7 Aufschluss.

Tabelle 7: Aktivitäten im Internet nach Problemgruppen (Mehrfachantwort)

Inhalte h/Woche	w_e_k	e	Gruppe ohne Problemdefinition
	MW	MW	MW
Spielen	16,3 h	11,1 h	8,2 h
Kommunizieren	15,0 h	13,6 h	8,4 h
Drauflossurfen	9,1 h	5,5 h	4,6 h

Inhalte h/Woche	w_e_k	e	Gruppe ohne Problemdefinition
Videos gucken	7,4 h	9,2 h	6,2 h
Informieren	5,0 h	4,6 h	4,0 h
Downloaden	4,3 h	4,1 h	4,3 h
Gesamt N (gew.)	106	160	1.229

Die meiste Zeit im Internet verbringen die Jugendlichen aus allen drei Gruppen mit Kommunizieren (darunter *Facebook*, Chats oder E-Mails schreiben) sowie mit dem Spielen von Online-spielen oder Browser-Games. In der Gruppe w_e_k wird im Wochendurchschnitt etwas mehr im Internet gespielt (16,3 h) als kommuniziert (15,0 h). Umgekehrt kommunizieren die Jugendlichen aus Gruppe e mit wöchentlich 13,6 h etwas länger, als dass Spiele genutzt werden (11,1 h). Die Jugendlichen mit einer unproblematischen Internetnutzung wenden für beides jeweils ca. 8 h/W auf. Erwähnenswert ist außerdem, dass die Jugendlichen mit dreifacher Problemdefinition gut 9 h/W damit verbringen, unspezifisch im Internet zu surfen. Sie tun dies somit im Mittel knapp doppelt so häufig wie die Befragten aus den beiden anderen Gruppen.

Es ist plausibel anzunehmen, dass die Ausstattung mit Multimediageräten, die die Jugendlichen in ihrem Zimmer bzw. ihrem Besitz haben – deren Nutzung also nicht dadurch begrenzt ist, dass sie mit anderen Familienmitgliedern geteilt werden müssen – eine wichtige Rolle bei der Ausgestaltung der Internetnutzung spielt. In Tabelle 8 ist ein Überblick über die Geräteausstattung der Jugendlichen aufgeführt.

Tabelle 8: Anzahl der Geräte im Zimmer/Besitz des Kindes nach Problemgruppen

Anzahl Geräte	w_e_k	e	Gruppe ohne Problemdefinition
PCs/Laptops mit Internetzugang			
0	20,3%	26,8%	33,7%
1	77,9%	72,0%	64,8%
2 und mehr	1,8%	1,2%	1,5%
Feste oder tragbare Spielkonsolen			
0	26,6%	25,2%	48,2%
1	50,8%	50,4%	39,4%
2 und mehr	23,0%	24,4%	12,4%
Smartphones (iPhones etc.) mit Internetflatrate			
0	61,1%	75,1%	78,1%
1	38,9%	24,3%	20,9%
2 und mehr	0,0%	0,6%	1,1%
Gesamt N (gew.)	106	160	1.229

Die Jugendlichen in der Gruppe w_e_k haben nicht nur – wie eben gezeigt – die höchsten Nutzungszeiten, sie sind auch meist am besten mit Geräten ausgestattet. Nur jeder fünfte (20,3%) der w_e_k-Jugendlichen verfügt *nicht* über einen eigenen PC mit Internetzugang, in der Gruppe e ist es gut jeder vierte (26,8%), in der Problemlos-Gruppe jeder dritte (33,7%).

Hinsichtlich der Ausstattung mit Spielkonsolen unterscheiden sich die beiden Problemgruppen nicht: Jeweils ca. drei Viertel der Jugendlichen in diesen Gruppen verfügen über mindestens eine (portable) Spielkonsole. In der Problemlos-Gruppe nennt gut die Hälfte (51,8 %) der Befragten eine Konsole ihr Eigen. Smartphones, also internetfähige Mobiltelefone, sind von besonderem Interesse, da mit ihnen jederzeit und überall der Zugang zum Internet möglich ist. Auch mit solchen Geräten sind die Befragten der Gruppe w_e_k am besten ausgestattet: 38,9 % besitzen mindestens ein Smartphone; in der Gruppe, in der nur die Eltern die Internetnutzung ihres Kindes als problematisch ansehen, trifft dies auf ein Viertel (24,9 %) der Jugendlichen zu. Unter den Jugendlichen ohne Problemdefinition bezüglich ihrer Internetnutzung hat gut jeder Fünfte (22,0 %) mindestens ein derartiges Gerät.

Die Jugendlichen mit einer dreifachen Problemdefinition haben nicht nur die meisten Geräte, viele wünschen sich noch weitere. Dies wird bei Betrachtung von Tabelle 9 deutlich. Fast 60 % der w_e_k-Jugendlichen wünschen sich weitere internetfähige Geräte, in der Gruppe e beträgt der Anteil 45,6 %. Knapp ein Drittel (32,8 %) der Jugendlichen in der Problemlos-Gruppe wünscht sich weitere Geräte. Ein Wunsch nach weniger Geräten besteht so gut wie gar nicht. Interessanterweise gibt es Eltern, die die Internetnutzung ihres Kindes als problematisch ansehen und sich trotzdem weitere Geräte wünschen (w_e_k: 7,5 %, e: 8,6 %). Allerdings würden es auch 38,1 % (Gruppe w_e_k) bzw. 33,0 % (Gruppe e) der Eltern von Jugendlichen in den beiden Problemgruppen bevorzugen, wenn sich weniger Medien im Besitz ihrer Kinder befänden. Mit 88,1 % hält die überwiegende Anzahl der Eltern in der Problemlos-Gruppe die Medienausstattung ihres Kindes für angemessen, in den anderen Gruppen trifft dies auf jeweils etwas über die Hälfte der Befragten zu.

Tabelle 9: Gewünschte Medienausstattung nach Problemgruppen

Gewünschte Medienausstattung	w_e_k	e	Gruppe ohne Problemdefinition
Sicht des Jugendlichen			
Mehr Medien	59,7%	45,6%	32,8%
Weniger Medien	0,0%	2,4%	1,0%
Menge ist angemessen	40,3%	52,0%	66,2%
Elternsicht			
Mehr Medien	7,5%	8,6%	4,8%
Weniger Medien	38,1%	33,0%	7,1%
Menge ist angemessen	54,4%	58,4%	88,1%
Gesamt N (gew.)	106	160	1.229

Medienerziehung

Ein Schwerpunkt dieser Studie für die Beschreibung und Erklärung exzessiver Computer- und Internetnutzung der Jugendlichen liegt auf der Medienerziehung. Im Fragebogen wurden jeweils Eltern und Jugendliche dazu befragt, welche medienerzieherischen Regeln in der Familie existieren, ob sie seit Beginn der Mediennutzung oder später aufgestellt wurden und ob die Regel von den Jugendlichen eingehalten wird.

Tabelle 10 weist aus, wie viele medienerzieherische Regeln aus Sicht von Eltern und Jugendlichen in der jeweiligen Familie existieren. Jugendliche der w_e_k-Gruppe berichten im Mittel von fünf – und somit am meisten – medienerzieherischen Regeln. In Gruppe e sowie in der Problemlos-Gruppe sehen sich die Jugendlichen mit durchschnittlich drei Regeln konfrontiert. Die Eltern machen mit Ausnahme der Eltern der Gruppe e die gleichen Angaben. Die Eltern mit exklusiver Problemsicht sind im Mittel der Ansicht, dass in ihrer Familie vier Regeln zur Mediennutzung ihrer Kinder aufgestellt worden seien, die Jugendlichen wissen jedoch nur von durchschnittlich drei Regeln.

Tabelle 10: Anzahl medienerzieherischer Regeln nach Problemgruppen

Anzahl Regeln	w_e_k	e	Gruppe ohne Problemdefinition
	MW	MW	MW
Sicht des Jugendlichen	5	3	3
Elternsicht	5	4	3
Gesamt N (gew.)	106	160	1.229

Überhaupt keine medienerzieherischen Regeln wurden in 16,8% der Familien aus der w_e_k-Gruppe aufgestellt. Jede vierte Familie der Gruppe e (24,7%) sowie der Problemlos-Gruppe (24,9%) gibt an, die Mediennutzung ihres Kindes nicht durch Regeln zu begrenzen.

Abbildung 4 ist zu entnehmen, welche Regeln es gibt und wie viel Prozent der Familien die jeweilige Regel (aus Elternsicht) einsetzen. Zunächst wird deutlich, dass es in allen drei Gruppen „populäre“ (z. B. Regel C: Verbot problematischer Inhalte) und seltenere (z. B. Maßnahme E: technische Regulierung) Regeln bzw. Maßnahmen gibt und des Weiteren, dass die Kurve der w_e_k-Gruppe – analog zu den Auswertungen zur Anzahl der Regeln – über denen der beiden anderen Gruppen verläuft. Der Verlauf der drei Kurven ähnelt sich zwar, aber insbesondere bei den „reaktiven“ Regeln divergieren die Anteile zwischen den Gruppen teilweise erheblich. Unter reaktiven Regeln werden diejenigen Regeln subsumiert, die eher spontan eingesetzt werden (Regel D: Wegnahme der Geräte, Regel G: Verbot der Nutzung ohne nähere Begründung, Regel H: Erlauben der Nutzung als allgemeine Belohnung, Regel I: Verbot der Nutzung als allgemeine Strafe), während die dauerhaften Regeln (Regel A: zeitliche Begrenzung, damit die Nutzung nicht überhandnimmt, Regel B: zeitliche Begrenzung, damit alle Familienmitglieder Computer und Internet nutzen können, Regel C: Verbot problematischer Inhalte, Regel E: technische Regulierung, Regel F: Nutzung wird nur zu bestimmten Tageszeiten erlaubt) immer gelten und somit für die Jugendlichen erwartbar sind.

Abb. 4: Existenz medienerzieherischer Regeln in der Familie (Elternsicht)



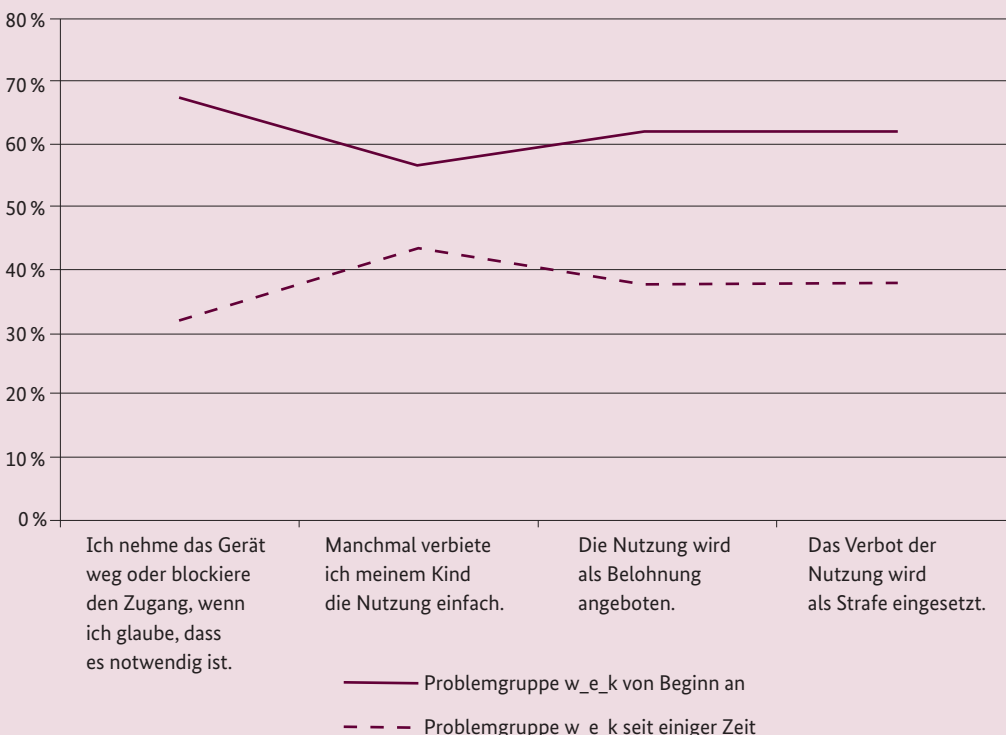
In Abbildung 5 ist dargestellt, wie viele reaktive Regeln in den jeweiligen Gruppen existieren. Die Anzahl der Regeln ist auf der horizontalen Achse abgetragen. Keine reaktiven Regeln gibt es in 60% der Familien mit Jugendlichen ohne Problemdefinition. In der w_e_k-Gruppe trifft dies nur auf ca. ein Viertel (23,8%) der Familien zu. Steigt die Anzahl der Regeln, divergieren die Kurven der Problemlos-Gruppe und der w_e_k-Gruppe immer stärker. So berichten 23,8% der Eltern von Jugendlichen mit einer dreifachen Problemdefinition von vier reaktiven Medien-erziehungsregeln, in der Problemlos-Gruppe gibt es nur 4,6% Familien, in denen vier reaktive Regeln existieren.

Abb. 5: Anzahl reaktiver medienerzieherischer Regeln

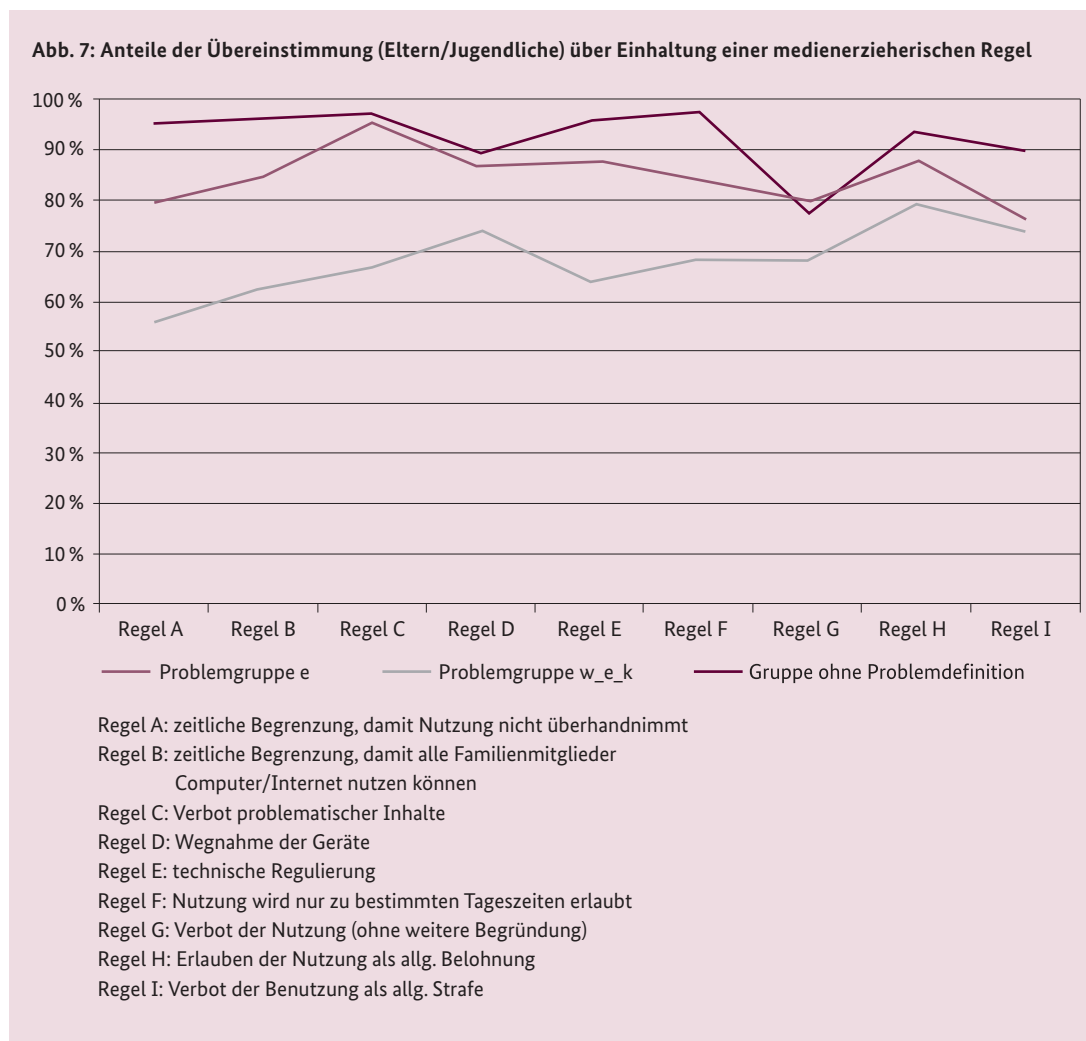


Es stellt sich die Frage, ob die reaktiven Regeln erst dann – sozusagen als letztes Mittel – eingesetzt werden, wenn die Eltern beobachtet haben, dass die Mediennutzung ihres Kindes problematisch geworden ist und dauerhafte Regeln nicht den gewünschten Erfolg bringen. Wie eben gezeigt, setzen knapp 80% der Eltern von Jugendlichen in der w_e_k-Gruppe eine oder mehr reaktive Regeln ein. In Abbildung 6 ist für diese Familien dargestellt, ob die jeweilige reaktive Regel seit Beginn der Mediennutzung des Kindes oder erst nach einiger Zeit eingesetzt wurde. Auf einen Blick wird deutlich, dass alle reaktiven Regeln häufiger von Beginn der jugendlichen Mediennutzung an eingesetzt werden als erst nach einiger Zeit, in der die Nutzung des Jugendlichen durch die Eltern hätte beobachtet werden können. Derartige Regeln werden also in w_e_k-Familien scheinbar nicht als letztes, sondern vorrangig als erstes Mittel der Medienerziehung gesehen.

Abb. 6: Zeitpunkt des Einsatzes reaktiver medienerzieherischer Regeln



Zum Abschluss der Auswertungen zur Medienerziehung ist in Abbildung 7 verdeutlicht, inwieweit der befragte Elternteil und sein Kind darin übereinstimmen, ob eine bestimmte medien-erzieherische Regel eingehalten bzw. eine Maßnahme eingesetzt wird oder nicht. Diese Auswertung wurde möglich, da sowohl die Eltern gefragt wurden, ob sie glauben, ihr Kind halte die jeweilige Regel ein, als auch die Jugendlichen Angaben dazu machen sollten, ob sie die Regel auch wirklich einhalten. Es wird ersichtlich, dass die Übereinstimmung in den Familien der w_e_k-Gruppe diesbezüglich durchweg geringer ist als in den beiden anderen Gruppen. Die Familien mit Jugendlichen ohne Problemdefinition sind offensichtlich am erfolgreichsten darin, die aufgestellten Regeln auch durchzusetzen. Mit einer Ausnahme (Regel G) stimmen Eltern und Jugendliche zu über 90 % darin überein, dass die Regeln eingehalten werden. Umgekehrt dazu scheint dies in Familien mit Jugendlichen, die aus Sicht aller drei Perspektiven eine problematische Computer- und Internetnutzung haben, vergleichsweise schlecht zu funktionieren. Am deutlichsten ist die Diskrepanz zwischen der w_e_k-Gruppe und der Problemlos-Gruppe hinsichtlich der zeitlichen Regulierung (Differenz Eltern-/Kindersicht Regel A: 39,5 % bzw. Differenz Regel B: 32,9%). Aber auch bei der technischen Regulierung (Differenz Regel E), dem Verbot problematischer Inhalte (Regel C) und der tageszeitabhängigen Nutzung (Regel F), also sehr wichtigen Maßnahmen, um eine unproblematische Mediennutzung Jugendlicher zu begünstigen, beträgt die Differenz, ob die Regel eingehalten wird, jeweils ca. 30 %.



Probleme und Lösungsversuche im Kontext der Mediennutzung

Häufig dreht sich die Debatte über problematische Computer- und Internetnutzung nur um die Zeit, die die Jugendlichen für die Nutzung aufwenden. Es gibt aber auch andere Thematiken (z. B. allgemeine Beeinträchtigungen, zweifelhafte Inhalte, juristische Folgen), die dazu beitragen können, dass die jugendliche Mediennutzung in der Familie als problematisch wahrgenommen wird. In Tabelle 11 sind verschiedene Bereiche aufgeführt, für die in den befragten Familien mittlere bzw. große Schwierigkeiten angegeben wurden. Neben der zeitlichen Regulierung, die in drei Vierteln der w_e_k-Familien und knapp 40 % der Gruppe e zu Schwierigkeiten führt, wird auch die Vernachlässigung schulischer Verpflichtungen häufig mit der Computer- und Internetnutzung in Verbindung gebracht (w_e_k: 61,3 %; e: 27,8 %). Allgemein befürchten viele Eltern der beiden Problemgruppen in unspezifischer Weise, der Computer erlange eine zu hohe Bedeutung für ihr Kind. Das gewohnte Muster, dass die Belastungen in der w_e_k-Gruppe höher als in der e-Gruppe und der Problemlos-Gruppe sind, setzt sich hier fort. Für die Problemlos-Gruppe wurden – mit Ausnahme von Schwierigkeiten durch die Preisgabe persönlicher Informationen (6,3 %) sowie Problemen durch hohe Anschaffungs- und Unterhaltskosten (6,0 %) – in allen Bereichen sehr geringe Anteile von ca. 3 % mit mittleren bis großen Schwierigkeiten erhoben.

Tabelle 11: Schwierigkeiten durch Mediennutzung aus Elternsicht nach Problemgruppen

mittlere/große Schwierigkeiten bei/durch...	w_e_k	e	Gruppe ohne Problemdefinition
Die zu hohe Bedeutung des Computers, Internets oder der Spielkonsole für mein Kind	75,5 %	38,5 %	3,1 %
Regulierung des zeitlichen Umfangs der Nutzung	75,4 %	38,2 %	3,6 %
Vernachlässigung schulischer Verpflichtungen	61,3 %	27,8 %	3,3 %
Negative Auswirkungen auf die körperliche/geistige Entwicklung des Kindes	37,2 %	9,2 %	2,2 %
Durch hohe Anschaffungs- und Unterhaltungskosten	32,2 %	12,2 %	6,0 %
Auswahl der Medieninhalte, z. B. gewalthaltige Spiele, rechtsradikale Seiten, Pornografie	28,8 %	9,2 %	2,0 %
Schließen/Aufrechterhalten von Freundschaften außerhalb des Internets	28,6 %	8,3 %	2,2 %
Preisgabe persönlicher Informationen	26,4 %	13,0 %	6,3 %
Gefährliche Internetkontakte, z. B. in Chats, sozialen Netzwerken, Foren etc.	21,5 %	6,7 %	3,2 %
Kostenfallen oder juristische Folgen, z. B. illegale Downloads, Verletzung von Persönlichkeitsrechten	19,7 %	9,1 %	3,3 %
Gesamt N (gew.)	105	155	746

Um die Situation zu veranschaulichen, die in Familien durch (exzessive) jugendliche Mediennutzung entsteht, sind in Tabelle 12 drei weitere Situationen aufgeführt, die von den Eltern manchmal, häufig oder sehr häufig beobachtet werden. Diese sind durch die Eltern direkt beobachtbar und scheinen für eine (elterliche) Problemdefinition der Nutzung eine wichtige Rolle zu spielen, wie auch weiter unten in den multivariaten Modellen noch einmal deutlich wird. Die Schwierigkeiten des Jugendlichen, seine „Computersessions“ zu beenden, wird in den

Problemgruppen von fast allen Eltern wahrgenommen, in der Problemlos-Gruppe immerhin auch von knapp 30 %. Auch ist das Familienklima häufig durch Streitigkeiten, die sich um die Mediennutzung drehen, belastet. So dürfte das Essen der Jugendlichen vor dem Computer, von dem ebenfalls der überwiegende Anteil der w_e_k-Eltern (86 %) und mehr als die Hälfte der Eltern mit alleiniger Problemsicht (57,2 %) berichten, nicht nur zur Sorge der Eltern beitragen, sondern auch Anlass für Streit bieten.

Tabelle 12: Häufigkeit verschiedener Schwierigkeiten aus Elternsicht nach Problemgruppen

manchmal/häufig/sehr häufig ...	w_e_k	e	Gruppe ohne Problemdefinition
Für das Kind scheint es schwierig zu sein, mit dem Computer-, Internet- oder Spielkonsolengebrauch aufzuhören.	97,4%	87,8%	29,7%
Wegen des Computer-, Internet- oder Spielkonsolengebrauchs des Jugendlichen gibt es zu Hause Streit.	88,5%	69,5%	13,6%
Das Kind nimmt Mahlzeiten vor dem Computer oder der Spielekonsole ein.	86,0%	57,2%	16,9%
Gesamt N (gew.)	106	160	1.229

In Kapitel 3.4 war die Rede vom Konzept der „digital natives“ und der „digital immigrants“. Von der Einschätzung vieler in die digitalen Welten immigrierter Eltern, dass sie sich sowohl mit der technischen Seite der Computer- und Internetnutzung als auch mit der angemessenen Begleitung der Ausflüge ihrer Kinder dorthin überfordert fühlen, wurde schon in den Auswertungen der Experteninterviews und der Gruppendiskussionen berichtet. Dieses Bild einer mangelnden Medienkompetenz findet sich auch in der quantitativen Erhebung wieder (vgl. Tabelle 13). In allen Gruppen ist der überwiegende Anteil der Eltern der Meinung, ihr Kind kenne sich mit Computer und Internet besser aus als sie selber (71,7 %–84,9 %) bzw. geben große Anteile an, sie fühlten sich in diesem Bereich ohnehin nicht kompetent. Zwei Drittel der w_e_k-Eltern bzw. 55 % der Eltern in Gruppe e fühlen sich in puncto Medienerziehung unsicherer als in anderen Erziehungsbereichen, was auch auf knapp ein Drittel der Eltern zutrifft, deren Kinder Computer und Internet unproblematisch nutzen. Ähnlich bzw. noch etwas höher sind die Anteile der Eltern, die sich bei der Medienerziehung Unterstützung durch öffentliche Stellen wünschen.

Ein weiterer Aspekt elterlicher Medienkompetenz ist die Vorbildrolle (vgl. Kapitel 3.5). Befragt danach, ob die Eltern versuchen, in Bezug auf die Mediennutzung ein gutes Vorbild zu sein, geben 72,6 % der Eltern von w_e_k-Jugendlichen an, dies stimme genau oder ein wenig. In der Gruppe e beträgt der Anteil 79,8 % und in der Problemlos-Gruppe sogar 91,0 %. Insgesamt scheinen sich die befragten Eltern also der Bedeutsamkeit ihres Vorbildverhaltens bewusst zu sein, wobei unklar bleibt, wie diese Versuche genau aussehen.

Tabelle 13: Medienkompetenz der Eltern nach Problemgruppen

	w_e_k	e	Gruppe ohne Problemdefinition
Mein Kind kennt sich mit Computer und Internet besser aus als ich.	84,9%	79,4%	71,7%
Ich wünsche mir bei der Medienerziehung Unterstützung durch öffentliche Stellen, z. B. Schulen, Erziehungsberatungsstellen.	70,8%	53,1%	42,3%
Ich fühle mich bei der Regulierung der Computer-, Internet- oder Spielkonsolennutzung meines Kindes unsicherer als in anderen Erziehungsbereichen.	66,7%	55,0%	32,5%
Ich fühle mich im Umgang mit Computer und Internet nicht kompetent.	45,7%	38,8%	20,9%
Gesamt N (gew.)	106	160	1.229

Es drängt sich die Frage auf, ob die Eltern, die von einer Problematik berichten, bereits externe Unterstützungsangebote in Anspruch genommen haben oder was ansonsten unternommen wurde, um der Problematik Herr zu werden. Im Anschluss stellt sich die Frage, welche der Maßnahmen zu einer Besserung geführt haben. Die Auswertung erfolgt wiederum für die Problemgruppe w_e_k, also die Jugendlichen mit dreifacher Problemdefinition, und für die Gruppe e, also die Jugendlichen, die keine Problemsicht haben, nicht auf die CIUS anschlagen, deren Eltern aber das Mediennutzungsverhalten ihres Kindes als problematisch einstufen. (Die Problemlos-Gruppe findet hier selbstverständlich keine Beachtung, weil sie definitionsgemäß keine diesbezüglichen Probleme angeben und somit auch nicht nach Gegenmaßnahmen befragt wurden.)

Tabelle 14 bietet einen Überblick über verschiedene Maßnahmen, mit denen Eltern einer problematischen Computer- und Internetnutzung begegnen können. Die befragten Eltern sollten für jede Maßnahme angeben, ob sie diese schon einmal eingesetzt haben. Von fast allen betroffenen Familien wurde der Versuch unternommen, mit Gesprächen eine Besserung herbeizuführen. Auch über zeitliche Regulierungen wurde versucht, das Internetverhalten der Jugendlichen zu verändern, so in 77,6% der w_e_k-Familien bzw. 69,8% der Familien in Gruppe e. Danach folgen Verbote – mit 73,1% deutlich häufiger in der Gruppe w_e_k (e: 50,4%) – sowie Anregung zu alternativen Freizeitaktivitäten – dies etwas häufiger in Gruppe e: 75,2% (w_e_k: 69,0%). Jeweils ca. die Hälfte der hier betrachteten Familien bejahte die Aussage, ihr Kind sollte bzw. wollte das Problem selbstständig lösen. Unter den Möglichkeiten, sich externe Hilfen zu holen, wurde nur eine Beratung in der Schule in nennenswertem Ausmaß wahrgenommen (w_e_k: 35,5%, e: 22,3%). Das professionelle Hilfesystem wie Beratungsstellen und ärztliche/klinische Einrichtungen suchten die befragten Familien nur sehr vereinzelt auf.

Tabelle 14: Ergriffene Maßnahmen zur Problemlösung nach Problemgruppen (Mehrfachantwort)

Maßnahmen, die ergriffen wurden, um das Problem zu lösen	w_e_k	e
Gespräche	94,0%	96,3%
Zeitliche Regulierung	77,6%	69,8%
Verbote	73,1%	50,4%
Anregung zu Freizeitalternativen	69,0%	75,2%
Mein Kind wollte/sollte das Problem weitgehend selbstständig lösen	52,5%	48,2%
Wegnahme der Geräte	52,2%	34,9%
Beratung in der Schule	35,5%	22,3%
Technische Regulierungen	31,4%	18,2%
Informationen aus dem Internet	29,9%	22,1%
Bücher, (Medien-)Erziehungsratgeber	15,1%	16,7%
Erziehungs- bzw. Familienberatungsstelle	10,4%	5,1%
Allgemeine Veranstaltungen zum Thema besucht	8,8%	7,5%
Psychologin/Psychologe	8,5%	3,2%
Ärzte (Hausarzt, Psychiater)	6,6%	5,6%
Suchtberatungsstelle	0,9%	1,2%
Stationärer Klinikaufenthalt	0,9%	0,0%
Gesamt N (gew.)	105	160

Nachdem die Familien angegeben hatten, welche Versuche zur Verbesserung der als problematisch empfundenen Situation unternommen worden waren, wurden sie danach befragt, welcher der Versuche zu einer Besserung geführt habe. Die Ergebnisse sind überraschend eindeutig: *Keine* Maßnahme habe zu einer Verbesserung der Situation geführt, so die Angaben aller Befragten aus beiden Problemgruppen. Alle Personen, die bei der Befragung angegeben hatten, es gebe zwar aktuell kein Problem mit der Computer- und Internetnutzung ihres Kindes, es habe diesbezüglich aber früher eine Problematik gegeben (22,8%), sollten ebenfalls alle Maßnahmen benennen, die zu einer Verbesserung geführt hatten. Mit 73,1% am erfolgreichsten waren Gespräche. An zweiter Stelle offensichtlich erfolgreicher Maßnahmen steht die zeitliche Regulierung (42,2%), gefolgt von der Anregung zu Freizeitalternativen, was bei knapp einem Drittel der Befragten zu einer Besserung der Situation führte (32,3%). Nahezu ebenso viele Jugendliche konnten das Problem selbstständig lösen (29,5%).

Funktionalität der Familie

Zum Abschluss des deskriptiven Teils folgt nun die Darstellung ausgewählter Ergebnisse der Auswertung der Familienbögen, mithilfe derer wichtige Dimensionen der Funktionalität einer Familie erfasst werden können. Wie im Methodenteil bereits beschrieben, können mithilfe der Familienbögen die Funktionalität bzw. Dysfunktionalität der Dimensionen Aufgabenerfüllung, Rollenverhalten, Kommunikation, Emotionalität, affektive Beziehungsaufnahme, Kontrolle sowie Werte und Normen bewertet werden. Außerdem kann ein globaler Summenwert, der alle der genannten Dimensionen aggregiert, berechnet werden. T-Werte von 60 und höher signalisieren eine Störung bzw. Dysfunktionalität in der jeweiligen Dimension. Die

Familienbögen können wichtige Hinweise darauf bieten, welche Bereiche einer Familie problematisch sind. In der Folge wird dann in den multivariaten Modellen der Frage nachgegangen, ob diese Bereiche mit der Entwicklung einer problematischen Computer- und Internetnutzung des Jugendlichen bzw. mit der elterlichen Bewertung der Nutzung als problematisch in Verbindung stehen.

Tabelle 15 bietet einen Überblick über die T-Werte, die für die Eltern sowie für die Jugendlichen berechnet wurden. Zunächst lässt sich festhalten, dass Eltern und Jugendliche aus der Problemlos-Gruppe sowohl in allen Einzeldimensionen als auch hinsichtlich ihres Summenwertes durchweg unauffällige Werte unter 60 aufweisen. Von jeweils einer Ausnahme abgesehen, zeigen sich auch bei den Familienbögen der Eltern und Jugendlichen in Gruppe e keine Auffälligkeiten. Lediglich die Dimension „Affektive Beziehungsaufnahme“ (T: 61,4) aus dem Selbsturteil der Eltern sowie die Dimension „Rollenverhalten“ (T: 60,6) aus den Angaben der Jugendlichen dieser Gruppe weisen T-Werte auf, die leicht über dem kritischen Score von 60 liegen und somit auf Dysfunktionalitäten schließen lassen. Diese können laut Manual zu den Familienbögen (vgl. Cierpka & Frevert 1994) im Falle einer dysfunktionalen affektiven Beziehungsaufnahme folgendermaßen aussehen: Empathie fehlt und das Zeigen von Interesse findet ohne jegliches Gefühl statt, Beziehungen sind entweder narzisstisch oder extrem symbiotisch. Jugendliche mit dysfunktionalem Rollenverhalten stimmen nicht mit ihren Eltern in Bezug auf die Rollenerwartungen überein und sind unfähig, sich an neue Rollen im Verlauf des Lebenszyklus anzupassen.

Ein völlig anderes Bild bieten die Auswertungen der Familienbögen in Gruppe w_e_k, in denen Jugendliche zusammengefasst wurden, die sowohl aus wissenschaftlicher Sicht als auch aus der Perspektive der Eltern und aus eigener Perspektive eine problematische Computer- und Internetnutzung aufweisen. Für die Eltern wurden in vier der sieben Dimensionen sowie dem globalen Summenwert Werte ermittelt, die teilweise sehr deutlich über dem kritischen T-Wert von 60 liegen. Insbesondere hinsichtlich der affektiven Beziehungsaufnahme (T: 69,2) weisen die w_e_k-Eltern deutliche Defizite auf. Des Weiteren legen T-Werte von 66,2 für die Dimension „Kommunikation“ und von 64,4 für „Aufgabenerfüllung“ nahe, dass diese Bereiche nur ungenügend funktional ausgebildet sind. Auch der Summenwert von 67,7 spricht eine deutliche Sprache. Laut Cierpka und Frevert (ebd.) bedeutet dies im Falle einer dysfunktionalen Kommunikation, dass Informationen nur mangelhaft zwischen den Familienmitgliedern ausgetauscht werden und die Personen unfähig sind, bei Verwirrung eine Klärung zu erreichen. Dysfunktionale Aufgabenerfüllung äußert sich darin, dass es Probleme bei der Festlegung von (bestimmten) Aufgaben, bei der Erarbeitung von Lösungsmöglichkeiten und bei der Verwirklichung von Veränderungen gibt. Außerdem können bereits kleinere Stresssituationen eine Krise verstärken.

Die Ergebnisse der Familienbögen zeigen bei Jugendlichen der w_e_k-Gruppe sogar in fünf der sieben Dimensionen und zusätzlich beim Summenwert Auffälligkeiten, die auf Dysfunktionalitäten schließen lassen. Hier wurde mit 67,1 im Bereich Rollenverhalten der höchste T-Wert ermittelt, gefolgt von „Kommunikation“ (T: 64,1) und „Aufgabenerfüllung“ (T: 63,5). Die T-Werte für „Affektive Beziehungsaufnahme“ sowie für „Werte und Normen“ liegen ebenfalls im kritischen Bereich, wenn auch nur sehr knapp. Der Summenwert von 65,4 wiederum verweist deutlich auf Dysfunktionalitäten, die aus Sicht der Jugendlichen in ihrer Familie existent sind.

Tabelle 15: Funktionalität der Familie nach Problemgruppen

Eltern	w_e_k	e	Gruppe ohne Problemdefinition
	T-Wert	T-Wert	T-Wert
Aufgabenerfüllung	64,4	58,3	51,5
Rollenverhalten	59,2	53,2	45,6
Kommunikation	66,2	59,4	51,2
Emotionalität	61,7	55,8	50,2
Affektive Beziehungsaufnahme	69,2	61,4	56,1
Kontrolle	55,6	50,4	48,7
Werte und Normen	59,1	53,8	46,4
Summenwert	67,7	58,5	49,1
Gesamt N (gew.)	106	160	1.229
Jugendliche	w_e_k	e	Gruppe ohne Problemdefinition
	T-Wert	T-Wert	T-Wert
Aufgabenerfüllung	63,5	58,4	51,5
Rollenverhalten	67,1	60,6	52,9
Kommunikation	64,1	58,6	51,1
Emotionalität	58,9	53,9	49,8
Affektive Beziehungsaufnahme	60,9	55,3	50,0
Kontrolle	54,7	52,2	48,0
Werte und Normen	60,9	56,0	48,1
Summenwert	65,4	58,6	50,3
Gesamt N (gew.)	106	160	1.229

Basierend auf den Ergebnissen, die die deskriptive Auswertung der quantitativen Daten erbracht hat, wurden zwei binäre logistische Regressionsmodelle konstruiert, deren Ergebnisse im nächsten Abschnitt dargestellt und erläutert werden.

7.3.2.2 Multivariate Modelle

Mithilfe des inferenzstatistischen Instruments der logistischen Regression lassen sich Einflussfaktoren – oder genauer: Risikofaktoren – identifizieren und quantifizieren, welche die Wahrscheinlichkeit erhöhen, zu einer Gruppe zu gehören oder nicht. Der bedeutendste Parameter der logistischen Regression ist das sogenannte „Odds-Ratio“ (OR). Dieses stellt das Verhältnis der Wahrscheinlichkeit, dass ein Ereignis eintritt, zu der Wahrscheinlichkeit, dass es nicht eintritt, dar (entsprechend einem Chancenverhältnis). Bezogen auf die hier zu untersuchende Thematik gibt das Odds-Ratio somit beispielsweise das Verhältnis der Wahrscheinlichkeit, der Gruppe w_e_k anzugehören, zu der Wahrscheinlichkeit, dieser Gruppe nicht anzugehören, an. Ist der Betrag des Odds-Ratio bei nominalskalierten unabhängigen Variablen größer als eins, dann stellt die Existenz des untersuchten Merkmals im Vergleich zur Referenzgruppe ein erhöhtes Risiko dar, in diese Problemgruppe zu fallen (z. B. männliche Jugendliche im Ver-

gleich zu weiblichen). Odds-Ratio-Werte, die kleiner als eins sind, verweisen hingegen auf eine geringere „Gefährdung“ durch das entsprechende Merkmal oder die Eigenschaft. Sind die unabhängigen Variablen metrisch skaliert, verändert sich durch die Erhöhung der Variable um eine Einheit (z. B. Erhöhung der wöchentlichen Nutzungszeit um eine Stunde) entsprechend dem Wert des Odds-Ratios die Wahrscheinlichkeit, zu der untersuchten Gruppe zu gehören.

Eine weitere wichtige Kennzahl der logistischen Regression ist „Nagelkerkes Pseudo R^2 “, das – analog zum multiplen Bestimmtheitsmaß R^2 , welches in der linearen Regression verwendet wird – den Anteil der Varianz in der abhängigen Variable angibt, die durch die verwendeten unabhängigen Variablen aufgeklärt wird (vgl. hierzu z. B. Backhaus et al. 2006).

Binäre logistische Regression: Zugehörigkeit zur Gruppe w_e_k

Im Zuge der deskriptiven Auswertungen zeigten die w_e_k-Gruppe sowie die e-Gruppe bezüglich verschiedener Variablen Auffälligkeiten im Vergleich zur Problemlos-Gruppe. Diese auffälligen Häufungen sowie die Ergebnisse einer Literaturrecherche zum Thema bildeten die Grundlage für die Auswahl der unabhängigen Variablen in den logistischen Regressionen.

Die deskriptiven Auswertungen zur Geschlechterverteilung innerhalb der Problemgruppen lassen einen Einfluss des Geschlechts auf die Computer- und Internetnutzung vermuten. Ein Geschlechtseffekt konnte in vielen Studien nachgewiesen werden (vgl. z. B. Kim et al. 2006; Siomos et al. 2008).⁵⁴ Deskriptiv auffällig war auch die Zeit der täglichen Onlinenutzung, eine Variable, die ebenfalls vielfach untersucht worden ist (vgl. z. B. Khazaal et al. 2008; Mitchell et al. 2009). Allerdings konnte Young (1998) zeigen, dass auch normale Nutzer hohe Nutzungszeiten haben bzw. Probleme damit, ihre Nutzung zu kontrollieren. Diese Nutzer hätten jedoch nicht mit weiteren Beeinträchtigungen zu kämpfen. Zusammenhänge zwischen einer problematischen Mediennutzung und der sozialstrukturellen Position einer Familie wurden schon mehrfach untersucht, so beispielsweise von Davis (2001) oder Hahn und Jerusalem (2001). Die deskriptiven Ergebnisse der vorliegenden Studie legen ebenfalls nahe, sich einen möglichen Zusammenhang genauer anzusehen. Jäger et al. (2008) untersuchten Zusammenhänge zwischen Bindungsstilen und der pathologischen Computerspielnutzung im Kindes- und Jugendalter, Yen et al. (2007) hoben die Bedeutung von Streitigkeiten um die Computer- und Internetnutzung des Jugendlichen hervor. Bei Six et al. (2002) wird u. a. diskutiert, inwieweit die jugendliche Mediennutzung generell von Familienklima, Interaktions- und Kommunikationsprozessen, aber auch von soziostrukturellen Gegebenheiten beeinflusst wird (siehe Kapitel 3.5). Die deskriptiven Auswertungen der Familienbögen bieten auch hierzu Anhaltspunkte, die in den nachfolgenden logistischen Regressionen näher untersucht werden.

⁵⁴ Rumpf et al. (2011) berichten, dass in der Altersgruppe der 14- bis 16-jährigen bzw. 14- bis 24-jährigen mehr Mädchen als Jungen von problematischer Internetnutzung betroffen seien. Die Signifikanzprüfung liegt hierzu allerdings noch nicht vor.

Tabelle 16 weist die unabhängigen Variablen, die entsprechenden Odds-Ratios mit Konfidenzintervall⁵⁵ und Signifikanzniveau⁵⁶ aus, die die Wahrscheinlichkeit im Vergleich zur Problemlos-Gruppe erhöhen (oder verringern) können, dass eine Person der w_e_k-Gruppe zugehörig ist. Unter der Tabelle ist der R²-Wert für die Varianzaufklärung zu finden.

Tabelle 16: Zugehörigkeit zur Gruppe w_e_k

Unabhängige Variablen	OR	Sig.	95 %-Konfidenzintervall	
			Unterer Wert	Oberer Wert
Geschlecht (Referenzkategorie: weiblich)				
Männlich	1,6	n.s.	0,7	3,5
Sozialstatus (Referenzkategorie: Oberschicht)				
Unterschicht	21,2	*	1,7	259,0
Untere Mittelschicht	21,4	*	1,9	236,8
Mittelschicht	4,4	n.s.	0,4	49,4
Obere Mittelschicht	10,2	n.s.	1,0	110,5
Streithäufigkeit (Referenzkategorie: nie/selten Streit wg. Mediennutzung)				
manchmal/häufig/sehr häufig Streit	86,7	***	28,1	266,9
Familienbögen (Referenzkategorie: unauffällig)				
Eltern: affektive Beziehungsaufnahme dysfunktional	2,6	**	1,2	6,0
Jugendliche: Rollenverhalten dysfunktional	3,9	***	1,8	8,7
Metrische Variablen				
Durchschnittliche Nutzung des Internets in h/Tag	1,6	***	1,3	2,0
Durchschnittlicher Zeitaufwand Freunde treffen in h/Tag	0,6	**	0,4	0,9
Durchschnittliche Anzahl Smartphones im Besitz d. Jugendlichen	2,9	**	1,4	6,2

Nagelkerkes Pseudo R²: 0,685

*=p<0,05; **=p<0,01; ***=p≤ 0,001; n.s.=nicht signifikant

Zunächst wird deutlich, dass – entgegen den Erwartungen – der Geschlechtseffekt nicht signifikant wird. Dass männliche Jugendliche eine höhere Wahrscheinlichkeit haben als Mädchen, in der w_e_k-Gruppe zu sein, lässt sich somit statistisch nicht absichern. Wenn ein Jugendlicher in einer Familie aufwächst, die nach dem Statusmessinstrument der Unterschicht zuzuordnen ist, so hat er ein 21-fach höheres Risiko einer dreifachen Problemdefinition als ein Jugendlicher der Oberschicht. Dasselbe gilt für Jugendliche aus der unteren Mittelschicht (OR=21,4). Der größte OR-Wert wurde für die Variable Streithäufigkeit errechnet. So gehören Jugendliche, in deren Familien zumindest manchmal wegen der Mediennutzung gestritten wird, mit einer fast 87-fach höheren Wahrscheinlichkeit zur w_e_k-Gruppe als Jugendliche, bei

55 Die Werte für die Odds-Ratios werden aus den Stichprobendaten geschätzt. Es handelt sich um (die besten) Punktschätzer. Das Konfidenzintervall bezeichnet den Bereich, in dem der entsprechende Parameter in der Grundgesamtheit (hier: Familien in Deutschland mit 14- bis 17-jährigen Kindern) mit 95%iger Sicherheit zu finden ist.

56 Mit dem Konzept der statistischen Signifikanz lässt sich überprüfen, mit welcher Wahrscheinlichkeit der Wert aus der Stichprobe auch in der Grundgesamtheit zu finden ist. Als Konvention hat sich in der sozialwissenschaftlichen Forschung durchgesetzt, dass eine Irrtumswahrscheinlichkeit von 5 % gerade noch akzeptiert wird.

denen die Computer- und Internetnutzung selten oder nie Anlass zu Streit bietet. Wenn die Eltern hinsichtlich ihrer Fähigkeit zur affektiven Beziehungsaufnahme Dysfunktionalitäten aufweisen, haben ihre Kinder ein 2,6-fach erhöhtes Risiko zur w_e_k-Gruppe zu gehören. Demgegenüber erhöht sich die Wahrscheinlichkeit für Jugendliche, eine dreifache Problemdefinition zu erhalten, um das 3,9-Fache, wenn ihr Rollenverhalten dysfunktional ist.

Steigt die tägliche Internetnutzung im Mittel um eine Stunde, so haben diese Jugendlichen ein 1,6-fach erhöhtes Risiko, zu der w_e_k-Gruppe zu zählen – ein überraschend niedriger Wert. Betrachtet man die durchschnittliche Anzahl an Stunden, in denen die befragten Jugendlichen Zeit mit ihren Freunden verbringen, so findet sich mit 0,6 ein OR von unter 1. Das bedeutet, dass Jugendliche, die eine Stunde mehr pro Woche mit ihren Freunden verbringen als andere, ein um 1,7-fach ($1/0,6=1,7$) verringertes Risiko aufweisen, der Gruppe w_e_k zugehörig zu sein. Steigt die mittlere Anzahl an Smartphones um eins an, haben diese Jugendlichen wiederum ein fast dreifach ($OR=2,9$) erhöhtes Risiko, in die betreffende Problemgruppe zu fallen.

Mit einer Varianzaufklärung von 68,5 %, ein für sozialwissenschaftliche Analysen sehr hoher Wert, scheinen in diesem Modell viele wichtige Faktoren enthalten zu sein, die zu einer dreifachen Problemdefinition (Kriterien aus der Suchtforschung/Eltern/Jugendliche) führen.

Binäre logistische Regression: Zugehörigkeit zur Gruppe e

Analog zum vorherigen Abschnitt sind in Tabelle 17 die Kennzahlen einer weiteren logistischen Regression aufgeführt, die verschiedene Einflussfaktoren dahingehend quantifiziert, Teil der Gruppe e zu sein, also der Problemgruppe, die nur dadurch entsteht, dass die Eltern das Mediennutzungsverhalten ihres Kindes als problematisch definieren, obwohl weder der Jugendliche dies so sieht noch die CIUS-Auswertung auf Probleme hinweist. Wie im ersten Modell erfolgt die Auswertung im Vergleich zur Problemlos-Gruppe.

Tabelle 17: Zugehörigkeit zur Gruppe e

Unabhängige Variablen	OR	Sig.	95 %-Konfidenzintervall	
			Unterer Wert	Oberer Wert
Geschlecht (Referenzkategorie: weiblich)				
Männlich	2,3	***	1,5	3,6
Elternsicht: Kind hat Schwierigkeiten mit der Computer-/Internetnutzung aufzuhören (Referenzkategorie nie/selten Schwierigkeiten)				
manchmal/häufig/sehr häufig Schwierigkeiten mit der Nutzung aufzuhören	7,6	***	4,4	13,0
Streithäufigkeit (Referenzkategorie: nie/selten Streit wg. Mediennutzung)				
manchmal/häufig/sehr häufig Streit	7,1	***	4,5	11,0
Medienkompetenz der Eltern (Referenzkategorie: Fühlt sich kompetent)				
Elternteil fühlt sich im Umgang mit Computer und Internet nicht kompetent	2,0	*	1,2	3,1
Metrische Variablen				
Durchschnittliche Nutzung des Internets zu Kommunikationszwecken in h/Tag	1,6	***	1,3	1,9

Nagelkerkes Pseudo R^2 : 0,438

*= $p < 0,05$; **= $p < 0,01$; ***= $p < 0,001$

Männliche Jugendliche haben gegenüber weiblichen ein 2,3-fach so hohes Risiko, Teil der Gruppe e zu sein. Der Effekt ist höchst signifikant. Die Jugendlichen, deren Eltern den Eindruck haben, ihr Kind habe zumindest manchmal Schwierigkeiten, seine Internetnutzungszeit zu kontrollieren, finden sich mit einer um 7,6-fach erhöhten Wahrscheinlichkeit in Gruppe e wieder, was den stärksten Effekt im Modell ausmacht. Ähnlich bedeutsam ist – wie im Modell zur w_e_k-Gruppe – die von den Eltern angegebene Streithäufigkeit. Jugendliche aus Familien, in denen es manchmal bis sehr häufig wegen der jugendlichen Computer- und Internetnutzung zu Streit kommt, haben eine siebenfach so hohe Wahrscheinlichkeit, in der Gruppe e zu sein wie Jugendliche, bei denen zu diesem Thema nie oder selten gestritten wird. Die Tatsache, ob sich ein Elternteil als medienkompetent einschätzt, scheint ebenfalls mit der Bewertung der jugendlichen Mediennutzung in Zusammenhang zu stehen. So haben Jugendliche, deren Eltern sich als nicht kompetent im Umgang mit Computer und Internet empfinden, eine doppelt so hohe Wahrscheinlichkeit, sich in der Gruppe e wiederzufinden als die Jugendlichen, deren Eltern sich für medienkompetent halten. Auch die jugendliche Nutzung des Internets zu Kommunikationszwecken (z. B. Chats, soziale Netzwerke etc.) hat nach diesen Auswertungen einen Effekt. Steigt die Nutzung des Internets zu Kommunikationszwecken im Schnitt um eine Stunde pro Tag an, erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, dass der Jugendliche Teil der Gruppe e ist, um das 1,6-Fache.

Die Varianzaufklärung des zweiten Modells ist mit 43,8% zwar etwas niedriger als im ersten Modell, allerdings ist dies immer noch ein beachtlicher Wert, der ebenfalls auf die Berücksichtigung zentraler erklärender Variablen im Regressionsmodell hinweist. Ein Grund für die geringere Varianzaufklärung könnte jedoch sein, dass die Gruppe e weitaus heterogener ist als die Gruppe w_e_k. Somit gibt es weniger gemeinsame Variablen, die in relevantem Ausmaß dazu beitragen, dass die betreffenden (in verschiedenen Aspekten eher unterschiedlichen) Personen zur Gruppe e gehören.

7.3.3 Zusammenfassung und Fazit

Soziodemografie

Einen typischen w_e_k-Jugendlichen, also einen Befragten, der aus allen drei Perspektiven eine problematische Computer- und Internetnutzung aufweist, könnte man soziodemografisch folgendermaßen charakterisieren: Er ist häufig männlich, wächst in einer sozioökonomisch schwächeren Familie auf und lebt oftmals bei einem alleinerziehenden Elternteil. Er besucht eher eine Haupt- oder Förderschule und gehört dort häufiger zu den schwächeren Schülern. Diese Typisierung und die Eingrenzung auf „Problemfamilien“ greift jedoch auf mehreren Ebenen zu kurz, da – wie gezeigt – auch nicht wenige Gymnasiasten sowie sozioökonomisch bessergestellte Kinder aus kompletten Familien in der problematischsten Gruppe w_e_k zu finden sind. Außerdem zeigt sich in Familien, die mit – in verschiedener Hinsicht – schwierigen Lebensbedingungen konfrontiert sind, generell eine höhere Problembelastung (vgl. hierzu auch die Auswertungen zur Lebenszufriedenheit in Abb. 3). Somit ist es auch nicht überraschend, dass hier Probleme bei der Nutzung und Regulierung des jugendlichen Medienkonsums gehäuft auftreten. Die Jugendlichen aus Gruppe e liegen, was die sozioökonomischen Kennwerte angeht, tendenziell zwischen der Gruppe w_e_k und der Problemlos-Gruppe. Letztere ist sozioökonomisch deutlich bessergestellt, die Kinder streben gehäuft höhere Schulabschlüsse an, die Geschlechterverteilung und der Anteil an alleinerziehenden Eltern entspricht ungefähr dem Bevölkerungsdurchschnitt.

Soziale Isolation

In der öffentlichen Diskussion um „internetsüchtige“ Kinder und Jugendliche wird häufig das Bild eines vereinsamten, blassen Computer-Nerds gezeichnet, der sein trauriges Dasein zwischen Bildschirmen und leeren Pizzaschachteln fristet. Auch wenn dieses Zerrbild in Extremfällen zutreffen mag, die Regel ist es nach den Ergebnissen der vorliegenden Studie nicht. Freunde (real, außerhalb der Schule) zu treffen ist nach Musik hören, Fernsehen und Computerspielen die häufigste Freizeitaktivität der Jugendlichen aus der w_e_k-Gruppe. Das fünftgrößte Zeitbudget außerhalb der Schule wird für „Sport machen“ investiert. Auch die Häufigkeit realer Treffen, telefonischer Kontakte zu Freunden und Kommunikationsaktivitäten mit Freunden über das Internet gleichen sich in den Problemgruppen und der Problemlos-Gruppe und belegen, dass ein problematischer Medienkonsum nicht zwangsläufig mit sozialer Isolation einhergehen muss. Die Tatsache, dass „Kommunizieren“ in allen Gruppen unter den beiden häufigsten Internetaktivitäten zu finden ist, spricht ebenfalls gegen die These der sozialen Isolation exzessiver Internetnutzer. Diese Befunde werden des Weiteren durch die Auswertungen zur Lebenszufriedenheit der Jugendlichen unterstützt: Auch wenn die Befragten der w_e_k-Gruppe in vielen Bereichen eine deutlich geringere Lebenszufriedenheit als die Jugendlichen der Problemlos-Gruppe angeben, scheint dies für den Bereich der Freunde sowie der Freizeit am wenigsten zuzutreffen. Vergleichsweise hohe Anteile (sehr) unzufriedener w_e_k-Jugendlicher in den Bereichen Schule, Selbstbild und auch Familie verweisen jedoch auf eine nicht unbedeutende Belastung in zentralen Lebensbereichen dieser Jugendlichen, auf die später noch einmal Bezug genommen wird.

Nutzungszeiten

Für die Jugendlichen mit einer dreifachen Problemdefinition wurden die höchsten wöchentlichen Internetnutzungszeiten erhoben, in Gruppe e sind diese schon deutlich geringer, in der Problemlos-Gruppe nur noch halb so hoch wie in der Gruppe w_e_k. Diese Reihenfolge gilt auch für die elterliche Internetnutzung in den drei Gruppen. Des Weiteren konnte gezeigt werden, dass die Eltern die Internetnutzung ihrer Kinder in allen Gruppen unterschätzen, in der Gruppe w_e_k fällt die Unterschätzung am deutlichsten aus. Jugendliche aus der e-Gruppe geben auf die Frage, wie viel wöchentliche Internetnutzung sie gerade noch für unproblematisch halten, nicht nur die höchsten Zeiten unter allen Gruppen an, die Diskrepanz zu den Angaben der Eltern auf diese Frage fällt in dieser Gruppe auch am deutlichsten aus. Dies könnte zur Erklärung beitragen, warum die Eltern dieser Jugendlichen eine Problemsicht entwickelt haben, während aus Perspektive der Jugendlichen und aus Perspektive der Wissenschaft hier kein Problem existiert. Spielen und Kommunizieren sind die beiden Internetanwendungen, die in allen Gruppen am häufigsten genutzt werden.

Geräteausstattung

Für die Annahme, dass eine umfangreiche Geräteausstattung hohe Nutzungszeiten und auch eine problematische Internetnutzung nach sich zieht, gibt es in der vorliegenden Befragung deutliche Belege: Die Jugendlichen mit einer dreifachen Problemdefinition sind – obwohl sie häufiger aus Haushalten stammen, denen weniger Geld zur Verfügung steht – durchweg besser mit Geräten (PC, Konsole, Smartphone) ausgestattet als die Jugendlichen der anderen Gruppen. Insbesondere Smartphones, mit denen jederzeit und überall der Zugang zum Internet möglich ist, scheinen bei der Konstituierung der w_e_k-Gruppe bzw. deren Nutzungsverhalten eine wichtige Rolle zu spielen, wie sich auch in den multivariaten Modellen gezeigt hat (s. u.). Hinzu

kommt, dass sich die Jugendlichen aus Gruppe w_e_k häufig weitere Geräte wünschen, während die überwiegende Anzahl der Befragten aus Gruppe e und ein noch höherer Anteil in der Problemlos-Gruppe die eigene Medienausstattung für angemessen hält. Obwohl auch die Eltern aus den Gruppen w_e_k und e die Medienausstattung ihrer Kinder häufig für angemessen halten, gibt es in diesen beiden Gruppen eine relevante Anzahl von Eltern, die sich weniger Medien im Zimmer ihrer Kinder wünschen. Da es in der Regel die Eltern sind, die die Anschaffung von Geräten mitfinanzieren oder zumindest ihr Einverständnis geben, stellt sich die Frage, warum die betreffenden Eltern den für sie unerwünschten Zustand nicht verändern. Dafür könnte es verschiedene Erklärungen geben: Entweder die Eltern können sich gegen ihre Kinder nicht durchsetzen oder sie scheuen die Konflikte, die sich höchstwahrscheinlich einstellen, wenn die bereits vorhandenen Geräte abgeschafft oder reduziert werden sollen. Da überwiegend Mütter befragt wurden, Väter aber oft technikaffiner und somit vermutlich sorgloser sind, was mögliche negative Konsequenzen einer hohen Geräteausstattung betrifft, wäre eine andere Erklärung, dass sich die Eltern untereinander hinsichtlich der angemessenen Geräteausstattung ihres Kindes nicht einig sind.

Regeln

Es wäre plausibel anzunehmen, dass in Familien, in denen es Probleme mit der Computer- und Internetnutzung des Jugendlichen gibt, die jugendliche Mediennutzung durch die Eltern nicht ausreichend reguliert wird. Die Auswertungen der Anzahl existierender medienerzieherischer Regeln bieten ein gegenteiliges Bild: Die meisten Regeln gibt es in Familien, deren Kinder eine dreifache Problemdefinition haben, gefolgt von Familien mit exklusiver Elternproblemsicht. Die Jugendlichen ohne Problemdefinition sehen sich mit der geringsten Anzahl an Regeln konfrontiert. Die Angaben zur Anzahl der Regeln aus Eltern- und Kindersicht gleichen sich in der w_e_k-Gruppe und der Problemlos-Gruppe. In Gruppe e berichten die Eltern im Mittel von einer Regel mehr als ihre Kinder, was einen Hinweis darauf bietet, dass es in diesen Familien Defizite in der Kommunikation der Regeln gibt, was entsprechende Streitigkeiten nach sich ziehen dürfte.

Des Weiteren fällt auf, dass in der w_e_k-Gruppe am häufigsten sogenannte reaktive Regeln (plötzliche Verbote, Gerätewegnahme etc.) eingesetzt werden, die – im Unterschied zu dauerhaften Regeln (Zeitbudgets, Nutzung generell nur zu bestimmten Tageszeiten etc.) – eher in Reaktion auf ein für die Eltern unerwünschtes Mediennutzungsverhalten des Kindes eingesetzt werden und somit für den Jugendlichen weniger kalkulierbar sind. Denkbar wäre, dass die reaktiven Maßnahmen als Reaktion auf die problematische Computer- und Internetnutzung – sozusagen als letztes Mittel – eingesetzt würden. Betrachtet man allerdings den Zeitpunkt des Einsatzes dieser reaktiven Regeln, so zeigt sich, dass diese in den w_e_k-Familien überwiegend seit Beginn der Mediennutzung des Jugendlichen und nicht erst seit dem Aufkommen von Problemen eingesetzt wurden. Dies ist in zweierlei Hinsicht folgenreich und weist auf eine ungünstige Medienerziehung und -begleitung hin: Zum einen fehlen den Eltern drastischere Mittel, um die Mediennutzung ihres Kindes zu begrenzen, wenn es trotz „weicherer“ Maßnahmen zu Problemen kommt. Zum anderen sind im Gegensatz zu reaktiven Maßnahmen dauerhaft geltende Regeln kalkulierbar und strukturiert. Sie bieten langfristig Orientierungspunkte für den Jugendlichen, nach denen er sein Medienhandeln ausrichten kann. In diesem Sinne können dauerhafte, kalkulierbare Regeln als Bestandteil förderlicher Medienerziehung eingeordnet werden, reaktive Regeln hingegen als potenziell kontraproduktiv. Da Eltern und Jugendliche getrennt voneinander befragt wurden, können Aussagen darüber

gemacht werden, ob die Durchsetzung bzw. Einhaltung bestehender medienerzieherischer Regeln überhaupt funktioniert. Auch hier zeigen sich deutliche Auffälligkeiten in der w_e_k-Gruppe: Während in der Problemlos-Gruppe – und mit Abstrichen auch in Gruppe e – eine sehr hohe Übereinstimmung zwischen den Angaben der Eltern und ihrer Kinder bezüglich der Einhaltung der Regeln besteht, geben viele Jugendliche der w_e_k-Gruppe an, die aufgestellten Regeln nicht einzuhalten, während ihre Eltern dies offenbar nicht immer mitbekommen. Insbesondere betrifft dies die zeitlichen Vorgaben und das Verbot von als problematisch bewerteten Medieninhalten. Auch dies verweist auf deutliche Defizite der Eltern in dieser Gruppe, die Mediennutzung ihrer Kinder angemessen beurteilen und in der Folge regulieren zu können. Es könnte aber auch sein, dass die Jugendlichen, die die aufgestellten Regeln nicht einhalten, dies schlichtweg nicht (mehr) können, da ihre Mediennutzung pathologische Züge angenommen hat. Dann würde der Drang oder eben die Sucht, Computer und Internet nutzen zu müssen, dazu führen, dass die Jugendlichen ihre Nutzung verheimlichen und trotz zu erwartender negativer Konsequenzen (Streit mit den Eltern bei Entdeckung, schlechtes Gewissen) unvermindert fortsetzen.

Probleme durch Computer- und Internetnutzung

Worin konkret die Probleme bezüglich der Computer- und Internetnutzung der Jugendlichen bestehen, wurde ebenfalls detailliert erfragt. Häufig wird dies auf die reinen (als übermäßig empfundenen) Nutzungszeiten reduziert. Generell ist die Problembelastung aus Elternsicht in verschiedenen Bereichen (Nutzungszeit, problematische Inhalte, juristische Folgen, gefährliche Internetkontakte) in der w_e_k-Gruppe am höchsten, in der Gruppe e schon weitaus geringer und in der Problemlos-Gruppe sehr gering. In der vorliegenden Untersuchung geben die Eltern der Jugendlichen in den beiden Problemgruppen am häufigsten an, ihr Kind habe Schwierigkeiten bezüglich der zeitlichen Regulierung seiner Nutzung. Ähnlich häufig wird aber auch beklagt, es gebe Schwierigkeiten durch die zu hohe Bedeutung des Computers bzw. des Internets für das Kind. Auch von der Vernachlässigung schulischer Verpflichtungen berichten die Eltern der Jugendlichen in beiden Problemgruppen, wobei unklar bleibt, ob diese Schwierigkeiten eine Folge der Nutzung sind oder schon vorher bestanden haben und der damit verbundene Stress von den Jugendlichen im Sinne einer maladaptiven Copingstrategie durch die Computer- und Internetnutzung kompensiert wurde. Außerdem ist anzumerken, dass ein schulischer Leistungsabfall in der Pubertät nicht ungewöhnlich ist und viele Gründe haben kann (vgl. z. B. Fend 1990; Schenk-Danzinger 1988). Möglicherweise führen die Eltern dies fälschlicherweise vorschnell auf die jugendliche Mediennutzung zurück, die sich in dieser Lebensphase ebenfalls stark verändern kann. Zudem berichten die Eltern aller Gruppen (auch der Problemlos-Gruppe) von häufigen Schwierigkeiten ihrer Kinder, mit der Computernutzung aufzuhören, allerdings trifft dies in der w_e_k-Gruppe auf so gut wie alle Eltern zu. Streitigkeiten wegen der Mediennutzung sind ebenfalls vor allem in der w_e_k-Gruppe, aber auch der e-Gruppe häufiger der Fall als in der Problemlos-Gruppe. Die Streithäufigkeit erwies sich auch in den multivariaten Auswertungen als sehr wichtige Variable, die Zugehörigkeit zu einer der beiden Problemgruppen zu erklären. Neben dem „Nicht-aufhören-Können“ und den damit verbundenen Konflikten ist auch die Beobachtung, wie häufig ein Jugendlicher Mahlzeiten vor dem Computer einnimmt, für die Eltern viel einfacher beobachtbar als herauszufinden, was der Jugendliche da eigentlich am Computer macht: Spielt er? Lernt oder recherchiert er? Kommuniziert er mit seinen Freunden? Bildet er sich weiter? Ist er kreativ? Wenn die Eltern die Internetnutzung des Jugendlichen aus Desinteresse oder Unwissenheit über die konkreten

Inhalte der Internetaktivitäten pauschal abwerten, könnte das den Widerstand der Jugendlichen hervorrufen und von den Eltern als problematische oder süchtige Internetnutzung (fehl-)interpretiert werden, was wiederum den Streit verschärfen dürfte, da sich der Jugendliche noch unverständener und zudem ungerecht behandelt fühlt.

Medienkompetenz der Eltern

Neben Regeln und deren Durchsetzung spielt auch die Medienkompetenz der Eltern eine wichtige Rolle bei der Medienerziehung der Kinder (vgl. Six et al. 2002). Die überwiegende Anzahl der Eltern in allen drei Gruppen ist der Ansicht, ihr Kind kenne sich besser mit Computer und Internet aus als sie selbst, was nicht weiter verwunderlich ist, da heute 14- bis 17-jährige Jugendliche mit dem Medium Internet aufgewachsen sind, während die meisten Eltern den Umgang damit (wenn überhaupt) erst später lernen mussten. Auch im Allgemeinen fühlen sich viele Eltern im Umgang mit Computer und Internet nicht kompetent. Dies trifft vor allem auf Eltern aus der w_e_k-Gruppe zu. Diese geben ebenso wie die Eltern mit exklusiver Problemsicht auch deutlich häufiger an, sich bei der Medienerziehung unsicherer zu fühlen als in anderen Erziehungsbereichen. Die mangelnde Medienkompetenz der Eltern in den beiden Problemgruppen könnte mitverantwortlich für den tatsächlich oder empfundenen problematischen Umgang ihrer Kinder mit Computer und Internet sein. Interessanterweise gibt es in allen drei Gruppen bedeutende Anteile von Eltern, die sich bei der Medienerziehung Unterstützung durch öffentliche Stellen wie zum Beispiel Schulen oder Beratungsstellen wünschen. Daran anschließend ist ein Blick auf die Maßnahmen interessant, die ergriffen wurden, um eine Besserung der Problematik herbeizuführen. Fast alle Eltern der w_e_k- sowie der e-Gruppe haben versucht, durch Gespräche mit ihrem Kind dessen Mediennutzung zu verändern. Auch zeitliche Regulierungen, Verbote oder das Vorschlagen alternativer Freizeitmöglichkeiten wurden häufig eingesetzt. Rat und Unterstützung bei öffentlichen Stellen wurde hingegen vergleichsweise selten gesucht, obwohl, wie eben beschrieben, durchaus ein Wunsch danach besteht. Möglicherweise wussten die Eltern nicht, wohin sie sich wenden können, oder sie gingen davon aus, dass derartige Beratungsangebote überhaupt nicht existieren. Denkbar wäre auch, dass sie die Aufgabe der Medienerziehung nicht annehmen wollen und/oder es ihnen zu aufwändig war, sich über (externe) Hilfe- und Beratungsangebote zu informieren.

Allerdings führte laut Aussage der Eltern *keiner* dieser Versuche zu einer Besserung der Situation. Die Eltern, die angegeben hatten, es habe in der Vergangenheit einmal ein Problem mit der Mediennutzung ihres Kindes bestanden, geben am häufigsten an, Gespräche sowie zeitliche Regulierungen hätten zu einer Besserung geführt.

Funktionalität der Familie

Wie in Kapitel 3.2 bereits erwähnt, steht die Funktionalität der Familie in Zusammenhang mit der Mediennutzung der Jugendlichen. Die über die Familienbögen erfasste Funktionalität weist nach Auswertung der Angaben der Eltern von w_e_k-Jugendlichen in nahezu allen Dimensionen Auffälligkeiten auf, die auf Dysfunktionalitäten schließen lassen. Insbesondere betrifft dies die affektive Beziehungsaufnahme und die Kommunikation. Eine dysfunktionale affektive Beziehungsaufnahme kann laut Cierpka und Frevert (1994) zur Folge haben, dass es unter den Familienmitgliedern an Empathie fehlt. Außerdem zeigen die Familienmitglieder Unsicherheit und einen Mangel an Autonomie. Die Beziehungen sind entweder narzisstisch oder extrem symbiotisch. Gerade der Umgang mit der wachsenden Autonomie im Jugendalter,

die neue Freiheiten, aber auch neue Herausforderungen für den Jugendlichen mit sich bringt, ist eine zentrale Entwicklungsaufgabe (vgl. Kapitel 3.1). Wenn dem Jugendlichen dies aufgrund von Dysfunktionalitäten in der Familie erschwert wird oder gerade diese Veränderungen familiäre Unstimmigkeiten hervorrufen, kann sich dies auf die Art der Mediennutzung auswirken und Schwierigkeiten mit sich bringen, die Mediennutzung bzw. den Umgang mit den medienerzieherischen Regeln der Eltern angemessen auszugestalten. So wäre in erster Linie nicht das Medium Internet mit seinen verschiedenartigen attraktiven Angeboten Ursache einer problematischen Mediennutzung, sondern die altersspezifischen Anforderungen und das familiäre Umfeld, welches es dem Jugendlichen erschwert, die eben skizzierten Entwicklungsaufgaben zu bewältigen.

Dysfunktionalitäten in der Kommunikation innerhalb einer Familie zeichnen sich u. a. dadurch aus, dass der Informationsaustausch unter den Familienmitgliedern nur mangelhaft gelingt. Außerdem – so Cierpka und Frevert (ebd.) – ist dann die Verständigung innerhalb der Familie ungenügend, verschoben oder verdeckt, Verwirrungen können nicht geklärt werden. Wie die affektive Beziehungsaufnahme hat auch dieser medienunabhängige Faktor Einfluss auf die Mediennutzung des Kindes. So können sich Dysfunktionalitäten, die im Bereich der Kommunikation in einer Familie bestehen, negativ auf den Umgang mit der exzessiven Mediennutzung des Kindes auswirken.

Die Eltern der Jugendlichen in Gruppe e weisen lediglich Defizite bei der affektiven Beziehungsaufnahme auf. Die Eltern der Jugendlichen, die keine Problemdefinition erhalten haben, zeigen ebenso wie ihre Kinder in den Familienbögen durchweg unauffällige Werte. Bei den Jugendlichen der w_e_k-Gruppe liegen die deutlichsten Dysfunktionalitäten im Bereich Rollenverhalten und dem schon näher erläuterten Bereich der Kommunikation. Das dysfunktionale Rollenverhalten äußert sich nicht nur darin, dass eine mangelnde Übereinstimmung in Bezug auf die Rollenerwartungen besteht, sondern zusätzlich darin, dass die Personen unfähig sind, sich überhaupt an neue Rollen anzupassen. Dysfunktionalitäten im Bereich der Annahme und Ausgestaltung neuer Rollen, einer weiteren zentralen Entwicklungsaufgabe in der Adoleszenz, können nicht nur die Beziehungsqualität in der Familie belasten, sondern ebenfalls in einer problematischen Mediennutzung Ausdruck finden. In diesem Fall wären wiederum nicht das Medium und die Mediennutzung das Problem, sondern eine dahinter liegende Problematik in der Familie, die unterschiedliche problematische Verhaltensweisen begünstigen kann, so eben auch eine inadäquate Mediennutzung.

Einflussfaktoren

In zwei binären logistischen Regressionen wurden die Einflussfaktoren, zur Gruppe der Jugendlichen mit dreifacher Problemdefinition bzw. zur Gruppe e zu gehören, bestimmt und quantifiziert. Beide Modelle erbrachten hohe Anteile an aufgeklärter Varianz. Bezüglich der Zugehörigkeit zur Gruppe w_e_k erwies sich die Streithäufigkeit als bedeutsamster Einflussfaktor. Wird viel wegen der Mediennutzung des Jugendlichen gestritten, erhöht sich die Wahrscheinlichkeit stark, in die Gruppe mit dreifacher Problemdefinition zu fallen. Mithilfe von Regressionen können immer nur Zusammenhänge zwischen Variablen beschrieben werden, über die Kausalität bzw. die Wirkrichtung kann man (statistisch) zunächst keine Aussagen machen. Diese müssen theoretisch abgeleitet werden. Zwar wurde explizit abgefragt, ob wegen der Mediennutzung gestritten wird, allerdings ist es ebenfalls möglich, dass z. B. in den vielfäl-

tig belasteten w_e_k-Familien generell mehr gestritten wird und die jugendliche Mediennutzung in einem ohnehin angespannten Familienklima nur einen weiteren Anlass bildet, Streitigkeiten auszutragen.

Auch Kinder sozioökonomisch schlechtergestellter Familien haben eine erhöhte Wahrscheinlichkeit, sich in der w_e_k-Gruppe zu befinden. Weitere Faktoren, die in diese Richtung wirken, sind ein dysfunktionales Rollenverhalten des Jugendlichen sowie die Anzahl der Smartphones, die der Jugendliche besitzt.

Die Wahrscheinlichkeit, zur Gruppe e zu gehören, erhöhte sich für Jugendliche, die – aus Elternsicht – häufiger Schwierigkeiten haben, mit der Computer- und Internetnutzung aufzuhören, häufiger streiten, männlichen Geschlechts sind und deren Eltern sich im Umgang mit Computer- und Internet nicht kompetent fühlen.

Fazit

Resümierend lässt sich festhalten, dass die Jugendlichen, die laut CIUS eine pathologische Internetnutzung aufweisen, deren Eltern die Nutzung als problematisch wahrnehmen und die auch eine eigene Problemeinsicht entwickelt haben, allem Anschein nach tatsächlich die problematischste Gruppe in der Stichprobe bilden. Sie sind vielfältig belastet, haben hohe Nutzungszeiten, erfahren Schwierigkeiten zum Beispiel in der Schule, aber auch in anderen Lebensbereichen und wachsen in einem Umfeld auf, welches für sich genommen für ungünstige Lebensbedingungen sorgt, sei es materiell, aber auch psychisch-emotional. Diese Jugendlichen nur dabei zu unterstützen, einen angemesseneren Umgang mit ihrer Mediennutzung zu finden, würde das Problem nicht lösen. In vielen Fällen könnte der dysfunktionale Computer- und Internetgebrauch lediglich Ausdruck einer Bewältigungsstrategie für die vielfältigen Probleme sein, mit denen sie konfrontiert sind. Wenn nicht deren Familie bzw. Lebensumstände insgesamt als Problemkontext aufgefasst werden und in einem umfassenderen Rahmen unter Einbeziehung der Eltern Verbesserungen bzw. zumindest Veränderungen herbeigeführt werden, dürften Versuche, die Mediennutzung zu beeinflussen, erfolglos bleiben. Außerdem besteht dann die Gefahr, dass sich die Jugendlichen andere, möglicherweise noch schädlichere Strategien suchen, um mit ihren Belastungen fertig zu werden.

Anders könnte die Situation im Fall der Jugendlichen gelagert sein, deren Eltern die Computer- und Internetnutzung ihres Kindes als problematisch wahrnehmen, bei denen es aber aus Sicht der Suchtforschung und aus Sicht des Jugendlichen keine Hinweise für eine Problematik gibt. Zwar unterscheiden sich auch diese Jugendlichen in Bezug auf einige Indikatoren, die auf dysfunktionalen Computer- und Internetgebrauch schließen lassen, von der Problemlos-Gruppe. In anderen Bereichen wiederum ähneln sie eher den Jugendlichen mit unproblematischer Nutzung als den w_e_k-Jugendlichen. Hierfür könnte es verschiedene Gründe geben, da die Gruppe e heterogener zu sein scheint als die beiden anderen. In der Gruppe e könnten also Jugendliche vertreten sein, die sich auf dem Kontinuum von unproblematischer bis pathologischer Mediennutzung an der Schwelle zu einer manifesten Problematik befinden. Dies wird von den Eltern bemerkt, bei den Jugendlichen fehlt aber noch die Problemeinsicht und der Grad der Problematik ist noch nicht so schwer, dass dies über die CIUS zu messen wäre. Dies dürfte aber eher auf einen kleineren Teil der Jugendlichen in Gruppe e zutreffen. Andere Personen in Gruppe e könnten Kinder überbesorgter Eltern sein, die (in ihren Augen negative)

Veränderungen im Leben und Verhalten ihrer Kinder bemerken und für diese Veränderungen pauschal die jugendliche Mediennutzung verantwortlich machen. Gleichzeitig hegen sie unspezifische Ressentiments gegenüber (digitalen) Medien, kennen sich weder mit Inhalten noch mit der technischen Seite ausreichend aus und fühlen sich mit der Medienerziehung entweder überfordert oder würden die Verantwortung dafür lieber an externe Stellen abgeben. Durch die ablehnende Haltung gegenüber der Mediennutzung, gepaart mit möglicherweise mangelndem Interesse dafür, was ihre Kinder da eigentlich genau machen, werden Konflikte geschürt, die diese Eltern in ihrer Problemsicht bestärken können.

Die Zusammenführung der Ergebnisse aus der quantitativen Erhebung mit den Ergebnissen der anderen Module im Zuge der Triangulation in Kapitel 8.1 „Integrative Analyse“ kann weiteren Aufschluss über die Bewertung der Computer- und Internetnutzung der Jugendlichen in den hier vorgestellten Problemgruppen bieten.

7.4 Limitationen der Studie

Moritz Rosenkranz, Christiane Schwinge, Lutz Wartberg und Lena Hirschhäuser

An dieser Stelle sollen potenzielle methodische Limitationen der vorliegenden Studie kurz skizziert werden.

Experteninterviews

Die Aussagen der befragten Experten zu Jugendlichen mit einer problematischen Computer- und Internetnutzung beziehen sich offenkundig nur auf solche Jugendliche, die auch professionelle Beratung aufsuchen. In Studien über die Zugangsbarrieren beispielsweise zum Suchthilfesystem (vgl. Gaitanides 1998; Penka et al. 2003) konnte gezeigt werden, dass die Inanspruchnahme des öffentlichen Hilfesystems mit soziostrukturellen Variablen wie Ethnie oder Schichtzugehörigkeit korreliert: Derartige Beratungskontexte sind tendenziell ethnozentrisch und mittelschichtorientiert. Auch die in der vorliegenden Studie befragten Experten berichteten häufiger über eine Klientel aus höheren sozialen Schichten. So ist anzunehmen, dass sich die Aussagen der Experten über ihre Beratungserfahrungen bei exzessiver Mediennutzung vorrangig auf Klienten beziehen, die aus soziostrukturell bessergestellten Familien stammen.

Ein grundsätzliches methodisches Problem bei Experteninterviews besteht darüber hinaus darin, dass das Wissen der Befragten und ihre Aussagen besonders in pädagogisch-therapeutischen Kontexten häufig sogenanntes „Deutungswissen“ ist (Meuser & Nagel 2009). Der interpretative Charakter dieser Informationen kann durch die Interpretation der auswertenden Forscher weiter potenziert werden, was sich nicht vermeiden lässt, aber bei der Einordnung der Informationen mitbedacht werden sollte. Um diesbezüglichen Einschränkungen entgegenzuwirken, wurden die Interviews im Sinne der Intercoderreliabilität (vgl. Mayring 2003, S. 111) jeweils von zwei Projektmitarbeitern ausgewertet. Außerdem wurde versucht, auf allen Ebenen des Forschungsprozesses die „intersubjektive Nachvollziehbarkeit“ (vgl. Steinke 2007, S. 324) zu sichern. Zusätzlich konnten durch den Triangulationsprozess in der integrativen Analyse einige Expertenaussagen reflektiert und erneut bewertet werden.

Gruppendiskussionen

Die Rekrutierung der Eltern-Kind-Dyaden für die Gruppendiskussionen gestaltete sich vergleichsweise schwierig bzw. langwierig. Zudem wurden in Bezug auf den soziodemografischen Hintergrund, insbesondere die Schichtzugehörigkeit und den Bildungshintergrund betreffend, relativ homogene Familien erreicht. Letzteres sollte mit der breiten Streuung der Ausschreibungen umgangen werden⁵⁷, wenngleich es sich bei der fehlenden Zugänglichkeit zu bestimmten Gruppen um ein bekanntes Problem in der qualitativen Sozialforschung handelt (vgl. Merrens 2007). Die Ergebnisse des Forschungsmoduls Gruppendiskussionen sind dementsprechend auf Familien mit höherem sozioökonomischen Hintergrund zu beziehen.

Die Gruppendiskussionen und deren Auswertung nach der dokumentarischen Methode erwiesen sich als bedingt ertragreich. Verliefen die Gruppendiskussionen in beiden Elterngruppen aus methodologischer Perspektive wie intendiert, erwies sich die Methode in den Jugendlichengruppen als wenig ergiebig. So kamen die Jugendlichen in beiden Gruppen so gut wie gar nicht von alleine miteinander ins Gespräch, weswegen die Diskussionsleitung sehr präsent war und viele Fragen stellen musste, was in Anbetracht der Erhebungsmethode und des Auswertungsverfahrens als suboptimal zu bewerten ist. Auch der eingangs gewählte Videoimpuls sowie eine niedrigschwellige Einstiegsfrage zum medialen Alltag konnten die Jugendlichen nicht zur Diskussion animieren. Weil die Jugendlichen teils sehr zurückhaltend und knapp geantwortet haben, wurde letztlich entschieden, diese Daten nicht mit der dokumentarischen Methode auszuwerten. Ein Grund für die verhaltene Diskussionsbereitschaft stellt rückwirkend betrachtet das für die gewählte Methode (zu) junge Alter der teilnehmenden Jugendlichen dar. Ferner kann davon ausgegangen werden, dass bei einem Teil der Jugendlichen der von ihnen explizit geäußerte Unmut darüber, dass ihre Eltern sie bei einer Veranstaltung zu dieser Thematik angemeldet haben, zu einer entsprechenden Zurückhaltung geführt hat.

Quantitative Erhebung

Die grundlegende Schwäche standardisierter quantitativer Erhebungen, dass die Interviewten nur auf Fragen antworten können, die ihnen auch gestellt werden, selbst wenn sie anderes wichtiger fänden, verliert in der vorliegenden Untersuchung durch die offenere Struktur der qualitativen Teile an Bedeutung. Auch die Berücksichtigung der Ergebnisse der qualitativen Module bei der Konstruktion der quantitativen Erhebungsinstrumente sollte dazu beigetragen haben, dass nahezu alle wichtigen Themenbereiche angesprochen wurden.

Eine mögliche Verzerrung der Stichprobenauswahl, jenseits der Quotierungsvorgaben, könnte dadurch entstanden sein, dass sich eher Familien zur Teilnahme an der Befragung bereit erklären, die entweder ein erhöhtes Interesse an medienbezogenen Fragestellungen haben, oder aber häufiger Familien teilnehmen, in denen bereits Probleme mit der jugendlichen Computer- und Internetnutzung auftreten. Der erste Einwand lässt sich kaum kontrollieren, dieses Problem kann bei Befragungen zu so gut wie allen Themen auftreten. Wer sich für ein Thema besonders interessiert, ist evtl. auch eher bereit, sich dazu befragen zu lassen. Es bleibt festzuhalten, dass die meisten Befragten einem Pool von Personen angehören, die grundsätzlich

⁵⁷ Neben der Verteilung der Ausschreibung in unterschiedlichsten Institutionen und Organisationen wurden auch gezielt Gatekeeper unterschiedlicher Institutionen einbezogen, um entsprechende Familien direkt anzusprechen und somit die Teilnahme an einer Gruppendiskussion so niedrigschwellig wie möglich zu gestalten (vgl. hierzu auch Merrens 2007).

bereit sind, an Meinungsforschungsbefragungen zu unterschiedlichsten Themen teilzunehmen. Man kann also davon ausgehen, dass mögliche Ausfälle themenunabhängig und somit tendenziell zufällig sind. Zu hinterfragen bleibt jedoch, ob sich in der Gruppe der Personen, die eine Teilnahme an Befragungen grundsätzlich ablehnen, nicht doch bestimmte Bevölkerungs- bzw. Problemgruppen befinden, die generell durch einen Befragtenpool nicht oder zumindest nicht ausreichend erfasst werden.

Um dem zweiten Einwand, dem vorrangigen Erreichen problembelasteter Familien, zu begegnen, wurden die Kontaktaufnahme sowie der Einleitungstext möglichst neutral gehalten. Es wurde ein allgemeines Interesse an der Freizeit und Mediennutzung des Kindes angekündigt. Dass es im Besonderen um Probleme mit der Mediennutzung ging, erfuhren die Befragten erst im Verlauf des Interviews. Insofern sind hier keine gravierenden Verzerrungen zu erwarten.

Abschließend soll noch die Operationalisierung der Problemgruppen kritisch hinterfragt werden. Es stellt sich die Frage, was die Befragten mit der Aussage, die Computer- und Internetnutzung ihres Kindes (bzw. bei den Jugendlichen die eigene) sei problematisch, meinen. Sind die von verschiedenen Personen subjektiv wahrgenommenen Problemgrade wirklich miteinander vergleichbar? Man könnte sagen: Sie müssen es nicht sein. Ein zentraler Ansatz ist in dieser Studie nun gerade, die subjektive Sicht der Eltern sowie der Jugendlichen anzuerkennen und zu untersuchen. Wenn eine Person ein Verhalten als problematisch wahrnimmt, dann ist es für diese als Problem definiert und die beteiligten Personen richten ihre Kommunikation und ihr Handeln an dieser Wertung aus, unabhängig davon, ob Kinder und Eltern sich in ihrer Einschätzung einig sind oder ob ein wissenschaftliches Instrument ebenfalls eine Problematik diagnostizieren würde. Insofern könnte man im Sinne der sozialen Konstruktion von Wirklichkeit plakativ konstatieren: Wenn ein Problem definiert wurde, dann gibt es auch ein Problem (siehe hierzu auch Thomas 1965).

Auch der Einsatz des Messinstruments für pathologische Internetnutzung spielte bei der Konstruktion der Problemgruppen eine wichtige Rolle. Es standen verschiedene Instrumente zur Auswahl. In der vorliegenden Studie wurde entsprechend der Empfehlung der wissenschaftlichen Expertise von Petersen und Thomasius (2010^a) bei den Jugendlichen die „Compulsive Internet Use Scale“ (CIUS, Meerkerk et al. 2009) als Selbstbeurteilungsverfahren zur Einschätzung des Internetgebrauchs und eines möglichen pathologischen Internetgebrauchs eingesetzt. Alternativ liegen als deutschsprachige Instrumente die Internetsuchtskala (ISS-20, Meixner 2010) und die Skala zum Onlinesuchtverhalten (OSV-S, Wölfling et al. 2010) vor, die allerdings im Gegensatz zur CIUS weniger ökonomisch ausfallen und bislang international nicht eingesetzt wurden. Als mögliche relevante Einflussfaktoren auf die Befunde der CIUS sind wie bei allen psychologischen Fragebogenverfahren Aspekte zu berücksichtigen, die das Antwortverhalten von Personen beeinflussen können. Neben Problemen, die im Instrument selbst begründet liegen können (Verständnisprobleme durch den Instruktionstext oder durch die Formulierung einzelner Items), sind vor allem sogenannte „negative Antworttendenzen“ (Raab-Steiner & Benesch 2010) bei Fragebögen nicht vollständig auszuschließen. Dabei unterscheiden Raab-Steiner und Benesch (ebd.) allgemein für Fragebogenverfahren zwischen „absichtlicher Verfälschung“ der Antworten (sog. „*Faking Good*“ vs. „*Faking Bad*“), „sozialer Erwünschtheit“ (Tendenz in eine Richtung zu antworten, die nach Meinung der Person einer sozialen Norm entspricht), „Akquieszenz“ (Tendenz, Items unabhängig vom Inhalt eher

zustimmend zu beantworten) oder der „Bevorzugung von extremen, unbestimmten oder besonders platzierten Antwortkategorien“. Bisher gibt es keinerlei Hinweise darauf, dass die CIUS besonders anfällig für derartige Antworttendenzen ist, allerdings stehen wie für die meisten psychologischen Fragebogenverfahren empirische Überprüfungen zu dieser Fragestellung aus. Bei den drei vorliegenden deutschsprachigen Instrumenten (CIUS, ISS-20, OSV-S) fehlen aktuell noch Normierungsstudien, die eine gesicherte Einordnung der Befunde (z. B. durch die Festlegung von Cut-off-Werten für pathologischen Gebrauch, aber auch zur Definition einer durchschnittlichen „unbedenklichen“ Nutzung) empirisch fundiert ermöglichen würden.

Eine letzte methodische Einschränkung bezieht sich auf die interne Konsistenz der Skalen „Affektive Beziehungsaufnahme“, „Kontrolle“ und „Aufgabenerfüllung“ aus den Familienbögen. Wie in Kapitel 6.3.1.2 bereits erwähnt, weisen diese Skalen verhältnismäßig geringe Cronbachs- α -Koeffizienten von $<.50$ auf. Da damit ein Hinweis auf eine unbefriedigende Reliabilität dieser Skalen gegeben ist, sollten die Ergebnisse und Befunde dieser Skalen mit Bedacht und eher zurückhaltend interpretiert werden.

VIII.

Diskussion und Interpretation

Lena Hirschhäuser, Moritz Rosenkranz und Rudolf Kammerl

In diesem Kapitel werden zunächst die Ergebnisse aus den Gruppendiskussionen, den Experteninterviews und der quantitativen Befragung aufeinander bezogen. Damit wird der Versuch unternommen, mithilfe der unterschiedlichen Blickwinkel die Heterogenität des Feldes exzessiver bis pathologischer Internetnutzung in Familien umfassend zu beschreiben.

Im zweiten Abschnitt des Kapitels werden die Ergebnisse aus erziehungswissenschaftlicher Perspektive eingeordnet und diskutiert.

8.1 Integrative Analyse der zentralen Ergebnisse

In der integrativen Analyse sollen die verschiedenen Perspektiven der Forschungsmethoden auf den Gegenstand exzessive bis pathologische Internet- und Computernutzung ergänzend und erklärend aufeinander bezogen werden. Divergenzen können diskutiert, zentrale Erkenntnisse ausdifferenziert und die Geltungsreichweite der qualitativen Ergebnisse auf Grundlage der Triangulation neu diskutiert werden (vgl. Flick 2011).⁵⁸ Ziel der integrativen Analyse ist aber nicht die Validierung der Ergebnisse aus den verschiedenen Forschungsmodulen – die Ergebnisse bleiben stets in den jeweiligen Erhebungskontext eingebunden.

Die zentralen Ergebnisse aus den drei Modulen lassen sich in sechs Themengruppen unterteilen. Diese sind die Problemwahrnehmung in den Familien, die Familienkonstellation, der Bereich der Medienerziehung sowie generationsspezifische Wahrnehmungen digital-interaktiver Medien, die Ergebnisse zur sozialen Isolation der betroffenen Jugendlichen, typische Beziehungskonstellationen zwischen Eltern und Jugendlichen und schließlich die in den Familien angewandten Lösungsversuche.

I. Die Wahrnehmung von exzessiver oder suchartiger Computer- und Internetnutzung in den Familien evoziert Probleme und Konflikte

Setzt man die Ergebnisse aus den drei Forschungsmodulen in Bezug zueinander, zeigt sich, dass die Debatte um pathologische Internetnutzung nur einen Teilbereich medienbezogener Probleme in Familien erfasst. Auch ohne eine pathologische Nutzungsweise, sogar ohne eine

⁵⁸ Bei der Triangulation muss stets hinterfragt werden, inwiefern es sich in den Erhebungen tatsächlich um die gleichen Forschungsgegenstände handelt (vgl. Kelle 2008). In dem Forschungsprojekt EXIF wird dieser Aspekt nicht als Gefahr gesehen, sondern als aufschlussreiches Element. Gerade durch die verschiedenen Perspektiven auf den Forschungsgegenstand kann dessen Komplexität sichtbar werden. Die Triangulation gelingt gerade durch die Beschreibung der unterschiedlichen Perspektiven.

überdurchschnittliche Computer- und Internetnutzung des Kindes können hierüber Konflikte und Streitigkeiten entstehen. Dabei reicht die exklusive Wahrnehmung einer exzessiven Nutzungsweise durch die Eltern aus, um ähnliche Streitigkeiten zu generieren, wie sie Folge einer pathologischen Nutzung sind. Anhand der quantitativen Ergebnisse konnte ermittelt werden, dass sich die Probleme in verschiedenen Bereichen potenzieren, je schwerwiegender die exzessive Computer- und Internetnutzung einzuschätzen ist. Die Jugendlichen aus der w_e_k-Gruppe weisen in allen Lebensbereichen mehr Probleme auf als die Heranwachsenden aus den anderen Gruppen.

Durch die repräsentative Befragung wird deutlich, dass eine Problemwahrnehmung der Eltern eng mit der Häufigkeit von Streitigkeiten in den Familien verknüpft ist. In den Experteninterviews wird geschildert, dass die Konflikte über die Computer- und Internetnutzung nicht auf diese Thematik beschränkt bleiben, sondern auf andere Lebensbereiche übergreifen und sich ausweiten. Die ausufernden Konflikte belasten das Familienklima auch ohne eine pathologische Nutzungsweise des Jugendlichen stark. Neben dem Vernachlässigen von häuslichen Aufgaben, Freundschaften oder alternativen Freizeitbeschäftigungen spielt insbesondere die Vernachlässigung schulischer Verpflichtungen eine Rolle. Eine Verschlechterung in der Schule ist für Eltern ein Indikator für einen problematischen Medienkonsum. Das heißt auch, dass dann die Mediennutzung von den Eltern als Ursache für sinkende schulische Leistungen und andere Probleme gesehen wird. Tatsächlich zeigen Jugendliche mit gravierenden Problemen in ihrer Computer- und Internetnutzung deutlich schlechtere Schulleistungen und gehen eher auf Haupt- bzw. Förderschulen.

In den qualitativen Modulen zeigt sich, dass Eltern eine medienzentrierte Sichtweise auf Probleme mit der exzessiven Mediennutzung haben. Dies hat für den familialen Umgang mit exzessiver Computer- und Internetnutzung weitreichende Folgen. Denn die Art der Nutzung sei immer nur ein Symptom, so die Experten. Durch die medienzentrierte Sichtweise der Eltern bleiben andere Faktoren, die zu einer exzessiven oder pathologischen Computer- und Internetnutzung führen können, im familiären Kontext (lange) unerkannt und unbehandelt.

II. Soziodemografie, Geschlecht und Familienform – divergierende Ergebnisse machen auf den Beratungsbedarf aufmerksam

Unterschiedliche Ergebnisse aus den Forschungsmodulen wurden bei der Beschreibung der soziodemografischen Hintergründe der betroffenen Familien gefunden. Qualitativ wie quantitativ zeigt sich, dass eine problematische Computer- und Internetnutzung in allen sozioökonomischen Schichten auftritt. Der größere Anteil der Familien aus der w_e_k-Gruppe hat jedoch einen formal niedrigeren Status. Dies geht aus den quantitativ-repräsentativen Daten hervor. Die Experten hingegen berichten, dass sie in den Beratungskontexten vermehrt mit Personen aus formal höheren Schichten in Kontakt sind.⁵⁹ Die divergierenden Ergebnisse verdeutlichen, dass gerade sozioökonomisch schwächergestellte Familien einer Unterstützung wegen des problematischen Medienkonsums bedürfen, diese aber bislang nicht genügend in Anspruch nehmen. Hilfsangebote sollten entsprechend angepasst und ein niedrigschwelliger Zugang gesichert werden.

⁵⁹ Hinsichtlich der schulischen Hintergründe betroffener Jugendlicher ergeben sich ähnliche Ergebnisse, was auf die hohe Korrelation zwischen sozialer Herkunft und Bildungschancen zurückzuführen ist (vgl. Leven & Schneekloth 2010, S. 161–186).

Hinsichtlich des Geschlechts der betroffenen Jugendlichen zeigt sich in der quantitativen Studie, dass ca. zwei Drittel männlichen Geschlechts sind. Die Experten sprechen im Gegensatz hierzu von fast 90% männlichen Jugendlichen. Auch hier zeigt sich eine Differenz zwischen der Inanspruchnahme institutioneller Hilfen und den auf Basis der repräsentativen Daten ermittelten Bedarfen. Womöglich nehmen Eltern das Problem bei Mädchen als weniger gravierend wahr, weil Mädchen insgesamt ein weniger externalisierendes Problemverhalten aufweisen (vgl. Meuser 2005). Sie nutzen außerdem überwiegend kommunikative Internetangebote, Jungen hingegen wenden sich vermehrt den „verrufenen“ Computerspielen zu. Die Sorgen der Eltern könnten – so ein anderer Erklärungsansatz – durch die negative Konnotation der von Jungen genutzten Medieninhalte größer sein und schneller einen Handlungsdruck hervorrufen. Eltern sollten aber in der Lage sein, einen problematischen Konsum – auch bei Mädchen – frühzeitig zu erkennen, damit negative Konsequenzen vermieden werden.

In Bezug auf die Familienform wird in den quantitativen Daten deutlich, dass Alleinerziehende in der Gruppe *w_e_k*, in der die Probleme am gravierendsten sind, überdurchschnittlich oft vorkommen, was allerdings nicht auf Gruppe *e* zutrifft, in der ausschließlich die Eltern ein Problem wahrnehmen. Auch die Experten berichten, dass die Konstellation alleinerziehender Mütter mit einem männlichen Jugendlichen auffällig häufig auftritt. Ob alleinerziehende Mütter allgemein belasteter sind und zum Beispiel aufgrund ihrer alleinigen Erziehungsverantwortung oder ihrer besonderen ökonomischen Lage vermehrt auf externe Hilfe angewiesen sind, kann hier nicht abschließend geklärt werden.

III. Generationsspezifische und medienbiografische Differenzen führen zu Schwierigkeiten in der Medienerziehung

Bei der Untersuchung des medienbezogenen Handelns in Familien mit Problemen wegen der exzessiven Computer- und Internetnutzung des Kindes konnten einige Auffälligkeiten gefunden werden. In den Gruppendiskussionen wurde ersichtlich, dass es – auch bei engagierten Eltern – häufig an einem ausgearbeiteten medienzieherischen Konzept jenseits von technischen Regulierungen und Restriktionen bzw. Verboten mangelt. In der repräsentativen Befragung konnte gezeigt werden, dass in den Familien mit gravierenden Problemen zwar viele Regeln bestehen, es aber einerseits Defizite bei der klaren Kommunikation der Regulierungen gibt und andererseits bestehende Begrenzungen von den Jugendlichen unzureichend eingehalten werden. Ergänzt man das Bild durch die Beschreibung der Experten – auch wenn dies nur mit Einschränkungen möglich ist –, stellt sich das medienzieherische Handeln der betroffenen Familien generell als inkonsequent und diffus dar. Dass Strukturen im Alltag bzw. eine „Orientierung an verbindlichen Verhaltenserwartungen“ (Walper 2004, S. 243, Hervorhebung im Original) von den Eltern geschaffen werden, ist ein zentrales Merkmal bewährter Erziehung. In dieser Hinsicht stellen sich die Befunde als Hinweis auf einen Mangel im Medienerziehungshandeln der Familien dar.

Analysiert man den Einsatz der Regeln genauer, wird ersichtlich, dass die *w_e_k*-Gruppe dauerhafte Regeln (wie zeitliche Regulierungen oder inhaltliche Verbote) formuliert, vermehrt aber auch reaktive Regeln zum Einsatz kommen. Darunter fallen das spontane Verbot oder die Wegnahme der Geräte. Ebenso wird in diesen Familien das Verbot der Nutzung als allgemeine Strafe eingesetzt bzw. die Nutzung als Belohnung für ein Verhalten angeboten. Wie die Familienforschung zeigt, werden Computer von den Heranwachsenden häufiger genutzt, wenn

Eltern ihn als Belohnung oder Bestrafung einsetzen (vgl. Röhr-Sendlmeier et al. 2008, S. 122). Auch das spontane Verbot gilt aus medienpädagogischer Sicht als hinderlich für die Ausbildung von Medienkompetenz (vgl. Spanhel 2006, S. 151) und ist auch aus allgemeiner erziehungswissenschaftlicher Perspektive kein ratsames Erziehungshandeln (vgl. Walper 2004, S. 243).

Exzessives Nutzungsverhalten geht außerdem oftmals mit einer umfangreichen Medienausstattung in den Haushalten und den Zimmern der Jugendlichen einher, dies zeigte sich qualitativ wie quantitativ. Dabei liegt nahe, dass eine Vielzahl an Geräten auch die gesamte Mediennutzungszeit erhöht – was verfügbar ist, will auch genutzt werden. Insbesondere die Anzahl verfügbarer Smartphones, die in den nächsten Jahren höchstwahrscheinlich weiter zunehmend wird, ist in der w_e_k-Gruppe auffallend hoch. Diese Geräte bieten den Nutzern vielfältige Anwendungsmöglichkeiten und sind zudem permanent verfügbar und begünstigen somit eine zeitintensive Nutzung. Eltern von Heranwachsenden sollten die Anschaffung und den Umgang mit diesen sowie mit allen anderen Geräten daher unbedingt medienerzieherisch begleiten.

„Zu den funktionalen Faktoren [der Medienerziehung] gehören das elterliche Vorbild und die Funktionen, die Eltern den Medien zuschreiben und in denen sich ihre Bewertungen der Medien indirekt widerspiegeln“ (Röhr-Sendlmeier et al. 2008, S. 122). In den Gruppendiskussionen ergab sich, dass genau diese funktionalen Faktoren in den streitenden Familien nur eingeschränkt erfüllt werden. In Bezug auf die Vorbildrolle wird von den Eltern erstens vor allem zwischen einer Nutzung und einer Nichtnutzung unterschieden. Studien zeigen allerdings, dass die Jugendlichen von den Eltern vielmehr die Art und Weise der Nutzung übernehmen (vgl. Vollbrecht 2003). Dies ist auch bedeutsam hinsichtlich der Befunde aus der quantitativen Erhebung: Der überwiegende Teil der Eltern in allen Gruppen, also auch in der problematischen w_e_k-Gruppe, ist der Ansicht, sie seien ihren Kindern bezüglich der Mediennutzung ein gutes Vorbild. Ergänzt man die Beantwortung der Fragen durch das Ergebnis der Gruppendiskussionen, so zeigt sich, dass bei einigen Eltern eine ungünstige Vorstellung darüber besteht, welche Verhaltensweisen bezüglich der Mediennutzung Vorbildcharakter für Kinder und Jugendliche haben können. Zweitens zeigte sich in den Gruppendiskussionen eine generell ablehnende Haltung der diskutierenden Eltern gegenüber Medien. Da die elterliche Bewertung der Medien nach dem Befund von Röhr-Sendlmeier (2008) Auswirkungen auf die Medienerziehung hat, deutet dieses Ergebnis auf eine ungünstige Ausgangslage hin. Hinzu kommt, so ein Befund aus beiden qualitativen Forschungsmodulen, dass die Eltern sich nicht ausreichend für die Mediennutzung ihrer Kinder interessieren und auch der begleitende Teil der Medienerziehung nicht genügend von den Eltern ausgefüllt wird.

Beeinträchtigungen im medienerzieherischen Handeln der Eltern bestehen demnach auf mehreren Ebenen: Sowohl der regelbasierte Teil und die altersangemessene Begleitung als auch das Vorbildverhalten der Eltern, ihre Einstellung gegenüber Medien und ihre Medienkompetenz werden in betroffenen Familien als mangelhaft beschrieben. Die Experten verweisen in diesem Zusammenhang vor allem auf medienbiografische Differenzen zwischen Eltern und Kind, die u. a. dazu führen, dass die Mediennutzung nicht zu frühen Zeitpunkten begrenzt und begleitet wird und ebenso dazu, dass bestehende Regeln nicht angemessen ausgestaltet werden. In der Studie wurden generationsspezifische Wahrnehmungsdifferenzen auf mehre-

ren Ebenen ermittelt: Der überwiegende Teil der Eltern (insbesondere der w_e_k-Gruppe) unterschätzt die Mediennutzungszeit ihrer Kinder. In den Gruppendiskussionen zeigte sich, dass Eltern davon ausgehen, Medien hätten einen höheren Stellenwert für ihre Kinder, während den Jugendlichen selbst Familie und Freunde wichtiger sind. Eltern nehmen außerdem mehr Streitigkeiten über die Computer- und Internetnutzung wahr. Dass Wahrnehmungsdifferenzen bzw. „asymmetrische Wahrnehmungsstile“ (Vogelgesang 2000) eine altersgerechte Medienerziehung erschweren, liegt nahe.

Letztlich kommt hinzu, dass sich besorgte Eltern zu großen Teilen selbst nicht als medienkompetent wahrnehmen, was insbesondere für die Familien mit gravierenden Problemen gilt: Auch dies kann der Reflexion und der Umsetzung von Medienerziehung im Wege stehen.

Die beschriebenen Beeinträchtigungen spiegeln sich in den Befunden aller Forschungsmodule wider: Ein Großteil der betroffenen Eltern empfindet eine Unsicherheit bezüglich der Medienerziehung. Die qualitativen Module ergänzen das Bild mit dem Gefühl der Überforderung und Orientierungslosigkeit. Der Ruf nach Unterstützung, insbesondere durch die Schule, wird nicht nur in den aufgesuchten Institutionen laut, sondern wurde in den Gruppendiskussionen vermehrt thematisiert und wird durch Befunde der quantitativen Befragung unterstützt.

IV. (Online-)Kommunikation und soziale Integration von exzessiven Nutzern

Kontroverse Ergebnisse aus den Forschungsmodulen ergeben sich hinsichtlich der Sozialkontakte exzessiver Computer- und Internetnutzer. Die Experten berichten, betroffene Jugendliche seien oftmals sozial schlecht integriert, hätten Schwierigkeiten, in sozialen Situationen zu agieren, und in schlimmsten Fällen sei gar die Kommunikationsfähigkeit retardiert. Der soziale Austausch reduziere sich in manchen Fällen ausschließlich auf die Kontakte in virtuellen Welten. Die Daten aus der quantitativen Erhebung bestätigen dies nicht: Die Jugendlichen aus der w_e_k-Gruppe haben nur etwas weniger Kontakt zu Freunden außerhalb des Schulkontextes, kommunizieren dafür aber über das Internet mehr als die Gruppe der Jugendlichen ohne Probleme. Sie sind tendenziell mit den meisten Lebensbereichen unzufrieden, mit den Bereichen Freunde und Freizeit sind sie allerdings im Vergleich noch am zufriedensten. Wie sind diese Befunde zu deuten? Einige internationale Studien verweisen ebenfalls auf einen Zusammenhang zwischen sozialer Isolation und problematischem Internetgebrauch bei jungen Heranwachsenden (siehe Caplan 2003, 2007; Lo et al. 2005; Lim & Lee 2009). Allerdings wird der Zusammenhang mit der psychosozialen Gesundheit, explizit wurden u. a. die Einsamkeit sowie die soziale Ängstlichkeit gemessen, auch von van Rooij et al. (2011, S. 206) als unsicher beschrieben. Die Widersprüche verweisen auf die Frage, inwiefern die Nutzung von sozialen Netzwerken und auch anderen Onlinediensten überhaupt mit sozialer Isolation einhergehen kann. Das größte Angebot des Internets besteht darin, u. a. über Text, Bild und Sprache zu kommunizieren – sozialen Austausch zu leben und voranzutreiben. Außerdem ist bekannt, dass 96% der jugendlichen Nutzer von sozialen Netzwerken ihre virtuellen Kontakte auch persönlich kennen (vgl. MPFS 2011, S. 49). Abgesehen von der Wert- oder Qualitätsfrage unterschiedlicher Kommunikationswege wird hiermit deutlich, dass eine Trennung von realen und virtuellen Kontakten nicht aufrechtzuerhalten ist.⁶⁰ Erinnerung man sich an die Aussagen der

⁶⁰ Robertz und Wickenhäuser sprechen in diesem Zusammenhang von einer dritten Wirklichkeitsebene, der virtuellen Realität. Ziel sei es, zwischen den Ebenen Realität, Fantasie und virtueller Realität „ein ausgeglichenes Verhältnis zu schaffen und sich nicht in einer Wirklichkeitsebene zu verlieren“ (Robertz & Wickenhäuser 2010, S. 4). Damit sehen die Autoren nicht nur die Aufgabe der Eltern, ihre Kinder vor einem Verlieren in virtuellen Welten zu schützen, sondern auch die Notwendigkeit für die Eltern selbst, nicht „zu sehr in der Realität zu verweilen und die Werte der anderen beiden Wirklichkeitsebenen herunterzuspielen“ (ebd.).

Eltern in den Gruppendiskussionen, die generell eine ablehnende Haltung gegenüber digital-interaktiven Medien zeigen sowie eine Angst vor der sozialen Vereinsamung ihrer Kinder äußern, werden Wahrnehmungsdifferenzen auch bei der Bewertung von sozialen Kontakten und Kommunikationswegen offenbar. In dieser Hinsicht besteht ein deutlicher Kommunikations- und Reflexionsbedarf in Familien, um digital-interaktive Kommunikationswege angemessen einordnen zu können. Dies gilt gleichermaßen für weitere Forschung. Van Rooij et al. (2011, S. 210) fordern aufgrund der unsicheren Befundlage beispielsweise mithilfe von Strukturgleichungsmodellen die Kausalitäten zwischen exzessiver Mediennutzung und sozialer Isolation näher zu untersuchen. Auch dabei sollte die Reflexion über die qualitative Bewertung internetbasierter Kommunikation vorangestellt werden sowie die Überlegung einbezogen werden, ob die Internetnutzung nicht auch eine Möglichkeit bietet, soziale Isolation aufzubrechen.

V. Adoleszenztypische Familienentwicklungsaufgaben stehen im Zusammenhang mit der exzessiven Computer- und Internetnutzung

Bei der Konzeption der Studie wurde angenommen, dass die Familienentwicklungsaufgaben in Familien mit Kindern im Jugendalter – wie z. B. die Anpassung an Rollenverschiebungen oder die Zunahme von Autonomie – im Zusammenhang mit dem medienerzieherischen Handeln der Eltern und der Mediennutzung des Jugendlichen stehen (vgl. Kapitel 3.6). Insbesondere in den Familien mit schwerwiegenden Problemen wegen der Computer- und Internetnutzung konnten diesbezügliche Auffälligkeiten bestätigt werden. Insgesamt ist das Klima in betroffenen Familien weitaus belasteter als in Familien ohne diese Probleme. Seitens der Jugendlichen konnten vor allem dysfunktionale Muster hinsichtlich divergierender Rollenerwartungen zwischen Eltern und Kind bestimmt werden sowie die Schwierigkeit, sich an neue Rollen im Verlauf des Lebenszyklus anzupassen. Dieses Indiz für eine adoleszenztypische Beziehungsveränderung legt nahe, dass der problematische Computer- und Internetkonsum mit dieser in Zusammenhang steht und die familialen Konflikte entsprechende Aushandlungsprozesse darstellen. Die Eltern der Jugendlichen hingegen zeigen dysfunktionale Muster insbesondere bei der Dimension „Affektive Beziehungsaufnahme“. Mit den standardisierten Familienbögen kann damit sowohl ein überfürsorgliches Verhalten gemessen werden als auch eine narzisstische oder symbiotische Beziehung, wenige Gefühle sowie ein Mangel an Autonomie. Die Experten beschreiben diesbezüglich, dass in betroffenen Familien oft eine übermäßige Nähe oder ein symbiotisches Verhältnis in der Beziehung zwischen Mutter und Sohn bestehe. Diese spezifische Beziehungskonstellation ist ein weiteres Indiz dafür, dass die Veränderung des Eltern-Kind-Verhältnisses für (gravierende) Schwierigkeiten in den Familien sorgt und insbesondere die Balancierung von Autonomie und Nähe Probleme bereitet.⁶¹ Die Messung von Dysfunktionalitäten im Kommunikationsverhalten und in der Aufgabenerfüllung verweisen darauf, dass das Potenzial für die innerfamiliäre Bewältigung von Konflikten in vielen Familien mit gravierenden Problemen gering ist. In Lösungsprozesse sollten diese medienunabhängigen Einflussgrößen einbezogen werden, damit die exzessive Computer- und Internetnutzung nicht in aggressiven Auseinandersetzungen und schlimmstenfalls in einem Kontaktabbruch zwischen Eltern und Kind eskaliert.

⁶¹ Die Korrelation zwischen den Dynamiken in der Beziehungskonstellation Mutter – Sohn und dem Entstehen von bzw. dem Umgang mit exzessiver Mediennutzung wird in dem Dissertationsvorhaben von Lena Hirschhäuser weiter untersucht.

VI. Familieninterne Lösungsmaßnahmen und externe Hilfen

Die unterschiedlichen Beratungsangebote für problematischen Medienkonsum in Deutschland zeigen zunächst einmal, dass Hilfe suchende Familien mit etwaigen Problemen nicht alleingelassen werden. Trotz der benannten Schwierigkeiten im institutionellen Hilfesystem (siehe Kapitel 7.2.1) hat sich eine vielseitige Angebotsstruktur entwickelt, und Fachkräfte haben sich im Feld der pathologischen Internetnutzung weitestgehend in Eigeninitiative fortgebildet. Dennoch zeigen unterschiedliche Ergebnisse aus der EXIF-Studie, dass das Unterstützungsangebot für Familien im Bereich der Medienerziehung im Allgemeinen und für exzessive oder pathologische Internetnutzung im Besonderen niedrigschwelliger angelegt und weiter ausgebaut werden sollte. Erstens konnte gezeigt werden, dass bei den Eltern Unsicherheiten und Lücken in der generellen Medienerziehung bestehen und dies zu Schwierigkeiten und Konflikten führt. Zweitens ergaben die Auswertungen, dass nur ein bestimmter Teil der Familien institutionelle Hilfe tatsächlich in Anspruch nimmt. Gerade sozioökonomisch schwächeren Familien müssen Hilfsangebote besser zugänglich gemacht werden. Den quantitativen Daten ist drittens zu entnehmen, dass Familien mit (schweren) Problemen überwiegend versuchen, diese mit familieninternen Maßnahmen zu lösen (Gesprächen, dem Einsatz medienzieherischer Regeln oder der Anregung zu Freizeitalternativen). Von Büchern und (Medien-)Erziehungsratgebern wird nur selten Gebrauch gemacht, professionelle Hilfe wird noch seltener in Anspruch genommen. Dabei ist alarmierend, dass in den Familien nach Aussage der Eltern keine dieser Maßnahmen zu einer Verbesserung des Problems führe. Fragt man die Familien, bei denen in der Vergangenheit Probleme mit der exzessiven Computer- und Internetnutzung bestanden, sind es am häufigsten Gespräche, die dabei geholfen haben, Probleme zu verringern, gefolgt von zeitlichen Regulierungen.

Wenn keine Maßnahme erfolgreich war, das Problem sich aber dennoch löste, stellt sich die Frage, wie es zu dieser Verbesserung kam. Die Analyse im letzten Abschnitt (V) bietet einen Erklärungsansatz: Phasentypische Beziehungsveränderungen im Jugendalter können Aushandlungsprozesse und Konflikte in Familien anstoßen; denkbar ist daher, dass sich die problematische Phase auflöst, weil die Bewältigung der Familienentwicklungsaufgaben gelungen ist. Das heißt, medienunabhängige Faktoren, die zu einer exzessiven Mediennutzung geführt haben, haben sich verändert, sodass auch ohne eine gezielte Einwirkung auf das Mediennutzungsverhalten eine Reduktion des Medienkonsums möglich wurde. Diese Überlegung unterstützt den Befund von van Rooij et al. (2011), dass es sich bei exzessiver Computer- und Internetnutzung sowohl um ein transitorisches Phänomen handeln kann als auch um ein Jahre andauerndes. Hervorzuheben ist daher, dass negative Konsequenzen begrenzt werden können, wenn der Entwicklungsverlauf durch familieninterne und/oder externe Hilfe positiv beeinflusst und frühzeitig beendet werden kann. Dass Familien an (medien-)erzieherischer Unterstützung sehr interessiert sind, zeigt sich qualitativ wie quantitativ. Anzumerken ist allerdings, dass schon jetzt eine Vielzahl an Ratgeberbroschüren und Internetseiten existiert. Zu überlegen ist daher, welche alternativen Zugangs- und Informationswege angeboten werden müssen, damit sie von den Familien auch in Anspruch genommen werden. Aufgrund dieser Hürde wird noch einmal auf die Gruppendiskussionen verwiesen, in denen von den Eltern deutlich nach einer erhöhten Beteiligung der Schule verlangt wurde. Weitere Überlegungen diesbezüglich sowie Handlungsempfehlungen werden auf Basis der Studienergebnisse in Kapitel IX. ausdifferenziert.

8.2 Diskussion und Einordnung der Ergebnisse

Die zentralen Impulse für die Erforschung exzessiver Computer- und Internetnutzung gingen in der Vergangenheit von der Suchtforschung aus. Dabei wurde der Fokus auf die Merkmale des medialen Angebots und auf die Merkmale der betroffenen Personen gerichtet. Die Häufung von pathologischem Computer- und Internetgebrauch im Jugendalter verweist jedoch auf den Einfluss entwicklungspezifischer Faktoren und damit auch auf die Familie als den unmittelbaren sozialen Kontext der Heranwachsenden, der für die Bewältigung der Entwicklungsaufgaben günstige oder ungünstige Rahmenbedingungen bietet. Kein Kind wird mit den Fähigkeiten geboren, Medien kompetent zu nutzen und den Umfang der Mediennutzung selbstverantwortlich zu regulieren. Aus der Sozialisationsforschung ist gut belegt, dass die Familie der stärkste Einflussfaktor für die Entwicklung des Kindes ist. Die neuere Jugendforschung unterstreicht die zentrale Bedeutung der Familie auch im Jugendalter. Die Befunde der EXIF-Studie – insbesondere die Ergebnisse des Familienklimabogens – legen es nahe, dass zum einen für das Jugendalter typische Konstellationen divergierender Rollenerwartungen und emotional unbefriedigender Beziehungserlebnisse im Familienalltag für die Erklärung einer als pathologisch wahrgenommenen Internetnutzung bedeutsam sind und zum anderen allgemein dysfunktionale Interaktionsmuster, die mit Streit einhergehen. Auf der Basis der aktuellen Befundlage sind die Hinweise auf möglicherweise ursächliche Zusammenhänge allerdings noch vielseitig interpretierbar und müssen durch Folgestudien erhärtet werden.

Deutlich wurde auch, dass sich die subjektive Wahrnehmung des Phänomens exzessiver Internetnutzung abhängig von den beteiligten Perspektiven sehr heterogen darstellen kann. Mit den beiden hervorgehobenen Gruppen wurde gezeigt, dass exzessive Internetnutzung sowohl in Familien mit intersubjektiv wahrnehmbarer Problembelastung als auch in Familien mit exklusiver Problemwahrnehmung durch die Eltern ein Thema sein kann. Durch das Einbeziehen der subjektiven Perspektiven wurde die an Suchtkriterien orientierte Forschung um weitere Zugänge ergänzt und die Möglichkeit einer differenzierteren Betrachtungsweise eröffnet. Insbesondere für pädagogische Maßnahmen liefern die perspektivischen Betrachtungsweisen Anknüpfungsmöglichkeiten, die einer allein an Suchtkriterien orientierten Herangehensweise verschlossen bleiben. In diesem Sinne muss neben einer Internetsuchtforschung verstärkt untersucht werden, wie die Entwicklung einer autonomen Selbstverantwortung im Umgang mit Medien einerseits und Medienerziehung als Teil einer altersgerechten Balance zwischen zunehmender Autonomiegewährung und interessiert einfordernder und emotional zugewandter Begleitung andererseits gelingen können.

IX.

Resümee und Ausblick

Sandra Hein

Die Ergebnisse aus den drei Forschungsmodulen zu den Zusammenhängen zwischen der exzessiven Computer- und Internetnutzung Jugendlicher und dem (medien-)erzieherischen Handeln in den Familien zeigen, dass das Ausmaß der Problematik in den Familien von einer leichten Belastung bis hin zu gravierenden Schwierigkeiten reicht. Es lassen sich die folgenden zentralen Problembereiche unterscheiden:

1. Generell ist von Familien, deren Kinder eine unproblematische Computer- und Internetnutzung zeigen, bis hin zu Familien, in denen gravierende Probleme bestehen, ein dringlicher Bedarf an medienerzieherischer Aufklärung und Unterstützung zu erkennen. Durch angemessene medienerzieherische Maßnahmen und insbesondere deren konsequente Umsetzung könnte man Problemen mit der exzessiven Computer- und Internetnutzung präventiv begegnen und so in vielen Fällen das Entstehen oder eine Zuspitzung bestehender Problematiken vermeiden.
2. Deutlich wird, dass in Familien mit exzessiver Computer- und Internetnutzung eine hohe Belastung aufgrund der Streithäufigkeit besteht und die Jugendlichen eine geringe Lebenszufriedenheit aufweisen. Insbesondere die spezifische Anforderung des Jugendalters, die Veränderung der Eltern-Kind-Beziehung, führt zu gravierenden Problemen in den Familien. Zu bedenken ist dabei, dass unbewältigte Entwicklungsaufgaben sowie familiäre Konflikte eine langfristige Beeinträchtigung der familialen Beziehungen bedeuten können, die sich dann in Streitigkeit über das Ausmaß der Computer- und Internetnutzung manifestieren können. Für diese Familien müssen qualifizierte Fachkräfte Angebote bereitstellen, um einer Verschlechterung der Situation (frühzeitig) entgegenwirken zu können. Den Jugendlichen allein auf dem Weg zu einer angemesseneren Mediennutzung zu unterstützen, würde zu kurz greifen. Vielmehr ist es nötig, die gesamte Familie und deren Lebensumstände als Problemkontext aufzugreifen und unter Einbeziehung der Eltern und Jugendlichen gemeinsam Veränderungen umzusetzen.
3. Insgesamt konnte gezeigt werden, dass Eltern die Mediennutzung anders wahrnehmen und einschätzen als das Kind selbst. Die Eltern wissen oft nicht genau, was ihr Kind am Computer und im Internet macht, kennen sich häufig mit den digital-interaktiven Medien nicht so gut aus, weshalb sie die Medienaktivität des Jugendlichen nicht nachvollziehen und verstehen können. Die Eltern fühlen sich dadurch überfordert und besitzen kein angemessenes Bewusstsein für eine Vorbildrolle. Es gilt, die Medienkompetenz der Eltern zu stärken, damit diese angemessene medienerzieherische Maßnahmen ergreifen können.
4. In der Befragung von 1.744 Familien konnte außerdem gezeigt werden, dass über alle sozialen Schichten hinweg auch Familien aufzufinden sind, in denen sowohl aus der Perspektive der Suchtforschung als auch aus der Perspektive der Eltern und der Jugendlichen selbst Probleme mit einer exzessiven Computer- und Internetnutzung vorliegen. Diese Familien

sind vermehrt in sozial schwächeren Schichten aufzufinden. Hilfsangebote für diese Zielgruppe sind möglichst niedrigschwellig und orientiert an den individuellen Bedürfnissen der Familien zu konzipieren.

5. Ein spezieller Handlungsbedarf besteht bei den Förderschülern, da innerhalb der Förderschüler der Gesamtstichprobe der Anteil der CIUS-Positiven besonders hoch ist (38,9%) und innerhalb der w_e_k-Gruppe mehr als jeder zehnte Jugendliche (13,5%) Förderschüler ist. Aufgrund der Besonderheiten dieser Gruppe scheint hier weitere Forschung nötig, um darauf aufbauend in Kooperation mit den sonderpädagogischen Fachkräften Maßnahmen entwickeln zu können.

9.1 Handlungsempfehlungen

Ausgehend von den im Resümee genannten Problembereichen werden im Folgenden Empfehlungen für Handlungsmaßnahmen gegeben. Hierbei wird der Schwerpunkt auf die Zielgruppen gelegt, die mit den Maßnahmen erreicht werden sollen. So steht nicht das Phänomen der exzessiven Computer- und Internetnutzung im Fokus, sondern die Personen, an die sich die Maßnahmen richten, sowie deren Lebenswelt. In Anlehnung an die Maßnahmen der Drogenprävention in Europa (vgl. Jahresbericht 2011 der Europäischen Beobachtungsstelle für Drogen und Drogensucht) werden Modelle für eine universelle Prävention – allgemeine Bevölkerung – (vgl. Kap. 9.1.1–9.1.3), eine selektive Prävention – die am stärksten gefährdete Gruppe bzw. Gruppen oder Personen, die aufgrund bestimmter bekannter Bedingungen einem erhöhten Risiko ausgesetzt sind – (vgl. Kap. 9.1.4) sowie für eine indizierte Prävention – Einzelpersonen, die aufgrund bereits bestehender problematischer Verhaltensweisen gefährdet sind – (vgl. Kap. 9.1.5) vorgestellt. In den Ansätzen werden Aspekte der Suchtprävention verbunden mit medienpädagogischen Handlungsstrategien.

9.1.1 Stärkung medienbezogener Erziehungskompetenz für Eltern und Lehrkräfte

Es wurde gezeigt, dass es sowohl in Familien ohne Problemwahrnehmung bezüglich der Computer- und Internetnutzung des Kindes als auch in Familien mit Problemwahrnehmung der Aufklärung und Unterstützung im Bereich Medienerziehung bedarf. Es müssen Maßnahmen entwickelt werden, die möglichst alle Familien erreichen, frühzeitig einsetzen, langfristig und kontinuierlich angelegt sind und sich zum Ziel setzen, möglichst alle „Kinder und Jugendliche[n] zum sozialen, verantwortlichen und kreativen Umgang mit den Medien zu befähigen“ (BMFSFJ 2009, Kinder- und Jugendplan des Bundes, II.11, S. 788). Ziel ist die Stärkung der Jugendlichen in ihrer allgemeinen Lebens- und Problemlösekompetenz sowie in einem angemessenen Umgang mit Medien. Weitere Ziele sind die Sensibilisierung der Eltern bezüglich des Themas Medienerziehung, das Erlernen von Handlungsstrategien für den familiären Alltag und die Stärkung der Familienkommunikation. Zudem sollten pädagogische Fachkräfte die Möglichkeit bekommen, Wissen über die Mediennutzung Jugendlicher im Allgemeinen und über die exzessive Computer- und Internetnutzung im Speziellen zu erlangen, um das Thema adäquat in den Unterricht zu integrieren. Die Prävalenz der exzessiven Internetnutzer im Jugendalter belegt den Bedarf an einer bundesweiten Medienkompetenzförderung, die selbstverständ-

licher Bestandteil des verpflichtenden Erziehungsauftrags sein sollte. Schule darf sich diesem Thema nicht verschließen und sollte es als festen Bestandteil in den Lehrplan integrieren (vgl. Kammerl & Ostermann 2010).

Für eine gelingende Medienkompetenzförderung und erfolgreiche Prävention der exzessiven Computer- und Internetnutzung schlagen die Autoren der vorliegenden Studie ein Zusammenspiel zwischen Eltern, Jugendlichen und Schule vor. Über die Institution Schule können alle Familien breitenwirksam erreicht werden. Sowohl die Schüler, die wenig Grenzen und Förderung zu einem kompetenten Umgang mit Medien erfahren, als auch diejenigen, die durch einen zu rigiden Erziehungsstil der Eltern mit diesen in Konflikt geraten, können von schulbasierten Konzepten profitieren. Entsprechend allgemeinen Erziehungsfragen empfiehlt sich bei der Medienerziehung das autoritative Konzept (vgl. Baumrind 1971; Steinberg 2001), also eine Erziehung nach dem Prinzip „Freiheit in Grenzen“ (vgl. Schneewind 2002). Schneewinds Formulierung „Freiheit in Grenzen“ verdeutlicht, dass ein autoritatives Erziehungsprinzip in Abgrenzung zur autoritären („Grenzen ohne Freiheit“) bzw. Laissez-faire-Erziehung („Freiheit ohne Grenzen“) steht. Wichtigste Merkmale des Konzeptes sind die elterliche Wertschätzung, das Fordern und Grenzsetzen sowie die Gewährung und Förderung von Eigenständigkeit (vgl. Schneewind & Böhmert 2009, S. 25). Wie die vorliegende Studie belegt, wünschen sich Eltern eine Beteiligung und Unterstützung der schulischen Institution in Medienerziehungsfragen, sodass eine Kooperation zwischen Elternhaus und Schule zu befürworten ist.

Der Wissenschaftliche Beirat für Familienfragen des Bundesfamilienministeriums plädiert für eine koordinierte Zusammenarbeit aller am Erziehungsprozess beteiligten Personen durch sogenannte Erziehungspartnerschaften:

„Dieses partnerschaftliche Verhältnis realisiert sich in der konkreten Zusammenarbeit, es dient der Abstimmung erzieherischer Maßnahmen, der Vereinbarung über zu treffende Entscheidungen wie auch der ständigen Besinnung auf die gemeinsamen Grundsätze des erzieherischen Handelns. [...] Alle an der Erziehung eines Kindes direkt und indirekt Beteiligten müssen wissen, was das jeweilige Kind bereits in eigener Verantwortung übernehmen kann und in welchen Bereichen sie den Erfahrungen und Grenzziehungen der Eltern vertrauen und sie darin unterstützen sollten.“ (BMFSFJ 2005, S. 21)

Ursprünglich wurde der Begriff in der Diskussion über Bildung im frühkindlichen Bereich entwickelt (vgl. Textor 2000). Inzwischen spricht man auch im Schulbereich von Bildungs- und Erziehungspartnerschaften (vgl. Korte 2008).

Um insbesondere einer verhaltensauffälligen Mediennutzung entgegenzuwirken bzw. dieser kompetent zu begegnen, schlagen auch die Autoren dieser Studie ein Zusammenspiel von Elternhaus und Schule im Bereich Medienerziehung vor. Neben der Familie als Medienbildungsinstanz muss auch die Schule Medienbildung als Erziehungsauftrag begreifen.

9.1.2 Gelingende Medienerziehung durch Erziehungspartnerschaften

Voraussetzung für eine Erziehungspartnerschaft ist, dass sich Lehrkräfte und Eltern über ihre unterschiedlichen Rollen und Unterstützungsmöglichkeiten austauschen, um eine Zusammenarbeit partizipativ zu gestalten (vgl. Melzer 1999). Neben Eltern und Lehrkräften sind insbesondere auch die Schüler dazu aufgefordert, sich an der Formulierung von Vereinbarungen zu beteiligen. So treten alle drei Personengruppen in einen Dialog und können ihre jeweiligen Perspektiven und Wünsche mit einfließen lassen. Gefordert sind lebenswelt- und alltagsorientierte Angebote und Maßnahmen, die die Partizipation der Jugendlichen und deren Meinung berücksichtigen. Nur wenn Abmachungen der Lebenswelt der Jugendlichen sowie den familialen und schulischen Strukturen entsprechend getroffen werden, sind alle Beteiligten motiviert, diese einzuhalten (vgl. Detert 2007, S. 54).

Für die erfolgreiche und nachhaltige Umsetzung einer gelingenden Medienerziehung durch Erziehungspartnerschaften empfiehlt sich folgendes Vorgehen:

1. Fortbildung von Lehrkräften zum Thema exzessive Computerspiel- und Internetnutzung mit den Themenschwerpunkten:

- Vermittlung medienpädagogischen Basiswissens wie Zahlen, Daten und Fakten zur Mediennutzung Jugendlicher,
- Verstehen der Faszination und der Potenziale von Medien für Jugendliche auch unter Einbezug der eigenen Medienbiografie,
- Kennenlernen und Ausprobieren der von Jugendlichen genutzten Medien,
- Informationen über exzessive Mediennutzung und Internetabhängigkeit,
- methodische Handlungsstrategien und Konzepte für den Unterricht.

Medienerziehung allgemein und exzessive Mediennutzung im Speziellen als Unterrichtsinhalt aufzugreifen, wird nicht nur von den unsicheren und orientierungslosen Eltern gefordert, sondern zunehmend auch als schulischer Bildungs- und Erziehungsauftrag begriffen. So greift beispielsweise Hamburg im Rahmenplan „Aufgabengebiete“ des Bildungsplanes für die Stadtteilschule das Thema Medien und Sucht sowohl im Aufgabengebiet „Gesundheitsförderung“ als auch im Aufgabengebiet „Medienerziehung“ auf. Jedoch mangelt es an Konzepten für die konkrete und verbindliche Umsetzung im Unterricht. Mittlerweile existieren vereinzelt Unterrichtsmaterialien, um über die Chancen und Risiken der Mediennutzung von Jugendlichen aufzuklären, die den Aspekt exzessive Mediennutzung mit aufgreifen.⁶² Allerdings fehlt es an einer systematischen und strukturierten Verbreitung dieser Materialien und an einer verbindlichen Umsetzung im Unterricht. Zudem steht häufig allein die Medienkompetenzförderung des Jugendlichen im Vordergrund. Auf eine medienbezogene Elternbildung, die auch das Aufzeigen von Handlungsaspekten zur Verbesserung der Eltern-Kind-Beziehung beinhaltet, wird nicht eingegangen.

⁶² Siehe zum Beispiel die CD-ROM „Mediennutzung von Jugendlichen: Chancen und Risiken. Ein Lernarrangement mit Unterrichtswerkstatt für Klasse 7–10“ des Suchtpräventionszentrums des Landesinstituts für Lehrerbildung und Schulentwicklung Hamburg.

2. Durchführung einer Unterrichtseinheit zum Thema exzessive Mediennutzung unter Berücksichtigung der Aspekte:

- Information an die Eltern über einen Elternbrief im Vorfeld bezüglich des Themas und Vorhabens,
- Einladung zu einem Elternabend, um die inhaltlichen Schwerpunkte des Vorhabens (insbesondere das Konzept der Erziehungspartnerschaft) und eventuelle Termine vorzustellen, falls Gespräche mit externen Experten geplant sind. Zudem kann der Elternabend Raum geben, um gegebenenfalls über Sorgen und Ängste ins Gespräch zu kommen.
- Umsetzung einer Unterrichtseinheit, in der die Vor- und Nachteile der digital-interaktiven Medien erarbeitet werden, um einen kompetenten und risikobewussten sowie kritisch-verantwortungsvollen Umgang mit diesen zu erlernen. Durch eine Kombination aus medienpädagogischen und suchtpräventiven Ansätzen soll zudem ein Problembewusstsein geschaffen (Früherkennung exzessiver Computer- und Internetnutzung), Problemlösestrategien aufgezeigt (Ursachen des Problems erkennen und Lösungsstrategien erproben) sowie Lebenskompetenzen (wie Umgang mit Konflikten, Kommunikationstraining, Stressbewältigung) gestärkt werden.
- Im Rahmen der Unterrichtseinheit sollen Eltern und Kind gemeinsam in Absprache mit der Lehrkraft anschließend Erziehungsvereinbarungen erarbeiten, die zum Ende eines Schuljahres evaluiert werden. Ein Teil einer solchen Vereinbarung könnte sein, dass die Jugendlichen ihr Medienwissen an ihre Eltern vermitteln oder innerhalb der Schule als Schüler- oder bestenfalls auch als Lehrer-Medien-Tutoren zur Verfügung stehen.

3. Supportsystem durch medienpädagogische Fachkräfte:

Für weitergehende Fragen sollten Schulen auf eine medienpädagogische Fachkraft für die Durchführung von Elternabenden zurückgreifen können. Hier ist eine Kooperation mit den in allen Bundesländern vorhandenen Aufklärungsprojekten für Eltern zum Thema Medien denkbar (vgl. z. B. die Eltern-Medien-Trainer in Niedersachsen oder die Eltern-Medien-Lotsen in Hamburg und Schleswig-Holstein⁶³). Zudem sollte eine Vernetzung mit weiteren länderspezifischen und kommunalen Initiativen stattfinden.⁶⁴ Mittlerweile hat sich hier eine Reihe von Angeboten etabliert, die Veranstaltungen für Pädagogen, Eltern und Jugendliche zum Thema „Computer- und Internetsucht“ anbieten. Teil des in Hessen seit 2008 und in Hamburg seit 2010 bestehenden Projektes „Netz mit Web-Fehlern“⁶⁵ ist zum Beispiel die Unterstützung, Information und Fortbildung zum Thema exzessive PC- und Internetnutzung. In Mecklenburg-Vorpommern geben die Landeskoordinierungsstelle für Suchtvorbeugung MV und die Beratungsstelle für exzessive Mediennutzung und Medienabhängigkeit der evangelischen Suchtkrankenhilfe MV Eltern, Pädagogen sowie Betroffenen einerseits über ihre Website www.medienwissen-mv.de Informationen und Orientierung zum Thema Medien und Medien-

63 Gefördert werden diese Projekte zum größten Teil von den jeweiligen Landesmedienanstalten. Pädagogische Fachkräfte werden fortgebildet, um zu spezifischen Medienthemen Elternabende anbieten zu können. Siehe für Hamburg/Schleswig-Holstein: <http://www.tidenet.de/akademie/elternmedienlotse/elternmedienlotse.html> oder Niedersachsen: <http://www.eltern-medien-trainer.de/>.

64 Unserer Ansicht nach empfiehlt es sich, eine Recherche in Auftrag zu geben, um die inzwischen existierenden bundesweiten, länderübergreifenden, landesspezifischen und kommunalen Angebote zum Thema „Medien-sucht“ aufzulisten.

65 Für weitere Informationen siehe: <http://www.sucht-hamburg.de/projekte/netz-mit-web-fehlern>.

sucht und bieten andererseits konkrete Präventionsprojekte⁶⁶ an. Auch die Präventionskampagne „Update“ der Fachstelle für Suchtprävention im Land Berlin bietet konkrete Unterstützung und Hilfe für Rat suchende Eltern und bildet pädagogische Fachkräfte fort.⁶⁷

9.1.3 Entwicklung eines interaktiven Onlinemoduls „Familie und Medien“

Da sowohl bei der Entstehung wie auch bei der Überwindung eines exzessiven Internetgebrauchs die Interaktion in den Familien eine maßgebliche Rolle spielt, bedarf es einer gezielten Aufklärung und Einbeziehung der Eltern. Teil der Unterrichtseinheit muss es also sein, die Jugendlichen dafür zu sensibilisieren, Medien als Gesprächsthema in der Familie zu initiieren.

Zur Realisierung einer Erziehungspartnerschaft zwischen Elternhaus und Schule wird vorgeschlagen, ein Onlinemodul „Familie und Medien“ zu entwickeln, das z. B. als Teil der Unterrichtseinheit von den Jugendlichen gemeinsam mit ihren Eltern als verpflichtende Hausaufgabe spielerisch zu bearbeiten ist. Aufgabe der Jugendlichen ist es, ihre Eltern über virtuelle Welten, die angesagt sind, zu informieren und ihnen zu verdeutlichen, worin die Handlungsmotivation bzw. die Faszination für Jugendliche besteht. Dabei soll die Frage aufgeworfen werden, wann die Beschäftigung mit den digitalen Medien als noch normal und wann als exzessiv oder krankhaft zu bewerten ist. Ziel ist es, dass Eltern und Jugendliche auf spielerische Art und Weise über „das rechte Maß“ ins Gespräch kommen. Das Onlinemodul soll dabei zur Orientierung des Medienkonsums in der Familie dienen. Dazu soll auf der Basis der Daten der repräsentativen Umfrage die eigene Computer- und Internetnutzung mit der anderer Familien verglichen werden können. Familien, die ihre Nutzungszeiten und Problemeinschätzung eingeben, bekommen auf der interaktiven Website als Auswertungsergebnis mitgeteilt, wie viele andere Familien sich in vergleichbaren Lebenslagen befinden und wie diese mit dem Thema umgehen. Konkrete Anregungen für die Aushandlung von geeigneten Regeln oder Zeitgrenzen werden gegeben. Zudem schlagen die Autoren der vorliegenden Studie vor, dass das Onlinemodul Informationen zum Thema exzessive Mediennutzung und „Mediensucht“ bereitstellt. Als weitere Orientierung werden statistische Angaben zu Mediennutzungszeiten Jugendlicher allgemein genannt. Für weitere Hilfe sollen Kontakte zu Beratungsstellen und weiteren Hilfsangeboten nach Postleitzahlen sortiert aufgelistet und Anregungen zum Thema Medienerziehung in der Familie im Jugendalter gegeben werden: Allgemein über eine kommentierte Linkliste zu Ratgebern, aber auch durch die konkrete Schilderung zum Umgang mit dem Problem der exzessiven Mediennutzung in der Familie anhand von Fallbeispielen.

Dieses interaktive Onlinemodul „Familie und Medien“ ist so zu gestalten, dass es auch unabhängig von der Einbindung in eine Unterrichtseinheit für sich stehen und integriert in bereits bestehende Webseiten von Familien genutzt werden kann. Ziel des Moduls ist es, sich direkt an Familien zu wenden, um als Teil eines Onlinefamilienspiels miteinander ins Gespräch zu kommen. Neben Informationen zum Thema exzessive Computer- und Internetnutzung sowie Tipps zu Ratgebern und Beratungsstellen sollte es unterschiedliche Stationen und Aufgaben geben, die von den Familienmitgliedern in einem Spiel zu erfüllen sind. Denkbar ist, dass sich jedes Familienmitglied in einer virtuellen Wohnung eine Spielfigur kreiert (einen Avatar),

66 Für weitere Informationen siehe: <http://medienwissen-mv.de/praevention.php>

67 Für weitere Informationen siehe: <http://www.berlin-suchtpraevention.de/Medien-c1-l1-c1-l1-ar24.html>

wodurch Eltern gleichzeitig einen Einblick in die Möglichkeiten virtueller Welten erhalten. Mit der jeweiligen Spielfigur, die der aktuellen Rolle innerhalb der Familie entsprechen soll, sind Stationen des alltäglichen Familienlebens zu durchlaufen. Ziel ist es, dass der Jugendliche seine Eltern über seine individuellen Medienvorlieben aufklärt. Anschließend werden die Eltern dazu aufgefordert, über ihre Lieblingsmedien im Jugendalter zu sprechen und zu reflektieren, ob es diesbezüglich seinerzeit Regelungen und Konflikte mit den Eltern gab. Hier ist das Ziel, dass die Eltern und der Jugendliche gemeinsam Regeln zur aktuellen Medienerziehung aufstellen. Ähnlich einem interaktiven Film in Computerspielen können Situationen vorgegeben sein, die gemeinsam vom Jugendlichen und seinen Eltern im weiteren Handlungsablauf zu beeinflussen sind. Dies können sowohl Situationen rund um die Computernutzung des Kindes sein (Nutzungszeiten, Problemeinschätzung), aber auch allgemeine Gesprächs- und Konfliktsituationen innerhalb der Familie, um Probleme zu erkennen und mögliche Lösungswege aufzuzeigen. Je nach gewählten Antwortmöglichkeiten werden den Familien zum Vergleich die entsprechenden Ergebnisse der repräsentativen Umfrage gegeben.

Für die Integration des Onlinemoduls „Familie und Medien“ werden für die Zielgruppe Kinder und Jugendliche folgende bestehende Angebote vorgeschlagen: www.fragFinn.de / www.blindekuh.de / www.watchyourweb.de / www.ein-netz-fuer-kinder.de / www.netzcheckers.de.

Für die Zielgruppe Familie/Eltern befürworten die Autoren der Studie eine Kooperation mit www.familien-wegweiser.de/www.fruehehilfen.de/www.jugendschutzaktiv.de/www.bundespruefstelle.de/www.dialog-internet.de/www.schau-hin.de/www.wertebildunginfamilien.de.

9.1.4 Beratungsangebote zum medienerzieherischen Handeln in Familien

In der Studie hat sich der vielfältige Einfluss der Familien bei Problemen mit der exzessiven Computer- und Internetnutzung gezeigt. Aufgrund dessen sowie im Sinne systemischer Ansätze der Familienhilfe scheint die Berücksichtigung familialer Störungen in (therapeutischen) Beratungskontexten zielführend zu sein, vor allem um die Ressourcen der Familie zur Bewältigung des Problems aktivieren zu können. Erfahrungen aus familienorientierten Interventionsprogrammen für Jugendliche mit problematischer Internetnutzung, wie z. B. das Bundesmodellprojekt Escapade⁶⁸, sind hier zu erwähnen. Für ein breiteres Angebot scheint eine Fortbildungsinitiative für Mitarbeiter des öffentlichen und freien Hilfesystems (Fachkräfte der Erziehungs-, Jugend- und Familienberatungsstellen) sowie von Suchtberatern und Präventionsfachkräften notwendig, um ein medienerzieherisches Basiswissen zu vermitteln, über das Phänomen exzessive Computer- und Internetnutzung aufzuklären und adäquate Handlungsstrategien aufzuzeigen. Sowohl Fachkräften der Kinder- und Jugendhilfe als auch von Therapie- und Beratungseinrichtungen fehlt häufig der medienpädagogische Blick auf ihre Klientel. Medien als Teil der Lebenswelt von Jugendlichen und ihren Familien zu verstehen, heißt, die Bedeutung der Medien für Jugendliche zu begreifen sowie beurteilen zu können, welchen Einfluss die Familie auf die Mediennutzung der Jugendlichen hat. Treten Probleme

68 „Das Bundesmodellprojekt ‚ESCapade – Hilfe bei Gefährdung durch problematische Computernutzung‘ wurde vom Bundesministerium für Gesundheit für die Zeit vom 01. Oktober 2010 bis zum 30. September 2012 bewilligt. Für dieses bundesweit angelegte Projekt liegt die Koordination bei der Fachstelle für Suchtprävention der Drogenhilfe Köln. Das Projekt ESCapade ist ein zielgruppenspezifisches, familienorientiertes Interventionsprogramm für Jugendliche mit problematischer Computernutzung“ (www.escapade-projekt.de).

und Streitigkeiten im System Familie bezüglich des Themas Medien auf, gilt es, nicht allein eine medienzentrierte Perspektive einzunehmen, sondern einen Blick auf den Stellenwert der Medien für die einzelnen Familienmitglieder und das Beziehungsgefüge zwischen Medien, Eltern und Jugendlichen zu werfen. Zur Konfliktlösung geht es um ein Verstehen der Faszination und der Potenziale von Medien für Jugendliche auch unter Einbezug der eigenen Medienbiografie sowie um das Aufzeigen von Verhaltensänderungen, mit denen festgefahrene, routinisierte Strukturen des Systems durchbrochen werden können. Eine Besserung für Familien, in denen das Problem schon lange besteht und sich verselbstständigt hat, kann am ehesten durch eine Vermittlerperson erzielt werden, die das System durch den äußeren Einfluss öffnet für sinnvolle Lösungswege.

Hier sind innerhalb der öffentlichen und freien Kinder- und Jugendhilfe Beratungsstellen für Kinder, Jugendliche und Eltern gefragt, praxisnahe und konstruktive Lösungsansätze für den Umgang mit Medien innerhalb der Familie aufzuzeigen. Denn auch beim Thema Medien sollten sich Eltern nicht scheuen, Beratungsstellen in Anspruch zu nehmen und Einrichtungen der Jugendämter oder freien Träger aufzusuchen. „Mit fachkundiger Hilfe von außen lassen sich Krisen in der Familie leichter lösen“ (BMFSFJ 2010, Broschüre zum KJHG, S. 34), sodass die Zielgruppe der angestrebten Fortbildungsinitiative vor allem Mitarbeiter der Erziehungs-, Jugend- und Familienberatungsstellen (vgl. §§ 16, 17, 27 und 28 des SGB, ebd.) sind. Diese Einrichtungen sind häufig erste Anlaufstellen für Rat und Hilfe zu Fragen individueller und familienbezogener Probleme.

Ziel der Fortbildung ist also, die Arbeitsfelder „Förderung der Erziehung in der Familie“ (§§ 16, 17 SGB), „Hilfe zur Erziehung“ (§§ 27, 28 SGB) und „Suchtberatung“ für das Thema Mediensuchtphänomene in der Familie zu öffnen. In Fortbildungsmodulen sollten den Fachkräften Kenntnisse in diesem Bereich vermittelt werden. Über eine Selbstreflexion zum eigenen Medienumgang sollen sie für das Thema Jugend und Medien sensibilisiert werden, um darauf aufbauend Methoden und Konzepte medienpädagogischer Arbeit kennenzulernen, aber auch den Bedürfnissen ihres eigenen Arbeitsalltages entsprechend praxisbezogene Maßnahmen zu entwickeln. Schwerpunkt ist der Einblick in die von den betroffenen Jugendlichen genutzten Medieninhalte (Aufbau und Spielmodus von Computer- und Onlinespielen, soziale Netzwerke) sowie eine Aufklärung über das Phänomen Internetabhängigkeit.

Übergreifendes Ziel ist es, die Teilnehmenden für medienpädagogische Fragestellungen zu stärken, um in ihrer Arbeit mit Familien medienerzieherische Tipps und Regeln weitergeben zu können, die wiederum zu einer verbesserten Eltern-Kind-Beziehung bzw. -Kommunikation führen. Gemeinsam mit den Fachkräften soll ein familienorientiertes Interventionsprogramm für Jugendliche mit problematischer Internetnutzung entstehen.

9.1.5 Empfehlungen für das Förderschulwesen

Die Studie liefert Hinweise darauf, dass Probleme bezüglich der Internetnutzung von Jugendlichen besonders häufig in Familien mit Förderschülern auftreten. In der w_e_k Gruppe (Familien mit einer übereinstimmenden Problemwahrnehmung nach Kriterien der Suchtforschung und subjektiver Ebene der Eltern und der Jugendlichen) finden sich 13,5 % Förderschüler, in der Gruppe e (Perspektive der Eltern) immerhin noch 5,0%, während zu der Gruppe ohne Pro-

blemdefinition nur 1 % Förderschüler zählen. Offen bleibt die Frage nach den ursächlichen Zusammenhängen. Warum kommt es vermehrt in diesen Familien zu einem Problem mit der exzessiven Internetnutzung des Jugendlichen? Mangelt es an einer Qualität der Eltern-Kind-Beziehung oder gelingender Interaktion, treten vermehrt Streitigkeiten auf, werden die gegenseitigen Rollenerwartungen nicht erfüllt oder sind die Familien von weiteren Problemlagen betroffen, die die exzessive Internetnutzung des Jugendlichen begünstigen? Zu beachten ist hier z. B., dass bei Förderschülern häufig eine Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitätsstörung (ADHS) vorliegt, die wiederum im Zusammenhang mit exzessiver Internetnutzung nachweisbar ist (vgl. hierzu die Studien von Yen et al. 2007 und Ko et al. 2008). Um Antworten auf diese Fragen zu finden und um konkrete Handlungsempfehlungen formulieren zu können, bedarf es einer weiteren und gezielten Erforschung der Gruppe der Förderschüler.

Wirft man einen allgemeinen Blick auf das Förderschulwesen, kann man dem Bildungsauftrag entnehmen, dass dieser darin besteht, Kinder und Jugendliche, die an allgemeinen Schulen aufgrund einer Beeinträchtigung nicht hinreichend gefördert werden können, individuell zu unterstützen und zu betreuen.

„Die pädagogische Ausgangslage von Kindern und Jugendlichen mit Beeinträchtigungen des Lern- und Leistungsverhaltens, insbesondere des schulischen Lernens, stellt sich vielfach in Verbindung mit Beeinträchtigungen der motorischen, sensorischen, kognitiven, sprachlichen sowie sozialen und emotionalen Fähigkeiten dar.“ (Kultusministerkonferenz, Empfehlungen zum Förderschwerpunkt Lernen, 1999, S. 3)

Förderschulen unterteilen sich nach verschiedenen Schwerpunkten wie „geistig Behinderte“, „Sehbehinderte“ oder „emotionale und soziale Entwicklung“. Neben den speziellen Förderschulen gibt es an Regelschulen integrative Klassen mit einer geringen Anzahl an Schülern mit leichter Beeinträchtigung. Im Zusammenhang mit der exzessiven Computer- und Internetnutzung ist davon auszugehen, dass insbesondere Förderschüler betroffen sind, die unter einer Beeinträchtigung in der emotionalen und sozialen Entwicklung leiden. Ziel einer weiteren Forschung im Bereich der Förderschüler muss es sein, Maßnahmen zu entwickeln, die unter dem Fokus des niedrigschwelligen Zugangs und in Kooperation mit sozial-, sonder- und heilpädagogischen Fachkräften konzipiert werden. Zudem empfiehlt sich, indizierte Präventionsmodelle zu erarbeiten, die Früherkennungs- und Beratungsangebote für diese Zielgruppe umfassen. Zu berücksichtigen sind auch die besonderen Problemlagen dieser Jugendlichen. Die große Mehrheit stammt aus ungünstigen sozioökonomischen Bedingungen.⁶⁹ Die unsichere berufliche und finanzielle Situation der Eltern, schlechte Wohnbedingungen, das Leben in sozialen Brennpunkten, eingeschränkte und einseitige Anregungen können Ursachen für eine Entwicklungsbeeinträchtigung sein. Ob dies auch Ursachen für eine exzessive Internetnutzung sein können, bleibt zu klären. In einem ersten Schritt empfehlen die Autoren der Studie, die mit Förderschülern arbeitenden pädagogischen Fachkräfte bereits in ihrer Ausbildung, aber auch durch Fortbildung im beruflichen Alltag für das Thema exzessive Computer- und Internetnutzung zu sensibilisieren und sie über die Problemhäufung innerhalb ihrer Schülerschaft

⁶⁹ „13 % der Kinder aus der Unterschicht sind auf einer Förderschule und 4 % aus der unteren Mittelschicht im Vergleich zu 0 % aus der Oberschicht“ (Hurrelmann & Andresen 2010, S. 163).

zu informieren. In einem zweiten Schritt und unter Berücksichtigung weiterer zu erhebender Forschungsergebnisse sind konkrete Unterrichtsmodule zu konzipieren, die die Schüler zur Entwicklung einer autonomen Selbstverantwortung im Umgang mit Medien befähigen. Medienkompetenzförderung alleine würde für diese Zielgruppe nicht ausreichen. Eine dysfunktionale Computer- und Internetnutzung könnte der Hinweis auf vielschichtige Probleme sein, mit denen der Jugendliche konfrontiert ist. Für die pädagogischen Fachkräfte ist es daher unbedingt notwendig, die familialen Lebensumstände zu berücksichtigen und gemeinsam mit dem Jugendlichen und seinen Eltern Lösungswege zu gestalten.

9.2 Ausblick auf weitere Forschungsnotwendigkeit

Im Hinblick auf die dargestellten Ergebnisse besteht eine weitere Forschungsnotwendigkeit insbesondere für die folgenden drei Aspekte:

1. Um gezielte Präventionsmaßnahmen und medienerzieherische Handlungsempfehlungen formulieren zu können, bedarf es einer weiteren Erforschung der Gruppe der exzessiv spielenden Jugendlichen und ihrer Familien. Es konnte gezeigt werden, dass sich in den betroffenen Familien eine problematische Beziehungsqualität findet und die Familien Schwierigkeiten mit der Bewältigung von Familienentwicklungsaufgaben in der Adoleszenz haben. Erforderlich ist eine den Entwicklungsaufgaben angemessene Verhaltensänderung aller Familienmitglieder, sodass ein Gleichgewicht trotz der Veränderungen wiederhergestellt wird (vgl. Hofer 2002, S. 12 f.). Die Reaktionen aller Familienmitglieder stehen in einer Wechselwirkung zueinander. Eltern haben Probleme, ein ausgeglichenes Nähe-Distanz-Verhältnis zum Kind zu finden, während die Rolle des Jugendlichen in der Familie unklar definiert ist und dieser seine sich verändernde Rolle nicht angemessen ausfüllen kann. Kommunikationsprobleme können Schwierigkeiten dieser Art intensivieren. Die Beziehungsqualität in Familien, in denen ein gravierendes Problem mit der exzessiven Mediennutzung eines Jugendlichen besteht, ist oftmals nicht ausgewogen.

Es bedarf eines spezifischeren Blicks in den Alltag dieser Familien, um die Lebenslagen, die Familienentwicklungsaufgaben und die Dynamiken innerhalb des Familiensystems genauer nachvollziehen zu können. Ein besonderer Fokus sollte dabei auf die (Medien-)Erziehungsstile gelegt werden. Um die Kausalitäten und Verläufe des Problems der exzessiven Computer- und Internetnutzung bestimmen zu können, ist eine langfristige und begleitende Untersuchung notwendig. Insbesondere um den Blick weg von einer medienzentrierten Wirkungsannahme hin zu einer Erforschung der Rolle der Familie zu richten, ist der Frage nachzugehen, in welcher Lebensphase und warum das exzessive Spielen beim Jugendlichen beginnt, wann es wieder abnimmt und welchen Einfluss die Familie auf den individuellen Entwicklungsverlauf nimmt. Um diesen Prozess adäquat erfassen zu können, empfehlen sich Panel- bzw. Kohortenstudien. Auf diesem Weg finden wiederholte Erhebungen statt, wobei stets dieselben Familien zu mehreren Zeitpunkten zu den gleichen Variablen bezüglich des Problems der exzessiven Computer- und Internetnutzung befragt werden. Die vorliegende Studie belegt, dass es Familien mit einer problematischen Internetnutzung des Kindes im Jugendalter gibt, jedoch können in einer Querschnittsstudie wie der vorliegenden keine zufriedenstellenden Aussagen zu der Frage gewonnen werden, wann und warum sich die Internetnutzung des Jugendlichen hin

zu einer problematischen oder einer suchartigen Nutzung entwickelt hat. Welchen Einfluss haben familiäre Besonderheiten und Strukturen des Alltags? Welche medienerzieherischen Konzepte in den Familien gibt es, wie werden sie umgesetzt und wie verändern sie sich im Lauf der Jahre?

Bei einer Kohortenstudie wären zum Beispiel Familien der Gruppe *w_e_k* auszuwählen, welche in der Studie identifizierte Risikofaktoren aufweisen (wie Zugehörigkeit zu sozial schwächeren Schichten, eine Dysfunktionalität im Familienklima oder Defizite in der Medienerziehung) und in denen aktuell ein Problem mit der Computer- und Internetnutzung des Jugendlichen vorliegt. Diese können somit zum einen rückblickend berichten, ab wann die Computer- und Internetnutzung zu einem Problem für die Familie geworden ist und andererseits durch die Panel- bzw. Kohortenstudie Hinweise auf Verläufe und Problemlösungen liefern.

Langzeitstudien ermöglichen es, kausale Zusammenhänge wesentlich besser zu erforschen und sind daher dringend notwendig. Zudem sollte der Verlauf von als exzessiv eingestufte Computer- und Internetnutzung Jugendlicher aus der Perspektive verschiedener Disziplinen untersucht werden, um ihm in seiner Komplexität gerecht werden zu können und sowohl den Nutzer als auch seine Umgebung und das Medium im Fokus zu haben. Denkbar ist eine interdisziplinäre Erforschung aus Sicht der Erziehungswissenschaft, Kommunikationswissenschaft und Suchtforschung.

2. Da die vorliegende Studie belegt, dass Probleme mit der exzessiven Computer- und Internetnutzung vor allem unter Förderschülern (also lern- und verhaltensauffälligen Schülern) auftritt, muss der Frage nachgegangen werden, ob es innerhalb dieser Gruppe Komorbiditäten mit weiteren affektiven Störungen gibt und wie geeignete pädagogische Handlungsmaßnahmen für diese Zielgruppe aussehen könnten. Die Aussagen der Experteninterviews bestätigen, dass für die Entstehung der problematischen Computer- und Internetnutzung neben allgemeinen familialen Problemlagen insbesondere die Persönlichkeit des Jugendlichen (Selbstwertproblematik, Schwierigkeiten in sozialen Kontexten, gravierende psychische Komorbiditäten) von Bedeutung ist.

3. In Folgestudien zur exzessiven Computer- und Internetnutzung muss mit Blick auf aktuell technologische Entwicklungen insbesondere die Nutzung von Smartphones berücksichtigt werden. Zum einen zeigen die Ergebnisse der repräsentativen Befragung, dass die Wahrscheinlichkeit, zur *w_e_k*-Gruppe zu gehören, mit der Anzahl der Smartphones steigt. Zum anderen belegen die Daten der JIM-Studie 2011, dass der Besitz von Smartphones unter Jugendlichen im Vergleich zum Vorjahr um 11 Prozentpunkte zugenommen hat (vgl. MPFS 2011, S. 57). Nahezu alle Jugendlichen verfügen über ein eigenes Mobiltelefon, wovon jeder vierte ein Smartphone besitzt. Besonders wichtig ist es für die Jugendlichen, über ihr Smartphone Communitys nutzen zu können (56%) und Computerspiele zu spielen (28%). Mit Blick auf das Computerspielen mit diesen mobilen Geräten und das steigende Interesse an der Beteiligung an sozialen Netzwerken im Internet ist zu überprüfen, inwiefern die CIUS weiterhin ein geeignetes Instrument zur Messung von exzessiver Computer- und Internetnutzung ist (vgl. Kapitel VI.). Berücksichtigt werden muss zudem, dass durch den omnipräsenten Zugang zum Internet die Tätigkeiten des Jugendlichen differenziert zu betrachten sind (wird z. B. gespielt, kommuniziert oder recherchiert?).

Aufgrund des wachsenden Angebots im Internet und weiter ansteigender Nutzungszeiten unterliegt das Forschungsfeld „exzessive Internetnutzung“ einem ständigen Wandel. Dies bedeutet sowohl für Wissenschaftler als auch für Familien stets neue Herausforderungen. So bleiben bei der Erforschung des Phänomens „exzessive Internetnutzung“ weiterhin viele offene Fragen, die aus unterschiedlichen Disziplinen betrachtet werden müssen. Wir hoffen, durch die medienpädagogische Sichtweise in unserer Studie einen weiterführenden Beitrag geleistet zu haben, der den Perspektiven der Beteiligten gerecht wird und der einen Baustein für die Entwicklung eines adäquaten Maßnahmenbündels liefert.

Literaturverzeichnis

Aufenanger, S. (2008). Mediensozialisation. In U. Sander, F. von Gross & K.-U. Hugger (Hrsg.), *Handbuch Medienpädagogik* (1. Aufl., S. 87–92). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH Wiesbaden.

Backhaus, K., Erichson, B., Plinke, W. & Weiber, R. (2006). *Multivariate Analysemethoden. Eine anwendungsorientierte Einführung* (11. Aufl.). Berlin, Heidelberg, New York: Springer.

Barthelmes, J. (2001). Funktionen von Medien im Prozess des Heranwachsens. Ergebnisse einer Längsschnittuntersuchung bei 13- bis 20-Jährigen. *Media Perspektiven* (2), 84–89.

Baumrind, D. (1971). Current patterns of parental authority. *Developmental Psychology*, 4 (1, Pt. 2), 1–103.

Beutel, M., Hoch, W., Wölfling, K. & Müller, K. (2011). Klinische Merkmale der Computerspiel- und Internetsucht am Beispiel der Inanspruchnehmer einer Spielsuchtambulanz. *Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie* (1/2011), 77–90.

Konsortium Bildungsberichterstattung im Auftrag der Ständigen Konferenz der Kultusminister der Länder in der Bundesrepublik Deutschland und des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (Hrsg.) (2006). *Bildung in Deutschland. Ein indikatorengestützter Bericht mit einer Analyse zu Bildung und Migration*. Bielefeld: W. Bertelsmann.

BMBF – Bundesministerium für Bildung und Forschung (2010). Kompetenzen in einer digital geprägten Kultur. Medienbildung für die Persönlichkeitsentwicklung, für die gesellschaftliche Teilhabe und für die Entwicklung von Ausbildungs- und Erwerbsfähigkeit. Zugriff am 8. Februar 2012. http://www.bmbf.de/pub/kompetenzen_in_digitaler_kultur.pdf.

Bogner, A. (Hrsg.) (2009). *Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung* (2. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Bogner, A. & Menz, W. (2009). Experteninterviews in der qualitativen Sozialforschung. Zur Einführung in eine sich intensivierende Methodendebatte. In A. Bogner (Hrsg.), *Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung* (2. Aufl., S. 7–34). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Bohnsack, R. (2007). *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden*. Opladen, Farmington Hills: Budrich.

Bohnsack, R. (2008): Gruppendiskussion. In Flick, U., von Kardorff, E. & Steinke, I. (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (7. Aufl., S. 369–384). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Bohnsack, R. & Schäffer, B. (2007). Exemplarische Textinterpretation. Diskursorganisation und dokumentarische Methode. In R. Bohnsack, I. Nentwig-Gesemann & A.-M. Nohl (Hrsg.), *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis* (2. Aufl., S. 309–323). s. l.: VS Verlag für Sozialwissenschaften (GWV).

Bohnsack, R., Nentwig-Gesemann, I. & Nohl, A.-M. (Hrsg.) (2007). *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis* (2. Aufl.). s. l.: VS Verlag für Sozialwissenschaften (GWV).

Bohrhardt, R. (2006). Vom ‚broken home‘ zur multiplen Elternschaft. Chancen und Erschwernisse kindlicher Entwicklung in diskontinuierlichen Familienbiografien. In H. Bertram (Hrsg.), *Wem gehört die Familie der Zukunft? Expertisen zum 7. Familienbericht der Bundesregierung* (S. 169–190). Opladen: Budrich.

BMFSFJ – Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2005).

Stärkung familialer Beziehungs- und Erziehungskompetenzen. Kurzfassung eines Gutachtens des Wissenschaftlichen Beirats für Familienfragen beim Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Zugriff am 17. Februar 2012. http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/St_C3_A4rkung-familialer-Beziehungs-und-Erziehungskompetenzen,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf.

BMFSFJ – Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2009). Richtlinien über die Gewährung von Zuschüssen und Leistungen zur Förderung der Kinder- und Jugendhilfe durch den Kinder- und Jugendplan des Bundes (KJP) II.11. vom 28. August 2009. *Gemeinsames Ministerialblatt 38.* Zugriff am 17. Februar 2012. <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Abteilung5/Pdf-Anlagen/kjp-richtlinien-2009,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf>.

BMFSFJ – Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2010).

Kinder und Jugendhilfe. Achtes Buch, Sozialgesetzbuch. Berlin: DruckVogt GmbH.

Caplan, S. E. (2003). Preference for Online Social Interaction. A Theory of Problematic Internet Use and Psychosocial Well-Being. *Communication Research*, 30(6), 625–648.

Caplan, S. E. (2007). Relations Among Loneliness, Social Anxiety, and Problematic Internet Use. *CyberPsychology & Behavior*, 10(2), 234–242.

Caplovitz, G. P. & Kastner, S. (2009). Carrot sticks or joysticks: video games improve vision. *Nature Neuroscience*, 12(5), 527–528.

Carter, B. & McGoldrick, M. (Hrsg.) (1988). *The changing family life cycle. A framework for family therapy.* Boston: Allyn and Bacon.

Charvoz, L., Bodenmann, G. & Hermann, E. (2002). Die Bedeutung der Familie für den Konsum psychotroper Substanzen bei Jugendlichen. *Kindheit und Entwicklung*, 11(1), 14–20.

- Cierpka, M. (2008).** *Handbuch der Familiendiagnostik* (3. Aufl., aktualisiert und ergänzt). Heidelberg: Springer-Verlag.
- Cierpka, M. & Frevert, G. (1994).** *Die Familienbögen. Ein Inventar zur Einschätzung von Familienfunktionen*. Göttingen, Bern, Toronto, Seattle: Hogrefe Verlag.
- Davis, R. A. (2001).** A cognitive-behavioral model of pathological internet use (PIU). *Computers in Human Behavior* (17), 187–95.
- Dembach, B. (2005).** Familie mit Suchtproblemen – Grenzüberschreitungen – Auswege. Vortrag anlässlich der Fachveranstaltung „Arbeit mit Kindern aus Suchtfamilien“ der Landesarbeitsgemeinschaft Kinder- und Jugendschutz Thüringen e. V. am 30.08.2005 im TMSFG.
- Detert, D. (2007).** *Schriftenreihe der Fakultät V – Diakonie, Gesundheit und Soziales der Fachhochschule Hannover. Bd. 15: Gemeinsame Erziehungsverantwortung von Familien und Lehrkräften*. Hannover: Blumhardt-Verlag.
- Drogenbeauftragte der Bundesregierung (2012):** *Nationale Strategie zur Drogen- und Suchtpolitik*. Berlin. Zugriff am 17. Februar 2012. http://drogenbeauftragte.de/fileadmin/dateien-dba/Presse/Downloads/12-02-08_Nationale_Strategie_final_Druckvorlage.pdf
- Dilling, H., Mombour, W. & Schmidt, M. (1993).** *Internationale Klassifikation psychischer Störungen – Kapitel V (ICD-10)*. Bern: Hans Huber.
- Durkin, K. (2006).** Game Playing and Adolescents' Development. In P. Vorderer & J. Bryant (Hrsg.), *LEA's communication series: Playing video games. Motives, responses, and consequences* (S. 415–428). Mahwah, NJ: Lawrence Erlbaum.
- Düssel, M. (2010).** Familiäre Mediennutzung: Einsam oder gemeinsam. Forschungsergebnisse zu Medienerziehung im Kontext sozialer Benachteiligung. *merz – Medien und Erziehung*, 54(4), 11–18.
- Ertelt, J. (2008):** Netzkultur 2.0. Jugendliche im globalen Dorf. In Ertelt, J. & Röhl, F.-J. (Hrsg.), *Web 2.0: Jugend online als pädagogische Herausforderung. Navigation durch die digitale Jugendkultur* (S. 50–58). München: kopaed.
- Eschenbeck, H., Kohlmann, C.-W. & Meier, S. (2010).** Mediennutzung als Bewältigungsstrategie von Kindern und Jugendlichen. *Zeitschrift für Gesundheitspsychologie*, 18(4), 183–189.
- EU Kids Online (2010):** *Risiken im Internet. Erste Befunde einer empirischen Untersuchung zur Onlinenutzung von Kindern und Jugendlichen. Überblick über europäische Ergebnisse und ausgewählte Befunde für Deutschland*. Zugriff am 17. Februar 2012. http://www.hans-bredow-institut.de/webfm_send/521

Europäische Beobachtungsstelle für Drogen und Drogensucht (2011). *Jahresbericht 2011. Stand der Drogenproblematik in Europa.* Zugriff am 17. Februar 2012. http://www.dbdd.de/images/2011_Pressekonferenz/emcdda_ar_de.pdf.

Feldhaus, M. & Logemann, N. (2006). Die Kommunikationsmedien Internet und Mobiltelefon im familialen Alltag. *merz – Medien und Erziehung*, 50(2), 30–37.

Fend, H. (1990). *Entwicklungspsychologie der Adoleszenz in der Moderne. Bd. 2: Identitätsentwicklung in der Adoleszenz. Lebensentwürfe, Selbstfindung und Weltaneignung in beruflichen, familiären und politisch-weltanschaulichen Bereichen* (1. Aufl.). Bern: Huber.

Fend, H. (2005). *Entwicklungspsychologie des Jugendalters. Ein Lehrbuch für pädagogische und psychologische Berufe.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Flammer, A. & Alsaker, F. (2011). *Entwicklungspsychologie der Adoleszenz. Die Erschließung innerer und äußerer Welten im Jugendalter* (1. Aufl., 4. Nachdr.). Bern: Huber.

Flick, U. (2003): *Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften.* Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Flick, U. (2011). *Triangulation. Eine Einführung* (3., aktualisierte Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften; Springer-Verlag.

Flick, U., von Kardorff, E. & Steinke, I. (2007). Was ist qualitative Forschung? Einleitung und Überblick. In U. Flick (Hrsg.), *rowohlts enzyklopädie*. Bd. 55628: Qualitative Forschung. Ein Handbuch (5. Aufl., S. 13–29). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Fritz, J. (2011). Wie Computerspieler ins Spiel kommen. Theorien und Modelle zur Nutzung und Wirkung virtueller Spielwelten. *Schriftenreihe Medienforschung der LfM*. Berlin.

Fritz, J., Lampert, C., Schmidt, J.-H. & Witting, T. (Hrsg.) (2011). *Kompetenzen und exzessive Nutzung bei Computerspielern: Gefordert, gefördert, gefährdet.* Zusammenfassung einer Studie. Berlin: Vistas.

Gaitanides, S. (1998). Zugangsbarrieren von Migranten zu den Drogendiensten. In Deutsche Hauptstelle für Suchtfragen e. V. (Hrsg.), *Sucht in unserer multikulturellen Gesellschaft* (S. 62–76). Freiburg im Breisgau: Lambertus.

Gentile, D. A., Choo, H., Liau, A., Sim, T., Li, D., Fung, D., et al. (2011). Pathological Video Game Use Among Youths. A Two-Year Longitudinal Study. *PEDIATRICS*, 127(2), 319–329.

Gerhard, A.-K. (Hrsg.) (2005). *Autonomie und Nähe. Individuationsentwicklung Jugendlicher im Spiegel familiärer Interaktion.* Weinheim und München: Juventa Verlag.

Geserick, C. (2005). Neue Medien im familialen Kontext. Eine Recherche zu Studienergebnissen im Zusammenhang mit Nutzung, Chancen und Herausforderungen im Familienalltag. WOR-

KING PAPERS Nr. 47. Zugriff am 17. Februar 2012. http://leavenetwork.univie.ac.at/fileadmin/OEIF/Working_Paper/wp_47_neuemedien_und_familie.pdf.

Gläser, J. & Laudel, G. (2009). *Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse als Instrumente rekonstruierender Untersuchungen* (2., durchgesehene Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Gloger-Tippelt, G. (2007). Eltern-Kind- und Geschwisterbeziehung. In J. Ecarius (Hrsg.), *Handbuch Familie* (S. 157–178). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Greenfield, P. M. (2009). Technology and Informal Education: What Is Taught, What Is Learned. *Science*, 323(5910), 69–71.

Hahn, A. & Jerusalem, M. (2001). Internetsucht: Jugendliche gefangen im Netz. In J. Raithel (Hrsg.), *Risikoverhaltensweisen Jugendlicher. Formen, Erklärungen und Prävention* (S. 279–293). Opladen: Leske und Budrich.

HBI – Hans-Bredow-Institut (2007). *Analyse des Jugendmedienschutzsystems – Jugendschutzgesetz und Jugendmedienschutz-Staatsvertrag. Endbericht*. Hamburg. Zugriff am 17. Februar 2012. http://www.hans-bredow-institut.de/webfm_send/104.

Haumann, W. (Hrsg.) (2010). *Generationen-Barometer 2009*. Eine Studie des Instituts für Demoskopie Allensbach. Monsenstein und Vannerdat.

Hayer, T. & Rosenkranz, M. (2011). Die pathologische Nutzung neuer Medien. Eine neue alte Sucht-Debatte. *Suchttherapie. Prävention, Behandlung, wissenschaftliche Grundlagen*, 12(2), 55–56.

Hein, S. & Kammerl, R. (2010). Exzessive Computer- und Internetnutzung Jugendlicher. Eine medienerzieherische Herausforderung für Familien? *tv diskurs*, 14(3), 50–52.

Hirschhäuser, L. & Kammerl, R. (2011). Elterliche Befürchtungen und Beobachtungen exzessiver Mediennutzung Jugendlicher aus Expertenperspektive. *merz – Medien und Erziehung*, 55(6), 47–57.

Hirschhäuser, L., Kammerl, R. & Schwinge, C. (2011). Zwischen exzessivem und pathologischem Medienkonsum. Perspektiven auf problematische Computer- und Internetnutzungsweisen Jugendlicher. *Computer+Unterricht*, 21(82), 39–41.

Hirte, C. & Hirte C. (2011). Heroin aus der Steckdose. *Tendenz. Das Magazin der Bayerischen Landeszentrale für neue Medien* (4), 14–17.

Hofer, M. (2002). Familienbeziehungen in der Entwicklung. In M. Hofer, E. Wild & P. Noack (Hrsg.), *Lehrbuch Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung* (2., vollständig überarbeitete und erweiterte Aufl., S. 4–27). Göttingen, Bern, Toronto, Seattle: Hogrefe Verlag.

- Hofer, M. & Pikowsky, B. (2002).** Familie mit Jugendlichen. In M. Hofer, E. Wild & P. Noack (Hrsg.), *Lehrbuch Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung* (2., vollständig überarbeitete und erweiterte Aufl., S. 241–264). Göttingen, Bern, Toronto, Seattle: Hogrefe Verlag.
- Hofer, M., Wild, E. & Noack, P. (Hrsg.) (2002).** *Lehrbuch Familienbeziehungen. Eltern und Kinder in der Entwicklung* (2., vollständig überarbeitete und erweiterte Aufl.). Göttingen, Bern, Toronto, Seattle: Hogrefe Verlag.
- Hoffmann, D. & Mikos, L. (Hrsg.) (2007).** *Mediensozialisationstheorien. Neue Modelle und Ansätze in der Diskussion* (1. Aufl.). s.l.: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hurrelmann, B., Hammer, M. & Stelberg, K. (1996).** *Schriftenreihe Medienforschung der Landesanstalt für Rundfunk Nordrhein-Westfalen. Bd. 20: Familienmitglied Fernsehen. Fernsehgebrauch und Probleme der Fernseherziehung in verschiedenen Familienformen.* Opladen: Leske + Budrich.
- Hurrelmann, K. & Andresen, S. (2010).** *Kinder in Deutschland 2010. 2. World Vision Kinderstudie.* Frankfurt am Main. Fischer Taschenbuch Verlag.
- Jäger, R. S., Moormann, N. & Fluck, L. (2008).** *Merkmale pathologischer Computerspielnutzung im Kindes- und Jugendalter.* Universität Koblenz.
- Jost, A. (2010).** Erziehungsberatung bei elterlicher Suchtbelastung. In A. Hundsalz, K. Menne & H. Scheuerer-Englisch (Hrsg.), *Jahrbuch für Erziehungsberatung. Band 8* (S. 107–123). Weinheim: Juventa.
- Kammerl, R. (2005).** *Internetbasierte Kommunikation und Identitätskonstruktion. Selbstdarstellungen und Regelorientierungen 14- bis 16-jähriger Jugendlicher.* Habilitationsschrift, Univ. Passau, 2004. Hamburg: Kovač.
- Kammerl, R. (2009).** „Du bist doch schon süchtig!“ Exzessive Nutzung von Computerspielen und Internet durch Kinder und Jugendliche – Eine Herausforderung an die elterliche Kontrolle? In S. Grampp, D. Meier & S. Rühr (Hrsg.), *Medien unter Kontrolle.* Im Auftrag des Interdisziplinären Medienwissenschaftlichen Zentrums (IMZ) an der FAU Erlangen-Nürnberg (S. 91–106). Erlangen: Univ. Erlangen-Nürnberg; Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek.
- Kammerl, R. (2011).** Medien als Erzieher in den Familien? Medienerziehung in den Familien. In R. Kammerl, R. Luca & S. Hein (Hrsg.), *Keine Bildung ohne Medien! Neue Medien als pädagogische Herausforderung* (S. 181–193). Berlin: Vistas.
- Kammerl, R. & AK Enter – Control – Escape (2010).** Computerspielnutzung als Herausforderung und Aufgabe der Suchtprävention und Medienpädagogik. In S. Ganguin & B. Hoffmann (Hrsg.), *Schriften zur Medienpädagogik. Bd. 43: Digitale Spielkultur* (S. 21–27). München: kopaed.
- Kammerl, R. & Ostermann, S. (2010).** *Medienbildung – (k)ein Unterrichtsfach? Eine Expertise zum Stellenwert der Medienkompetenzförderung in Schulen.* Zugriff am 17. Februar 2012.

http://www.ma-hsh.de/cms/upload/downloads/Medienkompetenz/ma_hsh_studie_medienbildung_web.pdf

Kandel, D. B. (1996). The Parental and Peer Contexts of Adolescent Deviance: An Algebra of Interpersonal Influences. *Journal of Drug Issues* (2), 289–315.

Kelle, U. (2008). *Die Integration qualitativer und quantitativer Methoden in der empirischen Sozialforschung. Theoretische Grundlagen und methodologische Konzepte* (2. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Khazaal, Y., Billieux, J., Thorens, G., Khan, R., Louati, Y., Scarlatti, E., et al. (2008). French Validation of the Internet Addiction Test. *CyberPsychology & Behavior*, 11(6), 703–706.

Kim, K., Ryu, E., Chon, M.-Y., Yeun, E.-J., Choi, S.-Y., Seo, J.-S., et al. (2006). Internet addiction in Korean adolescents and its relation to depression and suicidal ideation. A questionnaire survey. *International Journal of Nursing Studies* (43), 185–192.

Klink, A., Marcelesco, M., Siemens, S. & Wolling, J. (2009). Sport in virtuellen Welten. In T. Quandt, J. Wimmer & J. Wolling (Hrsg.), *Die Computerspieler. Studien zur Nutzung von Computergames* (2. Aufl., S. 263–277). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Ko, C. H., Yen, J. Y., Chen, C. S., Chen, C. C., Yen, C. F. (2008). Psychiatric comorbidity of internet addiction in college students: an interview study. *CNS Spectrums*, 13 (2), 147–153.

Koehler, K. & Saß, H. (1996). *Diagnostisches und statistisches Manual psychischer Störungen*. DSM-IV (dt. 1996, orig. 1994). Deutsche Bearbeitung von K. Koehler & H. Saß. Göttingen: Hogrefe.

Korte, J. (2008). Beltz Pädagogik-Praxis: *Erziehungspartnerschaft Eltern – Schule. Von der Elternarbeit zur Elternpädagogik*. Weinheim: Beltz.

Kratzer, S. (2011). Pathologische Computer- und Internetnutzung – „Internetsucht“. *Fortschritte der Neurologie – Psychiatrie* (4), 242–250.

Kreppner, K. (1991). Sozialisation in der Familie. In K. Hurrelmann (Hrsg.), *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung* (4., völlig neubearb. Aufl., S. 321–334). Weinheim, Basel: Beltz.

Krotz, F. (2008). Kultureller und gesellschaftlicher Wandel im Kontext des Wandels von Medien und Kommunikation. In T. Thomas (Hrsg.), *Medienkultur und soziales Handeln* (1. Aufl., S. 43–62). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Kübler, H.-D. (2009). Mediensozialisation. Ein Desiderat zur Erforschung von Medienwelten. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*, 4(1), 7–26.

Kultusministerkonferenz (1999). *Empfehlungen zum Förderschwerpunkt Lernen. Beschluss der Kultusministerkonferenz vom 01.10.1999*. Zugriff am 17. Februar 2012. <http://www.kmk.org/fileadmin/pdf/PresseUndAktuelles/2000/sopale.pdf>

- Kuttner, C. (2010).** Medienbildung als Gemeinschaftsprojekt. Erziehungsvereinbarung zwischen Schule und Familie. *Computer+Unterricht*, 20(80), 26–29.
- Lampert, C. & Schwinge, C. (2011).** Medienkompetenzförderung im Kontext des Social Web. Herausforderung für die Medienpädagogik. In R. Kammerl, R. Luca & S. Hein (Hrsg.), *Keine Bildung ohne Medien! Neue Medien als pädagogische Herausforderung* (S. 67–82). Berlin: Vistas.
- Lampert, C., Sygusch, R. & Schlack, R. (2007).** Nutzung elektronischer Medien im Jugendalter. Ergebnisse des Kinder- und Jugendgesundheits surveys (KiGGS). *Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz*, 50, 643–652.
- Lei, L. & Wu, Y. (2007).** Adolescents' Paternal Attachment and Internet Use. *CyberPsychology & Behavior*, 10(5), 633–639.
- Lenhart, C. (1995).** *Computer als Sozialisationsfaktor. Der Einfluss des Computers auf die kindliche Sozialisation im familialen Kontext*. Münster: LIT.
- Leven, I. & Schneekloth, U. (2010).** Die Schule: Frühe Vergabe von Lebenschancen. In K. Hurrelmann & S. Andresen (Hrsg.), *Kinder in Deutschland 2010. 2. World Vision Kinderstudie* (S. 161–186). Frankfurt am Main: TNS Infratest, World Vision.
- Lim, S. & Lee, J. R. (2009).** When playing together feels different: effects of task types and social contexts on physiological arousal in multiplayer online gaming contexts. *CyberPsychology and Behavior*, 12(1), 59–61.
- Link, J. (1997).** *Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Lo, S.-K., Wang, C.-C. & Fang, W. (2005).** Physical interpersonal relationships and social anxiety among online game players. *CyberPsychology & Behavior* (8), 15–20.
- Marburger, H. (2003).** CMC – Die digitale Identitätsdroge. *merz – Medien und Erziehung*, 47(5), 87–99.
- Mayring, P. (2003).** *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. Weinheim, Basel: Beltz Verlag.
- MPFS – Medienpädagogischer Forschungsverband Südwest (2010).** *JIM-Studie 2010. Jugend, Information, (Multi-)Media*. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger. Zugriff am 21. Juli 2011. <http://www.mpfs.de/fileadmin/JIM-pdf10/JIM2010.pdf>.
- MPFS – Medienpädagogischer Forschungsverband Südwest (2011).** *JIM-Studie 2011. Jugend, Information, (Multi-)Media*. Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger in Deutschland. Zugriff am 17. Februar 2012. <http://www.mpfs.de/index.php?id=11>.

MPFS – Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (2012): *FIM 2011. Familie, Interaktion & Medien. Untersuchung zur Kommunikation und Mediennutzung in Familien.* Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest. Stuttgart.

Meerkerk, G.-J., van Den Eijnden, R. J. J. M., Vermulst, A. A. & Garretsen, H. F. L. (2009). The Compulsive Internet Use Scale (CIUS). Some Psychometric Properties. *CyberPsychology & Behavior*, 12(1), 1–6.

Meixner, S. (2010). Exzessive Internetnutzung im Jugendalter. *Kinder- und Jugendschutz in Wissenschaft und Praxis*, 55(1), 3–7.

Melzer, W. (1999). Elternhaus und Schule. Ein Beispiel mißlungener und gelungener gesellschaftlicher Partizipation von Familie. In L. Böhnisch & K. Lenz (Hrsg.), *Familien. Eine interdisziplinäre Einführung* (2., korrigierte Aufl., S. 299–310). Weinheim: Juventa-Verlag.

Merkens, H. (2007). Auswahlverfahren, Sampling, Fallkonstruktion. In U. Flick (Hrsg.), *rowohlt's enzyklopädie. Bd. 55628: Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (5. Aufl., S. 286–299). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

Meuser, M. (2005). Strukturübungen. Peergroups, Risikohandeln und die Aneignung des männlichen Geschlechtshabitus. In V. King & K. Flaake (Hrsg.), *Männliche Adoleszenz. Sozialisation und Bildungsprozesse zwischen Kindheit und Erwachsensein* (S. 309–323). Frankfurt/Main: Campus Verlag.

Meuser, M. & Nagel, U. (2009). Experteninterview und der Wandel der Wissensproduktion. In A. Bogner (Hrsg.), *Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung* (2. Aufl., S. 35–60). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Mitchell, K. J., Sabina, C., Finkelhor, D. & Wells, M. (2009). Index of Problematic Online Experiences. Item Characteristics and Correlation with Negative Symptomatology. *CyberPsychology & Behavior* 12(6), 707–711.

Mittag, W. (1999). Zufriedenheit in verschiedenen Lebensbereichen. In R. Schwarzer (Hrsg.), *Skalen zur Erfassung von Lehrer- und Schülermerkmalen. Dokumentation der psychometrischen Verfahren im Rahmen der wissenschaftlichen Begleitung des Modellversuchs Selbstwirksame Schulen* (S. 39–40). Berlin: R. Schwarzer.

Möller, C. & Flach, U. (2011). *Internet- und Computersucht. Ein Praxishandbuch für Therapeuten, Pädagogen und Eltern* (1. Aufl.). Stuttgart: Kohlhammer.

Mücken, D., Teske, A., Rehbein, F. & te Wildt, B. T. (Hrsg.) (2010). *Prävention, Diagnostik und Therapie von Computerspielabhängigkeit* (1. Aufl.). Lengerich: Pabst Science Publishers.

Neuenschwander, M. P. (1996). *Entwicklung und Identität im Jugendalter. Überprüfung eines Modells der Identitätsentwicklung am Beispiel der persönlichen Identität und der Elternablösung.* Bern [etc.]: Haupt.

Paus-Hasebrink, I. (2010). Fernsehen als Familienmittelpunkt. Eine Panelstudie zum Medienhandeln sozial benachteiligter Eltern und Kinder. *merz – Medien und Erziehung*, 54(4), 19–25.

Paus-Hasebrink, Ingrid & Bichler, Michelle (2008). *Mediensozialisationsforschung – theoretische Fundierung und Fallbeispiel sozial benachteiligter Kinder*. Wien: Österreichischer Studienverlag (unter Mitarbeit von Christine Wijnen).

Penka, S., Krieg, S., Hunner, C. & Heinz, A. (2003). Unterschiedliche Erklärungsmodelle für abhängiges Verhalten bei türkischen und deutschen Jugendlichen. *Nervenarzt*, 74(7), 581–586.

Petersen, K. U. & te Wildt, B. T. (2012). Computer- und Internetabhängigkeit. In U. Voederholzer (Hrsg.), *Therapie psychischer Erkrankungen. State of the Art 2011/2012* [mit dem Plus im Web; Zugangscodex im Buch]. (7. Aufl., S. 405–412). München: Urban & Fischer in Elsevier.

Petersen, K. U. & Thomasius, R. (2010a). *Beratungs- und Behandlungsangebote zum pathologischen Internetgebrauch in Deutschland*. Lengerich: Pabst Science Publishers.

Petersen, K. U. & Thomasius, R. (2010b). „Süchtige“ Computer- und Internetnutzung. *Psychiatrie und Psychotherapie up2date*, 4(2), 97–108.

Peuckert, R. (2005). *Familienformen im sozialen Wandel*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Peukert, P., Sieslack, S., Barth, G., Batra, A. (2010). Internet- und Computerspielabhängigkeit – Phänomenologie, Komorbidität, Ätiologie, Diagnostik und therapeutische Implikationen für Betroffene und Angehörige. *Psychiatrische Praxis*, 5/2010, 219–224.

Pfarrhofer, D. (2011). 2. Oö. Jugend-Medien-Studie 2011. Das Medienverhalten der 11- bis 18-Jährigen. Zugriff am 17. Februar 2012. http://www.bimez.at/fileadmin/uploads/media/pdf/medienpaedagogik/jugend_medien_studie2011/bericht_jugendliche_2011.pdf

Pfeiffer, C., Mößle, T., Kleimann, M. & Rehbein, F. (2009). *Computerspieleabhängigkeit und „World of Warcraft“*. Fünf Thesen zu politischen Folgerungen aus aktuellen Forschungsbefunden des KFN. Hannover: Kriminolog. Forschungsinst. Niedersachsen.

Pinquart, M. & Silbereisen, R. K. (2005). Personale Disposition und familiärer Kontext. In R. Thomasius & U. J. Küstner (Hrsg.), *Familie und Sucht* (1. Aufl., S. 13–20). Stuttgart: Schattauer.

Prensky, M. (2001). Digital Natives, Digital Immigrants, Part II: Do they really think different? *On the Horizon (MCB University Press)*, 9(6), 1–9.

Przyborski, A. (2004). *Gesprächsanalyse und dokumentarische Methode. Qualitative Auswertung von Gesprächen, Gruppendiskussionen und anderen Diskursen*. [Lehrbuch] (1. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwiss.

- Raab-Steiner, E., & Benesch, M. T. (2010).** *Der Fragebogen: Von der Forschungsidee zur SPSS-Auswertung*. Stuttgart: UTB.
- Rehbein, F., Kleimann, M. & Mößle, T. (2009).** *KFN-Forschungsbericht. Bd. 108: Computerspielabhängigkeit im Kindes- und Jugendalter. Empirische Befunde zu Ursachen, Diagnostik und Komorbiditäten unter besonderer Berücksichtigung spielimmanenter Abhängigkeitsmerkmale*. Hannover: Kriminolog. Forschungsinst. Niedersachsen.
- Robertz, F. J. & Wickenhäuser, R. (2010).** Einführung. Triangulierung der Wirklichkeiten. In F. J. Robertz & R. Wickenhäuser (Hrsg.), *Orte der Wirklichkeit. Über Gefahren in medialen Lebenswelten Jugendlicher; Killerspiele, Happy Slapping, Cyberbullying, Cyberstalking, Computerspielsucht ...; Medienkompetenz steigern* (S. 1–6). Berlin [u. a.]: Springer.
- Röhr-Sendlmeier, U. M., Götze, I. & Stichel, R. (2008).** Medienerziehung in der Familie. Regeln und Motive, Umfang und Auswirkungen der Nutzung von Computer, Fernseher und Videokonsole. *Zeitschrift für Familienforschung*, 20(2), 107–130.
- Rosenthal, R., Geuss, S., Dell-Kuster, S., Schafer, J., Hahnloser, D. & Demartines, N. (2011).** Video Gaming in Children Improves Performance on a Virtual Reality Trainer but Does Not yet Make a Laparoscopic Surgeon. *Surgical Innovation*, 18(2), 160–170.
- Rumpf, H.-J., Meyer, C., Kreuzer, A. & John, U. (2011).** *Prävalenz der Internetabhängigkeit. Bericht an das Bundesministerium für Gesundheit*. Lübeck. Zugriff am 18. Oktober 2011. http://drogenbeauftragte.de/fileadmin/dateien-dba/DrogenundSucht/Computerspiele_Internetsucht/Downloads/PINTA-Bericht-Endfassung_280611.pdf.
- Sander, E. & Lange, A. (2006).** Familien – Medien – Lernen. *merz – Medien + Erziehung* 2(06), 9–15.
- Schenk-Danzinger, L. (1988).** *Entwicklungspsychologie* (20. Aufl.). Wien: Österreichischer Bundesverlag.
- Schneewind, K. A. (2002).** Wege zu einer wachstumsorientierten Erziehung. In H.-G. Krüsselberg (Hrsg.), *Zukunftsperspektive Familie und Wirtschaft. Vom Wert von Familie für Wirtschaft, Staat und Gesellschaft* (S. 213–262). Graftschaff: Vektor-Verlag.
- Schneewind, K. A. & Böhmert, B. (2009).** *Psychologie Sachbuch: Jugendliche kompetent erziehen. Der interaktive Elterncoach „Freiheit in Grenzen“* (1. Aufl.). Bern: Huber.
- Schuster, B. H. (2005).** Der Beginn des Individuationsprozesses: Wechselseitige Einflüsse zwischen Müttern und Kindern in Aushandlungsgesprächen. In B. H. Schuster, H.-P. Kuhn & H. Uhlendorff (Hrsg.), *Der Mensch als soziales und personales Wesen. Bd. 21: Entwicklung in sozialen Beziehungen. Heranwachsende in ihrer Auseinandersetzung mit Familie, Freunden und Gesellschaft* (S. 43–64). Stuttgart: Lucius & Lucius.

- Siomos, K., Floros, K., Fisoun, V., Evaggelia, D., Farkonas, N., Sergentani, E., Lamprou, M. & Geroukalis, D. (2012).** Evolution of Internet addiction in Greek adolescent students over a two-year period: the impact of parental bonding. *European Child & Adolescent Psychiatry*, (4. Februar 2012), 1–9.
- Siomos, K. E., Dafouli, E. D., Braimiotis, D. A., Mouzas, O. D. & Angelopoulos, N. V. (2008).** Internet Addiction among Greek Adolescent Students. *CyberPsychology & Behavior*, 11(6), 653–657.
- Six, U., Gimmler, R. & Vogel, I. (2002).** *Medienerziehung in der Familie. Hintergrundinformationen und Anregungen für medienpädagogische Elternarbeit.* Kiel: ULR.
- Spanhel, D. (2006).** *Handbuch Medienpädagogik. Bd. 3: Medienerziehung. Erziehungs- und Bildungsaufgaben in der Mediengesellschaft.* Stuttgart: Klett-Cotta.
- Springer, A. (2009).** Internet-Abhängigkeit – die große Ungewissheit. *Wiener Klinische Wochenschrift*, 121(15–16), 483–485.
- Starker, S. (1983).** Microcomputer Mania: A New Mental Disorder? *Hospital and Community Psychiatry*, 34(6), 556.
- Steinberg, L. (2001).** We Know Some Things. Parent-Adolescent Relationships in Retrospect and Prospect. *Journal of Research on Adolescence*, 11(1), 1–19.
- Steiner, O. & Goldoni, M. (2011).** *Medienkompetenz und medienerzieherisches Handeln von Eltern. Eine empirische Untersuchung bei Eltern von 10- bis 17-jährigen Kindern in Basel-Stadt.* Basel. Zugriff am 17. Februar 2012. http://www.ernet.ch/fileadmin/documents/Studie_Medienkompetenz_und_medienerzieherisches_Handeln_von_Eltern_FHNW-HSA_2011.pdf.
- Steinke, I. (2007).** Gütekriterien qualitativer Forschung. In U. Flick (Hrsg.), *rowohlts enzyklopädie. Bd. 55628: Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (5. Aufl., S. 319–331). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Stieglitz, R. D. (1999).** Cierpka, M. & Frevert, G. (1994) – Die Familienbögen. Ein Inventar zur Einschätzung von Familienfunktionen (Klinische Untersuchungsverfahren). *Zeitschrift für Klinische Psychologie* (3), 223–224.
- Süss, D. (2004).** *Mediensozialisation von Heranwachsenden. Dimensionen, Konstanten, Wandel.* Habilitationsschrift, Univ. Zürich, 2003 (1. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Süss, D. & Hipeli, E. (2010).** Medien im Jugendalter. In R. Vollbrecht & C. Wegener (Hrsg.), *Handbuch Mediensozialisation* (1. Aufl., S. 142–150). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- te Wildt, B. T. & Fischer, T. (2011).** Ist die pathologische Internetnutzung als eigenständige Erkrankung im Sinne einer stoffungebundenen Suchterkrankung zu diagnostizieren? *Suchttherapie. Prävention, Behandlung, wissenschaftliche Grundlagen*, 12(2), 80–84.

- Textor, M. R. (2000).** *Kooperation mit den Eltern. Erziehungspartnerschaft von Familie und Kindertagesstätte.* München: Don Bosco.
- Theunert, H. & Gebel, C. (2007).** *Untersuchung der Akzeptanz des Jugendmedienschutzes aus der Perspektive von Eltern, Jugendlichen und pädagogischen Fachkräften.* München. Zugriff am 8. Februar 2012. http://www.jff.de/dateien/JFF_JMS_LANG.pdf.
- Thomas, W. I. (1965).** *Soziologische Texte. Bd. 26: Person und Sozialverhalten.* Hrsg. von E. H. Volkart. Neuwied am Rhein, Berlin: Luchterhand.
- Thomasius, R. & Küstner, U. J. (Hrsg.) (2005).** *Familie und Sucht. Grundlagen, Therapiepraxis, Prävention.* Stuttgart: Schattauer.
- Vallerand, R. J., Blanchard, C., Mageau, G. A., Koestner, R., Ratelle, C., Léonard, M., et al. (2003).** Les passions de l'âme: On obsessive and harmonious passion. *Journal of Personality and Social Psychology*, 85(4), 756–767.
- van Den Eijnden, R. J. J. M., Spijkerman, R., Vermulst, A. A., van Rooij, T. J. & Engels, R. C. M. E. (2010).** Compulsive Internet Use Among Adolescents. Bidirectional Parent–Child Relationships. *Journal of Abnormal Child Psychology*, 38(1), 77–89.
- van Eimeren, B. & Frees, B. (2011).** Ergebnisse der ARD/ZDF-Onlinestudie 2011. Drei von vier Deutschen im Netz – ein Ende des digitalen Grabens in Sicht? *Media Perspektiven (1)*, 334–349.
- van Rooij, A. J., Schoenmakers, T. M., Vermulst, A. A., van Den Eijnden, R. J. J. M. & van de Mheen, D. (2011).** Online video game addiction: identification of addicted adolescent gamers. *Addiction*, 106(1), 205–212.
- Vogelgesang, W. (2000).** Ich bin, wenn ich spiele. Ludische Identität im Netz. In C. Thimm (Hrsg.), *Soziales im Netz. Sprache, soziale Beziehungen und Identität im Internet* (S. 240–259). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Vollbrecht, R. (2003).** Aufwachsen in Medienwelten. In K. Fritz, S. Sting & R. Vollbrecht (Hrsg.), *Mediensozialisation. Pädagogische Perspektiven des Aufwachsens in Medienwelten* (S. 13–24). Opladen: Leske + Budrich.
- Vollbrecht, R. & Wegener, C. (Hrsg.) (2010).** *Handbuch Mediensozialisation* (1. Aufl.). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Walper, S. (2004).** Wandel von Familien als Sozialisationsinstanz. In D. Geulen & H. Veith (Hrsg.), *Der Mensch als soziales und personales Wesen. Bd. 20: Sozialisationstheorie interdisziplinär. Aktuelle Perspektiven* (S. 217–252). Stuttgart: Lucius & Lucius.

- Walper, S. (2008).** Eltern-Kind-Beziehung im Jugendalter. In R. Silbereisen & M. Hasselhorn (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie. Bd. 5: Entwicklungspsychologie des Jugendalters* (1. Aufl., S. 135-188). Göttingen, Seattle: Hogrefe.
- Wang, C.-C. & Chu, Y.-S. (2007).** Harmonious passion and obsessive passion in playing online games. *Social Behavior and Personality, 35*(7), 997–1006.
- Wartberg, L., Sack, P. M., Petersen, K. U., Thomasius, R. (2011).** Psychische Befindlichkeit und Leistungsmotivation bei Jugendlichen mit pathologischem Internetgebrauch. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 9/2011*, 719–734.
- Witting, T. & Esser, H. (2003).** Wie Spieler sich zu virtuellen Spielwelten in Beziehung setzen. *merz – Medien + Erziehung, 47*(5), 52–64.
- Wölfling, K. & Müller, K. W. (2010).** Pathologisches Glücksspiel und Computerspielabhängigkeit – Wissenschaftlicher Kenntnisstand zu zwei Varianten substanzungebundener Abhängigkeits-erkrankungen. *Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz, 4/2010*, 306–312.
- Wölfling, K., Beutel, M. E. & Müller, K. (2009).** Wissenschaftliches Arbeitspapier zur Tagung „Identität und virtuelle Beziehungen“. Ein Quellentext. Zugriff am 8. Februar 2012. <http://www.tagung-computerspiele.de/arbeitspapier.html>.
- Wölfling, K., Müller, K. & Beutel, M. (2010).** Skala zum Onlinesuchtverhalten (OSV-S). In D. Muecken, A. Teske, F. Rehbein & B. te Wildt (Hrsg.), *Prävention, Diagnostik und Therapie von Computerspielabhängigkeit* (im Anhang). Lengerich: Pabst Science Publishers.
- Yen, J.-Y., Yen, C.-F., Chen, C.-C., Chen, S.-H. & Ko, C.-H. (2007).** Family Factors of Internet Addiction and Substance Use Experience in Taiwanese Adolescents. *CyberPsychology & Behavior, 10*(3), 323–329.
- Young, K. S. (1998).** *Caught in the net. How to recognize the signs of Internet addiction – and a winning strategy for recovery.* New York: Wiley.
- Youniss, J. (1983).** Social construction of adolescence by adolescents and parents. *New Directions for Child and Adolescent Development, 22*, 93–109.

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1:	Soziodemografie Jugendliche Gesamtstichprobe	94
Tabelle 2:	Soziodemografie Erziehungsberechtigte Gesamtstichprobe	95
Tabelle 3:	Soziodemografie nach Problemgruppen	98
Tabelle 4:	Freizeitaktivitäten nach Problemgruppen (Mehrfachantwort)	100
Tabelle 5:	Sozialkontakte nach Problemgruppen	100
Tabelle 6:	Einschätzung Internetnutzung des Jugendlichen nach Problemgruppen	103
Tabelle 7:	Aktivitäten im Internet nach Problemgruppen (Mehrfachantwort)	103
Tabelle 8:	Anzahl der Geräte im Zimmer/Besitz des Kindes nach Problemgruppen	104
Tabelle 9:	Gewünschte Medienausstattung nach Problemgruppen	105
Tabelle 10:	Anzahl medienerzieherischer Regeln nach Problemgruppen	106
Tabelle 11:	Schwierigkeiten durch Mediennutzung aus Elternsicht nach Problemgruppen	110
Tabelle 12:	Häufigkeit verschiedener Schwierigkeiten aus Elternsicht nach Problemgruppen	111
Tabelle 13:	Medienkompetenz der Eltern nach Problemgruppen	112
Tabelle 14:	Ergriffene Maßnahmen zur Problemlösung nach Problemgruppen (Mehrfachantwort)	113
Tabelle 15:	Funktionalität der Familie nach Problemgruppen	115
Tabelle 16:	Zugehörigkeit zur Gruppe w_e_k	117
Tabelle 17:	Zugehörigkeit zur Gruppe e	118

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1:	Perspektivmodell der Problemgruppen	27
Abb. 2:	Anteile der Problemgruppen im Perspektivmodell	96
Abb. 3:	Lebenszufriedenheit in verschiedenen Bereichen nach Problemgruppen	102
Abb. 4:	Existenz medienerzieherischer Regeln in der Familie (Elternsicht)	107
Abb. 5:	Anzahl reaktiver medienerzieherischer Regeln	108
Abb. 6:	Zeitpunkt des Einsatzes reaktiver medienerzieherischer Regeln	108
Abb. 7:	Anteile der Übereinstimmung (Eltern/Jugendliche) über Einhaltung einer medienerzieherischen Regel	109

Informationen über die Autoren

Dipl.-Päd. Sandra Hein studierte Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Medienpädagogik an der Universität Bielefeld. Seit 2008 ist sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Hamburg, Fachbereich Erziehungswissenschaft, Arbeitsbereich Medienpädagogik tätig. Ihr Forschungsschwerpunkt liegt im Bereich Familienalltag und Medien. Neben ihrer Beiratstätigkeit für Mediasmart ist sie Prüferin bei der Freiwilligen Selbstkontrolle Fernsehen und der Freiwilligen Selbstkontrolle Multimedia-Diensteanbieter.

Dipl.-Päd. Lena Hirschhäuser studierte Erziehungswissenschaft an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz und an der Universität Hamburg. Seit ihrem Studienabschluss ist sie dort wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fachbereich Erziehungswissenschaft, Arbeitsbereich Medienpädagogik. In ihrem Dissertationsvorhaben untersucht sie den Zusammenhang zwischen adoleszenten Individuationsprozessen und exzessiver Computer- und Internetnutzung nach dem Verfahren der Grounded Theory.

Prof. Dr. Rudolf Kammerl studierte Erziehungswissenschaft an der Universität Regensburg (Abschluss Dipl.-Päd.). 2004 habilitierte er sich mit der Arbeit „Internetbasierte Kommunikation und Identitätskonstruktion“. Seit Oktober 2008 ist Herr Dr. Kammerl an der Universität Hamburg als Professor für Erziehungswissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Medienpädagogik tätig. Ein Schwerpunkt seiner Arbeit bildet die Sozialisationsforschung zur Bedeutung der digitalen Medien im Jugendalter.

Dr. phil. Dipl.-Psych. Kay Uwe Petersen studierte und promovierte am Fachbereich Psychologie der Universität Hamburg. Bis Mitte 2011 war er als Projektleiter am Deutschen Zentrum für Suchtfragen des Kindes- und Jugendalters (DZSKJ) beschäftigt, seit Juli 2011 ist er Mitarbeiter der Sektion Suchtmedizin und Suchtforschung am Universitätsklinikum Tübingen. Einer seiner wissenschaftlichen Schwerpunkte ist seit 2006 exzessiver und abhängiger Computer- und Internetgebrauch.

Dipl.-Soz. Moritz Rosenkranz studierte Soziologie an der Universität Hamburg. Er arbeitet und forscht seit 2008 am Institut für interdisziplinäre Sucht- und Drogenforschung bzw. Zentrum für interdisziplinäre Suchtforschung der Universität Hamburg. Außerdem ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Fakultät für Erziehungswissenschaft, Arbeitsbereich Medienpädagogik der Universität Hamburg. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der Glücksspielsuchtforschung, quantitativen Forschungsmethoden und exzessiver Computer- und Internetnutzung.

Dipl.-Päd. Christiane Schwinge studierte Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Medienpädagogik an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz und an der Universität Hamburg. Derzeit arbeitet sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Hans-Bredow-Institut für Medienforschung an der Universität Hamburg. Von Oktober 2010 bis Oktober 2011 war sie im Rahmen ihrer Tätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Arbeitsbereich Medienpädagogik des Fachbereichs Erziehungswissenschaft der Universität Hamburg im EXIF-Projekt involviert.

Ihre Interessenschwerpunkte liegen im Bereich Medienerziehung und Mediensozialisation an der Schnittstelle zwischen Forschung und medienpädagogischer Praxis mit Fokus auf digital-interaktiven Medien wie dem Social Web und Computerspielen.

Dr. phil. Dipl.-Psych. Lutz Wartberg studierte und promovierte am Fachbereich Psychologie der Universität Hamburg. 2005 begann er als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf und ist seit 2006 dort am Deutschen Zentrum für Suchtfragen des Kindes- und Jugendalters (DZSKJ) tätig. Zusätzlich lehrt Lutz Wartberg am Fachbereich Psychologie der Universität Hamburg. Aktuelle Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen pathologischer Internetgebrauch, Cannabis und Kinder suchtkranker Eltern.

Dieses PDF ist Teil der Öffentlichkeitsarbeit der Bundesregierung;
es wird kostenlos abgegeben und ist nicht zum Verkauf bestimmt.

Herausgeber:

Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend
11018 Berlin
www.bmfsfj.de



Für weitere Fragen nutzen Sie unser
Servicetelefon: 0180 1 907050*
Fax: 030 18555-4400
Montag–Donnerstag 9–18 Uhr
E-Mail: info@bmfsfj.service.bund.de

Einheitliche Behördennummer: 115**
Zugang zum 115-Gebärdentelefon: 115@gebaerdentelefon.d115.de

Stand: März 2012

Gestaltung: www.avitamin.de

* 3,9 Cent/Min. aus dem deutschen Festnetz, max. 42 Cent/Min. aus den Mobilfunknetzen

** Für allgemeine Fragen an alle Ämter und Behörden steht Ihnen auch die einheitliche Behördenrufnummer 115 von Montag bis Freitag zwischen 8.00 und 18.00 Uhr zur Verfügung. Diese erreichen Sie zurzeit in ausgesuchten Modellregionen wie Berlin, Hamburg, Hessen, Nordrhein-Westfalen u.a.. Weitere Informationen dazu finden Sie unter www.d115.de; 7 Cent/Min. aus dem deutschen Festnetz, max. 42 Cent/Min. aus den Mobilfunknetzen.